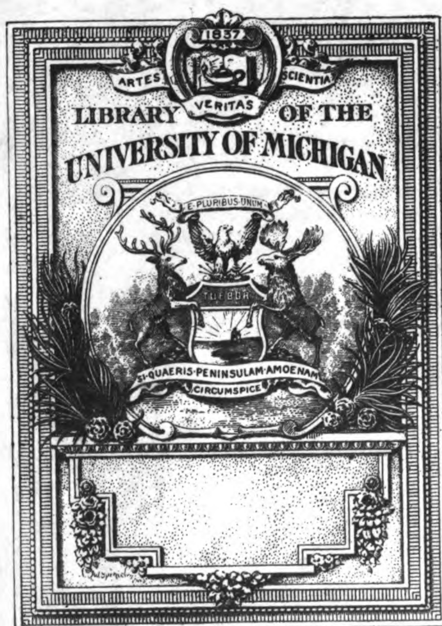
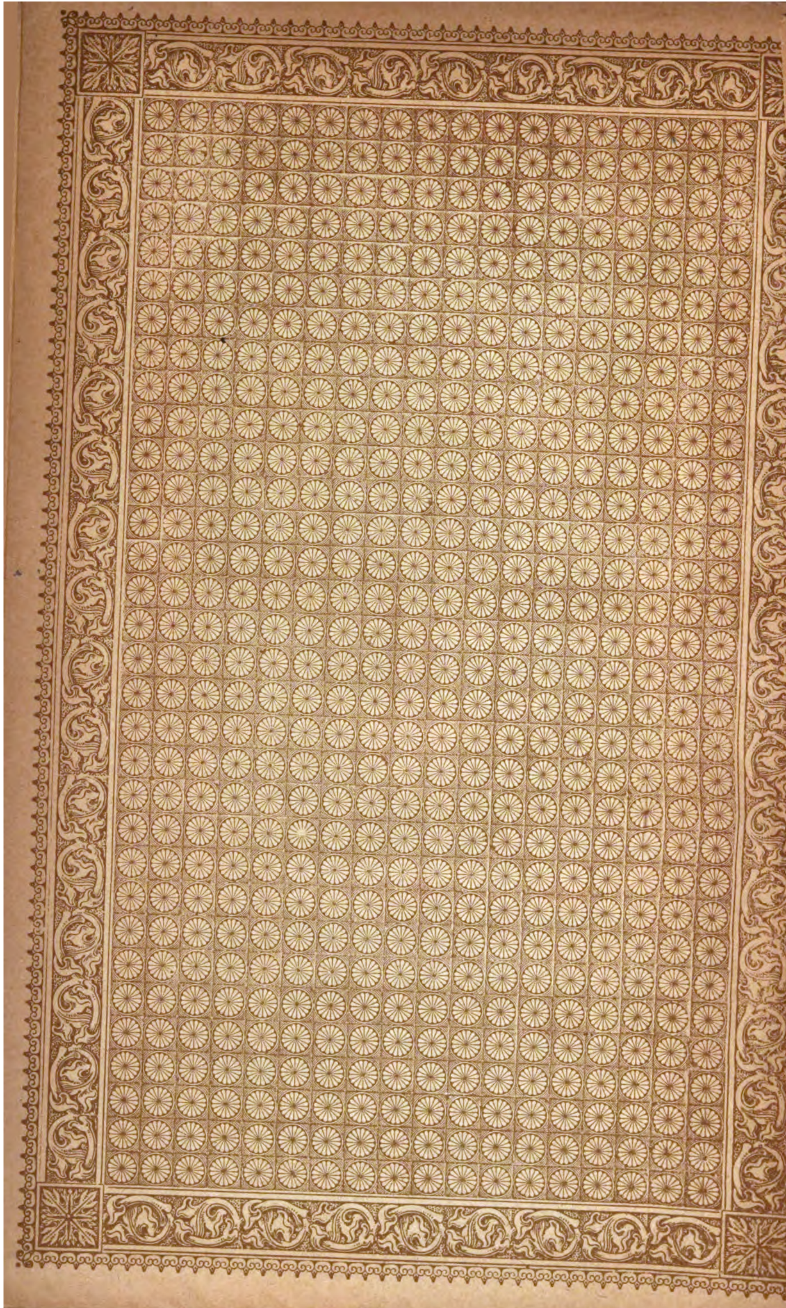

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.
C.S.

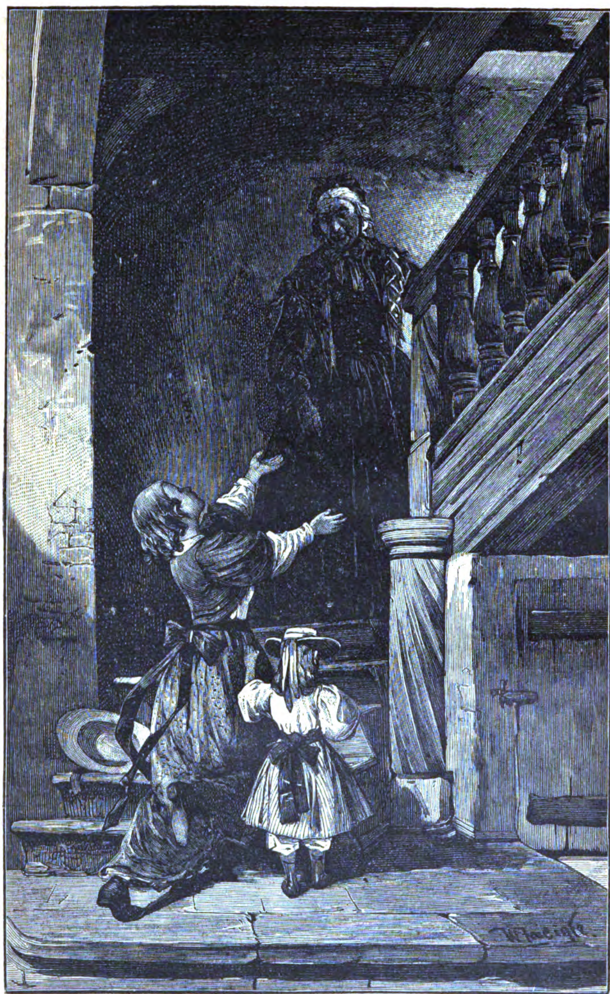

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Liebe und Haß“ von Felix v. Stenglin. (S. 112)
Originalzeichnung von W. Zweigle.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.
Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Fremdes Gut.

Roman von **Fedor v. Zobeltitz.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Was das wieder für gräßliche Ausdrücke sind! Du bist unverbesserlich," sagte Evas Mutter und griff nach ihrem Roman, während das Töchterlein lachend davonging. Von der ganzen Badegesellschaft war ihr Schrader in der That der liebste, schon deshalb, weil er ihr nicht in allen Dingen recht gab, sondern oft gehörig opponierte. Er war wenigstens keiner von denen, die immer nur „Gewiß, Gnädigste" sagten und sich dabei verbeugten; er sagte doch auch manchmal nein!

Eines Morgens nach dem Bade, als Eva und Max sich auf der Strandpromenade trafen, bestand erstere darauf, ein Stündchen weit in die See zu rudern, um nach Möwen zu schießen.

„Bei dem heutigen Wellenschlag?" fragte Schrader und schaute auf das Meer, das mit weißen, krausen Gischtlinien übersäet war.

„Warum nicht?" gab Eva zurück. „Haben Sie etwa Angst? Dies bissel Seegang schadet uns nicht und verdoppelt das Amusement. Sehen Sie nur, wie Möwen und Seeschwalben dicht über die Wogen streifen."

„Und Ihre Eltern —?“

„Denen habe ich schon gestern abend meinen königlichen Willen kund gethan. Kommen Sie, wir wollen uns ein Boot suchen!“

Ein Kahn mit zwei Ruderern war bald gefunden. Schrader besorgte zwei Vogelflinten, die er von dem Wirt seines Gasthofes entlieh, und dann steuerte man hinaus in die See.

Die Wellen gingen nicht so hoch, wie es vom Ufer aus den Anschein hatte, immerhin stieg und fiel die kleine Barke aber beträchtlich unter dem Atem des Meeres. Das Wasser hatte eine grünglasige Färbung angenommen, erschien aber in weiterer Ferne tiefschwarz.

Eva war glücklich. „Das lob' ich mir!“ rief sie, während ihre Augen blitzten; „bei ruhigem Wetter in die See zu stechen, ist halber Genuß. Ein klein wenig grollen muß das Meer! — Aufgepaßt!“

Sie riß ihre Büchse an die Wange und drückte ab. Mit schweren Flügeln stürzte eine weißschillernde Möwe in das Wasser.

„Bravo!“ rief Schrader. „Sie besitzen eine erstaunliche Treffsicherheit, gnädiges Fräulein! Und gerade die Möwen sind schwer unter den Schuß zu bekommen!“

Das Boot wendete, und Max fischte den getroffenen Vogel auf, ihn zu Füßen Evas niederlegend.

„Lassen Sie sich einen Hut mit den Flügeln schmücken,“ sagte er.

„O nein!“ entgegnete sie, „das wäre Barbarei!“

„Und das Schießen der Möwen —? Ist's nicht auch Barbarei?“

„Möglich, aber der Sport veredelt sie. Jeder Sport ist im Grunde genommen eine Grausamkeit!“ — Sie legte von neuem an, schoß aber vorbei. „Warum schießen Sie nicht?“ fragte sie.

„Weil es mir leid geworden ist," erwiderte Max; „mich dauern die armen Tiere mit ihren hübschen, glänzenden Schwingen und den klugen Augen."

Sie legte auf der Stelle ihr Gewehr neben sich. „Mitleid, ästhetischem Empfinden entsprossen," sagte sie. „Nun schieße ich auch nicht mehr. Ich will nicht hinter Ihnen zurückstehen. Ich glaube, wenn ich noch länger mit Ihnen verkehre, werde ich ein bedeutend besserer Mensch."

„Sagen wir: Sie wecken das Gute in mir, und es wirkt dann auf Sie zurück."

„Ach, du lieber Gott, nun fangen Sie auch noch an, galant zu werden! Bleiben Sie, wie Sie sind, aber machen Sie mir nicht die Cour! Es liegt immer etwas Unwahres darin. Und die Lüge ist das einzige, was ich hasse."

In diesem Augenblicke streifte eine Möwe dicht an dem schaukelnden Boote vorüber. Im Jagdeifer vergaß Eva, was sie soeben noch gesagt hatte, griff nach der Büchse und legte an. Der Schuß krachte; die Möwe schwang sich erschreckt hoch auf in die Luft, da aber das Boot sich gleichzeitig, von einer Welle erfaßt, stark auf die Seite legte, so stürzte Eva vornüber. Mit einem entsetzten Aufschrei sprang Schrader empor, — aber es war zu spät: Eva stürzte in die See.

Seltsam genug, sie hatte dabei keinen Laut von sich gegeben, keinen unartikulierten Ruf des Schreckens, keinen Schrei. Wahrscheinlich war sie bereits im Augenblick des Sturzes ohnmächtig geworden; nur so ließ sich diese merkwürdige Thatsache erklären. Die Wellen spritzten hoch auf; Eva verschwand darin, doch schon eine halbe Minute später tauchte die hellgraue Farbe ihrer Kleidung wieder im Lichtgrün der Wogen auf.

Ungesäumt war ihr Schrader nachgesprungen, nachdem er den beiden Ruderern ein „Stillhalten!" zugerufen hatte.

Vorderhand war das auch in der That das einzig Richtige. Die beiden alten, seeerfahrenen Ruderer waren mit wenigen gewaltigen Schlägen dicht an der Unglücksstelle; während der eine durch doppelseitiges Rudern das Boot im Gleichgewicht zu halten suchte, streckte der andere Schrader seine muskulösen Arme entgegen.

Aber so leicht war das Rettungswerk nicht. Obwohl Max ein vortrefflicher Schwimmer und es ihm ohne weiteres gelungen war, Eva zu erhaschen und in seine Arme zu nehmen, erlahmte seine Kraft doch schnell. Der stärker erwachte Wind trieb das Boot trotz aller Anstrengung des Ruderers immer wieder fort, und die Last Evas war infolge ihrer schweren, mit Wasser vollgesogenen Kleidung keine geringe. Glücklicherweise lag ein Rettungsgürtel aus Kork, der Vorschrift gemäß, am Boden des Bootes. Er wurde Schrader an einem Strick zugeworfen, und Max wurde es leicht, ihn zu erhaschen. Indem er sich mit der linken Hand an dem Gürtel festhielt, mit dem rechten fast erstarrten Arm Eva umklammerte, die völlig besinnungslos war, ließ er sich langsam an das Boot heranziehen. Eine Minute später waren die beiden geborgen.

Jetzt erst kam Max die Denkfähigkeit zurück. Der ganze Vorgang hatte sich blitzschnell abgespielt. Er war auch vom Ufer aus gesehen worden, denn eine größere Anzahl von Booten stieß in die See hinaus, zum Teil mit Fischern und Badewärtern, teils mit Herren der Gesellschaft bemannt.

Eva war auf den Boden des Bootes niedergelegt worden; Schrader, triefend vor Nässe, hatte eine der dicken friesischen Jacken seiner Ruderer über die Kniee gebreitet und auf diese trockene Unterlage den Kopf des jungen Mädchens gebettet. Auch der zweite Ruderer hatte sich seiner Jacke entledigt und sie als Schutzdecke gegen den Wind über den Körper Evas geworfen.

Eva war noch immer ohnmächtig, sie hielt die Augen geschlossen; von Zeit zu Zeit lief fröstelndes Zittern durch ihren Körper, das Schrader, der ihren Kopf in den Händen hielt, deutlich verspürte. Max fror nicht, trotz seiner nassen Kleider. Ein wundersam warmes Gefühl durchströmte ihn, von dem er wußte, daß es vom Herzen ausging. Es bebte in jedem Nerv.

Mit raschen Schlägen trieb das Boot dem Ufer zu. Inzwischen waren auch die anderen Barken näher gekommen; man rief Schrader an.

„Ist ein Unglück passiert? He, Schrader, ist alles in Ordnung?"

Es war die Stimme Emsteegs, die über die Wellen klang. Er saß in einem sogenannten Nasenquetscher, einem winzigen Fahrzeug, das sich mühselig durch den Wogengang arbeitete.

Aber nicht Schrader antwortete. Plötzlich erhob Eva den Kopf und lachte, freilich noch ein wenig gezwungen, aber mit munterer Stimme, hell auf.

„All right, Herr v. Emsteeg!" rief sie zurück. „Es war nur eine Erfrischung, nichts weiter! Ich schwärme für das Meer! Sagen Sie der Flottille, die Sie begleitet, sie möge umkehren, wir kommen schon allein an Land!"

Dann richtete sie sich mit dem Oberkörper im Boot empor, so daß sie Max anschauen konnte, strich sich das nasse Haar aus der Stirn und nahm die Hand ihres Retters.

„Wie soll ich Ihnen danken?!" sagte sie einfach.

Max erwiderte den leisen Druck ihrer Hand. Er lächelte glücklich. „Gar nicht," entgegnete er. „Warum auch? Man ertrinkt nicht so leicht! Aber man holt sich leicht einen Schnupfen, wenn man unverhofft in die Traufe kommt, und deshalb möchte ich Sie bitten, sich so gut es geht, mit diesen beiden Jacken zu drapieren."

Er legte ihr selbst die eine der Flauschjacken wieder um die Schultern und knöpfte sie vorn zusammen. Sie ließ es geschehen, ohne selbst die Hände zu rühren. Sie starrte mit großen Augen über das Meer; ihr Antlitz war ernst geworden, und es lag ein sinnender, halb träumender, sehr weicher Ausdruck darauf.

Zahlreiche Menschen harrten am Ufer der Rückkunft des Bootes, unter ihnen, neben dem Badekommissar stehend, der Kommerzienrat mit seiner Gattin. Beide waren in großer Erregung; Evas Mutter lehnte mit halb geschlossenen Augen an der Schulter ihres Gemahls und sprach nur dann und wann ein leises Wort, während Sporrschild unverhohlen seinem Aerger über den Leichtsinn, bei diesem Seegang auf die Möwenjagd zu rudern, Ausdruck gab.

„Ich begreife diesen Schrader nicht.... Ein erwachsener Mensch!... Aber ich werde ihm den Kopf waschen — und Eva auch! — Es ist unerhört — unerhört ist es!"

Das Boot stieß an Land. Zwanzig Herren drängten sich heran, Eva behilflich zu sein. Aber sie wehrte allen ab, setzte den Fuß auf den Bootsrand und sprang an das Ufer. Sie triefte vollkommen, und das von ihrer Kleidung rieselnde Wasser bildete feuchte Tupfen auf dem weißen Sande. Ihr Haar hatte sich gelöst und fiel in Strähnen über ihren Rücken herab. Und dabei lachte ihr ganzes Gesicht, und ihre Bewegungen waren rasch, energisch und sicher wie immer.

„Schneidiges Mädel," flüsterte einer der jungen Herren dem neben ihm Stehenden zu. Das war keine unüble Charakteristik, wenn auch keine erschöpfende, für Eva.

Die Kommerzienrätin wollte ihre Tochter anfangs in einer Anwandlung von mütterlicher Zärtlichkeit umarmen, unterließ es aber, als Eva ihr zurief: „Vorsicht! Ich bin wie eine gebadete Katze!" Der Rat sagte gar nichts mehr, wickelte Eva schweigend in ein paar mitgebrachte Plaids

und Decken und nahm sie dann an den Arm. Aber schon nach einigen Schritten blieb Eva wieder stehen, wandte sich um und rief zurück: „Herr Schrader!“

Der stand mitten in einer ihn ausfragenden Herrengruppe und ließ sich gleichfalls mit Plaids umhüllen.

„Gnädigstes Fräulein?“ entgegnete er fragend.

„Nochmals Dank und auf Wiedersehen!“

Und nun konnte auch Sporrschild nicht umhin, in einem Tone, aus dem sich unschwer Aerger und Ingrimm herauserkennen ließ, hinzuzufügen: „Ah ja — mein lieber Herr Schrader — auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“

— — — — — — — — — — — —

In aller Frühe des nächsten Tages sprach Emsteeg bei Max vor, sich bei ihm zu erkundigen, wie ihm das unvorhergesehene Seebad bekommen sei. Schrader saß gerade beim Frühstück und war bester Laune.

„Vortrefflich,“ entgegnete er auf die Frage des Freundes; „ich habe gestern eine tüchtige Grogkur gebraucht, famos geschlafen und bin heute kreuzfidel.“

„Gratuliere,“ sagte Emsteeg, „und zwar dreifach. Zur Genesung, denn die Sache hätte böse ablaufen können, — zur That selbst und zur Rettungsmedaille. Der Badekommissar hat Sie schon eingereicht.“

„Das hätte er bleiben lassen können,“ meinte Max lachend. „Nun habe ich schon die zweite Dekoration in Aussicht, denn auch aus Rußland droht mir ein Kreuzchen.“

„Nehmen Sie dies Kreuz ruhig auf sich. Gestern waren Sie übrigens der Löwe des Tages; alle Welt sprach nur von Ihnen. Sie haben ein Riesenglück, Schrader!“

Max wurde rot. „Das heißt?“ fragte er.

„Das heißt, Sie werden meiner Ueberzeugung nach Erfolg haben, wenn Sie um Eva anhalten wollen. Und ich zweifle nicht daran, daß Sie sich mit dieser Absicht tragen. Ich habe ziemlich scharfe Augen.“

Emsteeg hatte dies alles rasch, in hastigstem Tone und mit auffälliger Nervosität gesagt. Dabei irrte sein Auge im Zimmer umher und blieb nur zeitweilig fragend auf Schrader haften.

Max schob die Platte mit dem Frühstück von sich und lehnte sich in die Sofaecke zurück. „Ich habe keinen Grund, zu lügen," sagte er. „Ich liebe Eva aufrichtig — ich bin mir darüber klar geworden. Aber ich fürchte trotz dem, was geschehen ist, eine Abweisung. Von ihr sowohl wie von seiten der Eltern. Alle drei wollen höher hinaus; ich steh' ihnen zu tief."

Emsteeg lachte auf; das Lachen klang schrill, nicht so frohmütig und ungezwungen wie sonst. Er erhob sich. „Ich will ins Bad," und er reichte Max die Hand. „Glück auf den Weg und mutig vorwärts! Sie haben viel Chancen für sich, mehr als — andere! Und Eva hat ihren eigenen Kopf — sie kümmert sich nicht um die Eltern. Ich glaube —"

Er war schon an der Thür und beendete den Satz nicht, winkte noch ein Adieu mit der Hand und verließ das Zimmer. Max war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um dem aufgeregten Wesen des Freundes Beachtung zu schenken. Emsteeg hatte öfters etwas Wunderliches; er behauptete von sich selbst, daß er zuweilen an „schwarzer Melancholie" leide, einem unheilbaren Erbübel, das man mit in den Kauf nehmen müsse.

Schrader beendete seine Toilette. Er kleidete sich sehr sorgsam an. Im Licht des Sommermorgens betrachtete auch er das Geschehnis von gestern als ein großes Glück. Diese unerwartete Rettungsthat mußte ihn in den Augen Evas weit über den Kreis ihrer Dutzend-Verehrer erheben.

Er zog seinen Ueberzieher an und griff nach dem Hute. Zunächst wollte er sich nach dem Befinden Evas erkundigen. Als er aus dem Gasthof trat, sah er die junge

Dame in einer Unterredung mit dem Pförtner des Hauses vor der Thür stehen. Ein Glühen flog über ihr Gesicht, als sie Max erblickte.

„Ah, da sind Sie ja selbst!“ rief sie ihm entgegen. „Ich wollte soeben zum Strande, mich als Meerwunder anstaunen zu lassen, und fragte im Vorübergehen, ob Sie noch am Leben seien.“

„Wie Sie,“ gab Max zurück; „ich finde, das Wellenbad ist uns beiden recht gut bekommen!“

Sie schritten dem Strande zu, blieben aber oberhalb der Dünen, wo es menschenleer war. Die Sonne flimmerte auf dem Sande und gab den einzeln liegenden blanken Kieseln den Glanz von Diamanten. Das Meer war heute ganz ruhig; stahlblau und unermeßlich spannte es sich aus. Weit hinten trieb ein Segelschiff durch die Flut.

„Ich habe schon eine Morgenpredigt hören müssen,“ erzählte Eva. „Papa und Mama haben mir gemeinsam ihren Standpunkt klar gemacht. Ich sei von einer grenzenlosen Unvernunft oder aber meine Vernunft habe sehr enge Grenzen. So ähnlich war es. Auch auf Sie haben die Eltern gescholten, als den Genossen meiner Dummheiten, aber ich habe Sie wacker verteidigt.“

„Meinen Dank dafür. Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir uns freilich gestehen, daß die gestrige Jagdpartie in der That eine Dummheit war, wenigstens ein übermütiger Streich. In einem heftig schaukelnden Boote soll man nicht Möwen schießen.“

„Aber ich bitte Sie, was wäre denn das Leben ohne ein bißchen Uebermut und ohne ein paar lustige Dummheiten?! Eine Promenade auf glatter Chaussee ist langweiliger als ein Spaziergang auf verschlungenen Waldwegen. Ich bin nicht für das Schnurgerade.“

„Im großen ganzen ich auch nicht, doch immerhin für

das Normale. Und weil ich das dem Krummen und Gewundenen vorziehe, möchte ich einmal eine offene Frage an Sie richten. Darf ich?"

„Ich bitte," antwortete sie, aber sie wandte sich dabei ab. Sie war plötzlich sehr blaß geworden. Wie an jenem Abend, an dem Emsteeg ihr seine Liebe gestanden, so wußte sie auch diesmal wieder genau, daß ein Antrag erfolgen würde. Sie schwankte auch keinen Augenblick, daß sie ihn abermals ablehnen würde. Sie wollte keinen heiraten, den sie nicht „leidenschaftlich liebte"; sie hatte sich das fest in das thörichte Herz geschrieben. Und sie empfand keine Spur von Leidenschaft für Max. Nur gern hatte sie ihn, sehr gern, und dies Zugeständnis ließ sie über das Nein erblassen, das sie auf den Lippen trug.

Schrader war stehen geblieben. Er stützte sich fest auf seinen Spazierstock und stand so, daß er Eva voll in die Augen schauen konnte.

„Sie sagten mir einmal, daß Sie nur dem die Hand zur Ehe reichen würden," begann er, „den Sie aus vollem Herzen liebten, daß Sie sich nie einen Gatten aufzwingen lassen würden. Ist das wahr?"

Sie nickte. „So gewiß ich vor Ihnen stehe. Ich verachte jeglichen Zwang."

„Sie würden also auch mich heiraten, wenn Sie mich liebten — oder mich lieben lernten?"

„Wenn ich Sie liebte — ja!" — Sie spannte ihren Sonnenschirm ein und schlug mit der Spitze zwischen die Kiesel im Sande. Dann schaute sie auch Max fester ins Auge, unbefangen und ohne zu erröten. „Gestatten Sie, daß ich dies eigentümliche Inquisitorium unterbreche," fuhr sie fort. „Sie haben zum mindesten eine originelle Art der Werbung. Ich bin darauf nicht vorbereitet; wer bis jetzt um mich anhielt, faßte sich landläufiger, und ich konnte ebenso antworten. Bei Ihnen muß ich mich über-

legener ausdrücken. Außerdem gehören Sie auch nicht zu der Gruppe der „anderen“. Sie haben mir das Leben, jedenfalls mich aber aus großer Gefahr errettet. Wär' ich eine Amerikanerin, so würde ich Sie aus Dankbarkeit heiraten. Aber ich bin eine Deutsche und folge höheren Regungen als die Dankbarkeit ist. Soll ich Sie meiner Achtung und meiner Freundschaft und meiner ehrlichen Sympathie erst noch in schön gerundeten Perioden versichern? — Erlassen Sie es mir. Sie hätten nicht so zu mir gesprochen, wie Sie es vorhin gethan, wüßten Sie nicht, daß ich viel für Sie übrig habe. Ganz gewiß, sehr viel. Nur eines nicht, nur keine Liebe, wie sie zu einem Bunde für das Leben notwendig ist! Liebte ich Sie, so würde ich Sie — vorausgesetzt natürlich, daß auch Sie mich liebten, — sozusagen vom Fleck weg heiraten, und wenn meine Eltern, Onkel Leopold und wer sonst alles noch dagegen wären! Und wenn ich Sie noch einmal lieben lerne, denn auch die Lernbegabung meines Herzens erwähnten Sie in Ihrer Frage, so verspreche ich Ihnen hiermit feierlich, auf Ehre und Gewissen, zu Ihnen zu kommen und Ihnen zu sagen: „Max, ich bin Ihnen über alles gut und biete Ihnen meine Hand an!“ — Sie müßten dann allerdings noch frei sein, was ich Ihnen nicht wünschen will, da ich nie viel vom Lernen gehalten habe. ... So, Herr Schrader! Nun habe ich Ihnen auf Ihre offene Frage eine ebenso offene Antwort gegeben. Ich habe „normal“ gehandelt, und ich hoffe, Sie werden zufrieden sein.“

Schrader hatte, während Eva ruhigen Tones also sprach, langsam die Augen gesenkt. Er fühlte keinen Schmerz ob dieser eigentümlich klaren und formsicheren Abweisung, er fühlte nur, und dieses Empfinden beherrschte ihn im Augenblick vollkommen, daß er das seltsame Mädchen rasend liebe und alles daran setzen müsse, es zu ge-

winnen. War er sich über sein Fühlen bisher wirklich noch nicht völlig klar geworden, jetzt plötzlich stieg es wie ein helles, sein ganzes Inneres durchleuchtendes Licht in ihm auf.

„Hören Sie zu, Fräulein Eva," entgegnete er. „Ich bescheide mich, weil ich nicht anders kann. Es ist nicht der Ort, mich Ihnen zu Füßen zu werfen und Ihnen mein Herz auszuschütten. Ich bin auch kein Freund von verbrauchten Sentimentalitäten. Aber hören sollen Sie, daß ich Sie liebe, und daß ich fortgesetzt, still und ausdauernd, um Sie werben werde, daß ich gesonnen bin, mir Ihr Herz zu erkämpfen. Sie werden ehrlich genug sein, Ihr Versprechen zu halten. Ich warte auf jenen Tag, an dem Ihr Herz sich gewandelt hat, und ich kann warten, denn ich habe in bösen Zeiten das Warten gelernt. Sie haben mir keinen Korb gegeben, sondern eine Hoffnung, und ich werde mit dieser Hoffnung im Herzen warten!"

Sie gab ihm die Hand, über die er sich tief neigte. Dann stiegen die beiden, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen, die Dünen hinab zum Strande.

18.

Es war Herbst geworden.

Schrader saß längst wieder in seinem Berliner Bureau und prüfte die eingelaufenen Rechnungen über die neuen Gestütsbaulichkeiten zu Miklowicz. Es waren gewaltige Summen, die aufgewendet werden mußten, Summen, die so weit über die ersten Veranschlagungen hinausgingen, daß James Behrend, der in Finanzfragen sonst nicht leicht außer Fassung zu bringen war, die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Und das Gestüt stand noch lange nicht fertig da! Ging es so weiter, so „verbaute" man sich, und der neue Tattersall schlief sanftselig ein, ehe er überhaupt so recht zum Leben erwacht war. Behrend machte

kurzen Prozeß. Er setzte sich auf die Bahn und fuhr selbst nach Miklowicz, dort nach dem Rechten zu sehen. Aber auch seine Anwesenheit nützte nicht viel. Das Unternehmen mußte in dem geplanten Umfange zu Ende geführt werden — es half alles nichts. Eine neue Serie von Aktien wurde ausgegeben, und auch das Haus Sporrschild mußte noch einmal tief in den Säckel greifen.

Als Wundpflaster für diese Nackenschläge waren inzwischen die seit langem angekündigten russischen Orden eingetroffen. Gleich eine ganze Ladung; alle Hauptteilnehmer an der Gründung, die der russischen Regierung am willkommensten sein mußte, waren bedacht worden. Natürlich in den nötigen Abstufungen. Die Direktoren und die adeligen Herren des Aufsichtsrats erhielten Dekorationen höherer Klasse, und dann ging es abwärts bis zu dem Sekretär des Tattersalls, der sich eine Verdienstmedaille an einem roten Bändchen in das Knopfloch knöpfen konnte. Auch Herr Leopold Sporrschild hatte seinen Orden erhalten. Er sah das Ding, als man es vor ihn auf den Schreibtisch legte, mit ironischem Lächeln an und legte es sodann in den Arnheim des Geschäftslokales, auf dieselbe Stelle, an der noch vor kurzem ein stattlicher Haufen von Wertpapieren aufgestapelt gewesen war. Diese Stelle war jetzt leer bis auf das Etui mit der Dekoration.

Mitte September sollte Tokowa, nachdem er sich mit dem Direktorium über seinen Kontrakt geeinigt hatte, abreisen.

Wenige Tage vorher feierte Baron Rasmus seinen Geburtstag. Er gab zu Ehren dieses Tages ein kleines Diner in einem der elegantesten Restaurants, zu dem drei Herren der dänischen Gesandtschaft, die Legationssekretäre v. Löwenscjold, v. Magnussen und v. Crusenstolpe, ferner Graf Tokowa, Doktor Kurt Sporrschild, Emsteeg und noch einige andere Einladungen erhalten hatten. Auch Schrader

hätte Rasmus gern bei sich gesehen, ließ aber die Einladung an ihn auf Zureden Demeters fallen, der ein neues Zerwürfnis zwischen ihm und dem Referendar Sporrschild fürchtete.

Nach dem Diner, bei dem es lebhaft und angeregt zuging, fuhr man gemeinsam in eine Operetten-Première und nach deren Schluß in die Wohnung des Barons, um den Tag mit einem kleinen „Jeu" zu beschließen. Im Wohnzimmer war ein Büffett mit kalten Erfrischungen aufgestellt worden, daneben stand ein großer, mit Eisstücken gefüllter Kübel, aus dem eine Anzahl silberköpfiger Flaschen hervorlugte.

Rasmus war ein liebenswürdiger Wirt. Mit keinem Wort nötigte er zum Spiel, sondern nur zum Essen und Trinken, trotzdem hatte sich schon ein halbes Stündchen nach Ankunft der Gäste die ganze Gesellschaft um den grünen Tisch gruppiert. Herr v. Löwenscjold war der erste, der die Bank nahm. Man spielte Makao und begnügte sich anfänglich mit ziemlich geringen Einsätzen. Das währte freilich nicht lange. Die Einsätze wurden sehr bald verdoppelt, und in kurzer Zeit bedeckte sich der Tisch mit Goldstücken, Banknoten und Bons, die binnen vierundzwanzig Stunden zahlbar waren.

Rasmus und der junge Sporrschild waren die Gewinner, solange Löwenscjold die Bank hielt. Herr v. Emsteeg hatte schon nach wenigen Minuten die Barschaft, die er bei sich trug, verspielt, und da er zu charakterfest war, das Spiel mit von ihm ausgestellten Scheinen fortzusetzen, so zog er sich in das Nebenzimmer zurück, steckte sich hier eine neue Cigarre an und nahm ein Buch zur Hand.

Inzwischen hatte Tokowa die Bank übernommen. Er spielte mit unheimlichem Glück. Namentlich Kurt Sporrschild verlor große Summen an ihn, die er in beschrie-

benen Papierfetzen auszahlte. Aber diese Wische waren so gut wie bares Geld; bis morgen abend mußten sie eingelöst sein, das heißt um diese Zeit mußte Kurt von irgend einem jener „dunklen Ehrenmänner“, die gegen sicheres Unterpfand und hundert Prozent Zinsen „Kavalieren und Beamten“ aus der Not zu helfen pflegen, die nötige Summe aufgetrieben haben. Der junge Mann war nicht in Erregung, aber sehr blaß. Es war zum Verzweifeln, wie mißgünstig ihn Fortuna behandelte! Und er schauderte, wenn er an die Schuldenlast dachte, die sich im letzten Jahre wieder aufgetürmt hatte. Onkel Leopold half diesmal nicht, das war sicher, aber der Vater mußte die Börse öffnen!

Mit erstaunlicher Leidenschaftslosigkeit spielte auch Tokowa. Kein Zug in seinem hübschen, wenngleich in letzter Zeit schärfer und härter gewordenen Gesicht bewegte sich, wenn er mit den schlanken und aristokratischen Händen die Karten abzog und mit kurzer Betonung die auf ihn fallende Ziffer nannte. Er trank wenig während des Spiels und nippte nur zeitweilig an dem neben ihm stehenden Wasserglase mit Champagner.

Nach der fünfzehnten Taille hielt er plötzlich inne. „Ist es den Herren recht, wenn ich nach noch drei weiteren Taillen die Serie schließe?“ fragte er. „Das Glück scheint heute für den Bankier zu sein, und ich schlage deshalb vor, daß Doktor Sporrschild einmal die Bank übernimmt.“

„Mir recht,“ entgegnete Kurt. „Wer leiht mir bis morgen abend fünfzehnhundert Mark?“

„Ich — und mit Vergnügen,“ sagte Tokowa. „Gestatten Sie nur, daß ich mein Spiel beende. Ich bin abergläubisch und leihe nicht gern aus der Bank. ... Großer Schlag, meine Herren!“

Er hatte die Karten abgezogen. Nach der dritten Taille erhob sich Tokowa, strich seinen Gewinst ein und

leerte das noch fast volle Sektglas in einem Zuge. Dann trat er an einen Nebentisch, zählte fünfzehnhundert Mark auf und überließ sie dem jungen Sporrschild.

„Mögen Sie Ihnen Glück bringen!“ sagte er dabei lachend. „Ich bitte nur um fünf Minuten Erholungsurlaub, dann stehe ich wieder zur Verfügung.“

Er nahm eine Papyros und schlenderte, während die übrigen Herren sofort weiterspielten, einigemal im Zimmer auf und ab, blieb hie und da stehen, in einem der auf den Tischen liegenden Bücher zu blättern oder eine Statuette auf dem Gesims zu betrachten, und nahm sodann wieder am Spieltische Platz.

Sporrschild hatte anfänglich Glück, dann kehrte das Unglück zurück. Rasmus und Magnussen waren fortan die Hauptgewinner; Tokowa hatte nichts gewonnen und nichts verloren, sein Spiel hatte sich ausgeglichen. Nach Verlauf einer halben Stunde mußte Kurt die letzte Taille ansagen; seine Kasse war geleert. Man bot ihm weitere Mittel an, aber er lehnte dankend ab.

„Ich bitte ein andermal um Revanche,“ sagte er, mit seinem Taschentuch über die feucht gewordene Stirn streichend; „heute ist das Glück so absolut gegen mich, daß ich fürchte, meine Kaltblütigkeit zu verlieren.“

Sporrschild erhob sich, und Herr v. Magnussen nahm seine Stelle ein. Man hatte sich vorgenommen, mit dem Glockenschlag zwei das Spiel abzubrechen, und man hielt Wort.

„In fünf Minuten zwei Uhr,“ sagte Baron Rasmus plötzlich, seinen Chronometer ziehend; „haben Sie die Güte, die letzte Taille anzusagen, lieber Magnussen.“

„Eh bien, also die letzte Taille, meine Herren!“

In diesem Augenblick trat Emsteeg wieder in das Zimmer. „Ich habe noch ein verstecktes Goldstück in meiner Börse entdeckt,“ sagte er lachend, „das ich dem

Moloch als Schlußopfer darbringen will! Geben Sie mir, bitte, eine Karte, Herr v. Magnussen."

Er erhielt sie und verlor; der Bankier deckte den „Großen Schlag" auf und zog sämtliche Einsätze ein.

Man erhob sich. Emsteeg war der erste, der ging: er habe in der Frühe Dienst und wolle noch ein paar Stunden schlafen. Die übrigen Herren blieben noch ein Viertelstündchen, einen Likör und eine Tasse Kaffee zu trinken, den Rasmus eigenhändig auf einer Wiener Maschine bereitete. Er behauptete, außer der Fürstin Metternich verstehe nur er Kaffee zu kochen.

Unterdessen streckten sich die Herren in den Sesseln aus oder schlenderten in den Zimmern umher. Baron Löwenscjold, der als neugierig verrufen war, stöberte wie gewöhnlich in allen Winkeln und Ecken umher, guckte in jede Vase und betastete jedes Nippesstück.

„Sag mal, rote Gröde," begann er plötzlich, vor dem Paneel der Längswand des Zimmers stehen bleibend, „wo hast du denn eigentlich die Brieftasche mit den Elfenbeinplatten und der eingedrückten Kugelspur von Anno vierundsechzig gelassen? Ich habe neulich von dem Dinge geträumt."

„Sie muß ja daliegen," gab Rasmus über seine Kaffeemaschine hinweg zurück.

„Sie liegt aber nicht hier," entgegnete Löwenscjold.

„Dann hat sie der Tomsen wieder verbummelt," antwortete Rasmus — Tomsen war der Diener des Barons; „ich werde ihn morgen bei den Ohren nehmen. Nun laß aber mal das Herumschnüffeln; komm her und probiere meinen Mokka und erteile mir ein Lob ob meiner Kunst der Bereitung."

Der Kaffee war in der That vortrefflich geraten. Man schlürfte ihn aus winzig kleinen Tassen von feinstem altem Meißner Porzellan, die Rasmus, der ein großer Liebhaber

von schönen Kuriositäten war, mit der Zeit gesammelt hatte, steckte sich dann noch eine Cigarre für den Heimweg an und rüstete endlich zum Aufbruch.

Vor dem Hause trennte sich Graf Tokowa von den übrigen Gästen, warf sich in eine Droschke und fuhr nach seiner Wohnung. Obwohl er erklärt hatte, er sei todmüde, suchte er doch noch nicht sogleich sein Lager auf, sondern zündete in seinem Arbeitszimmer die Lampe an und ließ sich vor dem Schreibtische nieder. Dann zog er eine Brieftasche hervor — nicht die seine, sondern eine fremde: eine Brieftasche mit Elfenbeinplatten, von denen die eine einen Sprung zeigte. Es war merkwürdig, wie stark dem Grafen plötzlich das Herz schlug, als er die äußerlich ziemlich schlichte Tasche in die Hand nahm. Er hatte lange auf den glücklichen Zufall warten müssen, der die Tasche in seinen Besitz bringen sollte. Heute endlich war ihm das Glück günstig gewesen, ein Glück, das auf ein Haar einem Verbrechen glich. Denn es war fremdes Gut, nach dem er die Hand ausgestreckt hatte, und vielleicht, ja vielleicht war er um ein Nichts zum Diebe geworden. Vielleicht trogen ihn seine Kombinationen.

Die Rechte, in der er die Tasche hielt, zitterte. Seine Nerven waren nicht mehr die alten, eisern festen, sie vibrierten bei jeder Erregung. Er öffnete die Tasche. Sie enthielt keine Papierfüllung mehr, nur zwei Gefache aus verblaßter roter Seide. Tokowa tastete vorsichtig mit dem Zeigefinger über die Seide, um zu fühlen, ob unter ihr etwas verborgen sei. Es ließ sich nichts spüren. Nun nahm der Graf ein Federmesser vom Tisch und löste die Seidentaschen von den beiden Elfenbeinplatten ab, auf die sie festgeklebt waren. Bei der zersprungenen Platte machte sich das nicht leicht; die Seide haftete ziemlich fest am Elfenbein. Anders bei dem zweiten Täschchen. Hier lösten sich drei Seiten schwer, die vierte Seite aber wich

ohne weiteres unter dem Drucke des vorher über der Lampe angewärmten Messers, ein Beweis dafür, daß diese Seite mit einer weniger gut klebenden Flüssigkeit auf die Platte geleimt worden sein mußte. Zwischen der Seide und dem Elfenbein aber lag ein Papier, genau in dem Größenverhältnis der Tasche zusammengefaltet, so daß ein Durchfühlen von außen her unmöglich war.

Als Tokowa dieses Papier entgegenfiel, wurde sein Gesicht ganz weiß.... Er hatte sich also nicht geirrt, er hatte richtig kombiniert. Ohne daß er das Papier entfaltet hatte, wußte er: das mußte der Depotschein über das vor langen Jahren bei dem Bankhause Philipp Schrader in Breslau eingezahlte Vermögen des verschollenen Alfred Senden sein! Tokowa war ein kluger Denker. In dem Augenblick, da Hallwyl ihm von der Brieftasche Sendens erzählt, die er unter dem Kopfkissen des Toten gefunden und der hinterlassenen Witwe überbracht hatte, war kraft einer unwillkürlichen Ideenverbindung der Gedanke in ihm aufgestiegen: sollte Senden nicht in dieser Tasche, die er immer bei sich getragen, den Depotschein über sein Vermögen aufbewahrt haben? Thatsache war, daß der Schein bis zum heutigen Tage nicht vorgezeigt worden war. Das aber wäre zweifelsohne geschehen, wenn das Papier auf rechtliche oder unrechtliche Weise in die Hände von Freund oder Feind gefallen wäre. Die Annahme, daß es vernichtet worden sei, war auszuschließen, denn es lag kein Grund für die Zerstörung dieses wertvollen Dokuments vor; andererseits aber bot die Annahme, daß Senden aus Furcht vor Verlust oder Diebstahl für die wechselvolle Zeit des Krieges den Schein in einem geheimen Fache seiner Brieftasche verborgen gehalten oder dort eingenäht hatte, viel Wahrscheinlichkeit.

Hallwyl hatte erzählt, daß der Vater jener Baronesse Rasmus, die dem Doktor Senden kurz vor dessen Tode

angetraut worden war, entrüstet über diese Eheschließung gewesen sei. Daraus, sowie aus dem Faktum, daß die Familie Rasmus alle an die Erben Sendens gerichteten Aufforderungen vollständig ignoriert hatte, ging hervor, daß sie gesonnen war, jede Verwandtschaft zu verleugnen. Mutmaßte man überhaupt ein hinterlassenes Vermögen, so gab man es aus Familienrücksichten auf, wahrscheinlich aber hielt man den preußischen Assistenzarzt für einen ziemlich armen Teufel, um dessen Erbschaft willen es sich überhaupt nicht lohnte, die adelsstolzen und streng dänisch gesinnten Verwandten bloßzustellen. Sei's wie es sei, schloß Tokowa weiter, das Vermögen Sendens existiert noch und hat sich im Laufe der Zeiten verdreifacht. Es handelt sich nur um die Beschaffung der notwendigen Legitimierung, es zu erheben. Diese Legitimierung giebt der verschwundene Depotschein. Die Wahrscheinlichkeit oder wenigstens die Möglichkeit liegt vor, daß Senden diesen Schein in seine Brieftasche eingenäht hat, um ihn möglichst vor Verlust zu schützen. Die bewußte Brieftasche ist auf Umwegen in den Besitz des Legationssekretärs Baron Rasmus gelangt. Sehen wir also zu, uns dieser Tasche zu bemächtigen und sie auf ihren Inhalt hin zu prüfen!...

Der Graf hielt noch immer das Papier, das er aus der Brieftasche mit den Elfenbeinplatten genommen, zwischen den Fingern. Jetzt erst entfaltete er es — und er sah auf den ersten Blick, daß sich seine Vermutung bewahrheitete: es war ein von der Firma Philipp Schrader in Breslau am 27. Januar 1864 für den Dr. med. Alfred Senden ausgestellter Depotschein über eingezahlte vierzigtausend Thaler, die zu drei und dreieinhalb Prozent in sicheren Staatspapieren angelegt werden sollten; Rückzahlung zu beliebiger Frist an den sich legitimierenden Aushändiger des Scheines.

Mit ruhiger Hand, denn er hatte seine volle Selbst-

beherrschung zurückgewonnen, legte Tokowa den Schein wieder in die Brieftasche und verschloß beides in ein Geheimfach seines Schreibtisches. Dann zündete er ein Licht an, löschte die Lampe und ging in sein Schlafzimmer.

* * *

In dem kleinen Häuschen am Kreuzberg, in dem Herr Pipusi seine Gartenwirtschaft hielt, hatte sich seit dem Fortzuge Schraders mancherlei und wesentliches verändert. Es war nicht mehr wie sonst. Auch die Abreise Hallwyls hatte eine Lücke gerissen. Er hatte gewaltig mit seiner neuen Stellung in „einer der berühmtesten Kaltwasseranstalten des Deutschen Reichs" und mit seinen vornehmen Verbindungen geprahlt und noch beim Abschiede den alten Riesencamp mit flammenden Worten zu überreden versucht, zu dem allein heilbringenden Wasser zurückzukehren.

Aber Riesencamp dachte nicht daran, und auch der anscheinend Getreueste der Treuen, auch Schultze beeilte sich, kaum daß Hallwyl den Rücken gewandt hatte, sich wieder den Sünden fleischlicher Kost und schnöden Alkoholgenusses in die Arme zu werfen. Es muß sogar gesagt sein, daß der gute Schutzmann im Grunde seines Herzens sehr glücklich darüber war, seinen Peiniger losgeworden zu sein; nun konnte er doch, ohne den strafenden Blick Hallwyls fürchten zu brauchen, wieder ordentlich zu Mittag essen und wieder wie ehemals sein Glas Tivoli trinken, und nun brauchte er sich doch nicht mehr mit Kniegüssen und Fußbädern heimsuchen zu lassen, wenn ihm einmal ein Zahn wehthat, sondern konnte sich selbigen Zahn wie andere vernünftige Leute unter ähnlichen Verhältnissen einfach ausziehen lassen. Das war immerhin ein Gewinn.

Mit Riesencamp war es rasch abwärts gegangen. Er war nicht mehr zu halten. Sein alter Freund Görgey war zwar ganz plötzlich aus Berlin verschwunden, ebenso

[illegible] auch nicht ihre thränenroten Augen [illegible] hielt sie den Atem an und lauschte. [illegible] horchte draußen noch ein paar Mi- [illegible] und dann vernahm Martha, wie er [illegible] wieder die leise ächzende Treppe hinab- [illegible] stützte den Kopf in die Hände und [illegible] den verblassenden Lichtkreis der [illegible] aus Schrader geworden sein? Ein- [illegible] der See abreiste, im Hochsommer, [illegible] ein paar Bücher abzuholen, die [illegible] und hatte ein Viertelstündchen [illegible] Trotzdem hatte sie ihn nicht wieder- [illegible] wohl gut, und dieser Gedanke [illegible] dachte nicht mehr mit so heißer [illegible] zurück, aber mit vertiefterer [illegible] ihm war ihr Heiligtum; sie [illegible]

[illegible] Zimmer, und die verlöschende [illegible] Dunst. Martha erhob sich [illegible] Der Schmerz des Hungers schar[illegible] werden zu lassen. Ihr war ein- berei[illegible] noch eine schmale goldene Halskette, ein ihre [illegible] Mutter, besaß; die wollte sie in das her un[illegible] tragen, um sich für den Erlös Brot auf. [illegible] zu kaufen. Im Augenblick des ärgsten Ofen; es [illegible] erwachte die Lebens[illegible] neuem der Vater [illegible] ronnen. [illegible] aus de[illegible] rvor. zog Nur der Hu[illegible] über [illegible] Schmerz, unter[illegible] ihr [illegible] sich nichts abge[illegible] um salons auf eigene[illegible] sie schlemmte. Doch [illegible] sie d[illegible] ihm ihre Not zu [illegible] daß

es kam im Grunde genommen auf dasselbe heraus! Thäte er nur nicht so weh, der schreckliche Hunger, der in den Eingeweiden fraß und die Herzmuskeln zusammenkrampfte und selbst das Hirn nicht verschonte, das arme, öde, gedankenleere Hirn, in dem er ein Tosen, Dröhnen und Läuten und dann und wann einen dumpfen, von Nervenstichen unterbrochenen Schmerz erzeugte.

Sie ließ die Hände sinken und schaute in die Lampe, die trüber zu leuchten begann. Auch das Oel ging zu Ende. Was nähte und flickte sie noch! Für was und für wen? Für den kommenden Tag? Für einen neuen Tag voll hoffnungslosen Elends? Eine Thräne schlich sich in ihr Auge. Sie mußte plötzlich ihrer Mutter gedenken und jener letzten Stunde am Totenbette der Verblichenen. Seit ihr der Vater entfremdet, seit die Kluft zwischen ihm und ihr unüberbrückbar geworden, stand sie ganz einsam und ganz allein auf der Welt. Sie sehnte sich nach dem Tode. Die Thräne im Auge wurde schwerer und voller; Martha legte die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und begann leise zu weinen.

Es klopfte. Martha fuhr auf. Sie kannte dies schüchterne Klopfen. Das war der Schutzmann von unten, der sich nach ihr erkundigen wollte. Er kam öfters in der Dämmerstunde, denn er merkte mit seinem Herzen wohl, wie es um sie und den Vater und das ganze Hauswesen stand. Aber kam er, so that sie heiter und guter Dinge und klagte nie. Sie schämte sich, einen Fremden in den Verfall ihrer Häuslichkeit schauen zu lassen, und fürchtete auch, er könne meinen, sie habe noch immer Sehnsucht nach ihrem früheren Mieter, nach Schrader.

Es klopfte abermals, und dann rief draußen die Stimme Schultzes leise und weich: „Fräulein Martha? Sind Sie zu Haus, Fräulein Martha?“

Sie antwortete nicht. Sie konnte sich heute nicht be-

zwingen und wollte auch nicht ihre thränenroten Augen zeigen. Aengstlich hielt sie den Atem an und lauschte.

Der Schutzmann horchte draußen noch ein paar Minuten an der Thür, und dann vernahm Martha, wie er schweren Schritts wieder die leise ächzende Treppe hinabstieg. Sie atmete auf, stützte den Kopf in die Hände und starrte von neuem in den verblassenden Lichtkreis der Lampe. Was mochte aus Schrader geworden sein? Einmal, kurz bevor er nach der See abreiste, im Hochsommer, war er gekommen, noch ein paar Bücher abzuholen, die liegen geblieben waren, und hatte ein Viertelstündchen mit ihr geplaudert. Seitdem hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Es ging ihm wohl gut, und dieser Gedanke erfreute Martha. Sie dachte nicht mehr mit so heißer Leidenschaft wie einst an ihn zurück, aber mit vertiefterer Innigkeit. Ihre Liebe zu ihm war ihr Heiligtum; sie betete allabendlich für ihn.

Es wurde dunkler im Zimmer, und die verlöschende Lampe verbreitete einen üblen Dunst. Martha erhob sich und warf ihr Kleid über. Der Schmerz des Hungers drohte sie ohnmächtig werden zu lassen. Ihr war eingefallen, daß sie noch eine schmale goldene Halskette, ein Andenken an ihre Mutter, besaß; die wollte sie in das nächste Pfandhaus tragen, um sich für den Erlös Brot und Petroleum zu kaufen. Im Augenblick des ärgsten Hungerempfindens erwachte die Lebenslust von neuem in ihr.

Sie suchte das Kettchen aus der Kommode hervor, zog ihren Mantel an und schritt über den Hof auf die Straße. Ein starker Ostwind blies ihr entgegen. Von Zeit zu Zeit mußte sie stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Das Pfandgeschäft war nicht weit; sie hatte in letzter Zeit oft diesen Weg gemacht. Als sie den Straßendamm überschreiten wollte, fühlte sie, daß ein heftiges Unwohlsein

in ihr aufstieg: Brechreiz in der trockenen Kehle, Flimmern vor den Augen und Ohnmachtsanwandlung. Sie schwankte.

In diesem Augenblick fuhr eine Droschke vorüber. „Halt!“ rief der Insasse, „halt, Kutscher! Zum Henker, so halten Sie doch!“

Ein junger Mann sprang aus dem Gefährt und Martha zu Hilfe. Es schien in der That, als sei sie ohnmächtig geworden, denn sie hing wie leblos in seinen Armen. Drei, vier Menschen waren stehen geblieben, trotteten aber bald wieder weiter: das Wetter war allzu abscheulich, es besiegte selbst die Neugier des Publikums. Der junge Mann rief den Kutscher um Beistand an, und beide hoben Martha vorsichtig in den Wagen.

„Weiter!“

Die Droschke zog an. Die schüttelnde Bewegung des Gefährts brachte Martha zur Besinnung zurück. Sie schlug die Augen auf, schaute mit fremdem Blick um sich und dann ihrem Begleiter in das Gesicht.

„Fürchten Sie nichts, liebes Kind,“ begann dieser, aber ein heftiger Schrei Marthas unterbrach ihn. Sie rüttelte an der Wagenthür.

„Aufmachen! Aufmachen!“ ächzte sie. „Wie komm' ich hierher? Großer Gott, bin ich denn im Fieber?!“

„Ruhig, Kind, ruhig,“ sagte der junge Mann besänftigend; „Sie sind ein klein bißchen angegriffen, wie mir scheint. Das kommt vor und wird wieder vergehen. Und nun schauen Sie mich einmal an, liebes kleines Fräulein: erkennen Sie mich nicht wieder?“

Sie starrte ihm mit weit geöffneten Augen in das blasse, faunisch lächelnde Antlitz.

„Gewiß kenn' ich Sie!“ entgegnete sie langsam und tonlos. „Ja, ja, ich kenne Sie — und weil ich Sie kenne, deshalb will ich fort! Halt, Kutscher! Lassen Sie mich aussteigen, Herr!“

Sie schrie diese letzten Worte wieder so laut, daß er seine Hand auf ihren Mund legte.

„Seien Sie nicht toll!“ zischte er, „und seien Sie keine Närrin! Glauben Sie, ich werde Sie umbringen? Ich war bei einem Freunde, der in Ihrer Nähe wohnt, und sah Sie bei der Rückfahrt auf dem Straßendamm zusammenbrechen. Da ich Sie auf der Stelle erkannte, ließ ich halten und schaffte Sie in meinen Wagen. Das ist alles. Sind Sie krank?“

„Ja,“ hauchte sie. Ein rasender Schmerz wühlte in ihr.

„Und was fehlt Ihnen?“ fragte er weiter.

„Ich hungere,“ gab sie zurück. Eine tödliche Erschöpfung überschlich sie. Mit halb offenem Munde leise atmend, lehnte sie sich in die Polster zurück. Sie glaubte sterben zu müssen.

Der junge Mann erschrak, und vorübergehend flog es wie ein Ausdruck ehrlichen Mitleids über sein Gesicht.

„Alle Teufel,“ sagte er, „Sie hungern!? Und ich dachte wunder — — Aber warten Sie, Kleine: die Krankheit ist rasch gehoben! Oho, dagegen giebt's eine Masse Medikamente! Ich bringe Sie zu mir und setze Ihnen ein anständiges Souperchen vor, und Sie —“

Er beendete nicht. Martha hatte sich plötzlich mit dem ganzen Oberkörper aus dem Wagenfenster geneigt und kreischte dem Kutscher ein abermaliges „Halt“ zu. Der Wagen bog nach dem Bürgersteig hinüber und hielt dann.

Der junge Mann hatte seinen Arm um die Taille Marthas gelegt. „Bleiben Sie,“ sagte er rasch, sich vorbeugend, so daß Martha seinen Atem spüren konnte, „ich bitte Sie herzlich: bleiben Sie! Ich thu' Ihnen nichts, — mein Gott, was fürchten Sie denn von mir?! Seien Sie doch nur vernünftig —“

„Los!“ keuchte Martha, „oder ich schreie so laut, daß die ganze Straße es hört!“

Sie stieß mit den Füßen gegen die Wagenthür; der Kutscher öffnete, und Martha sprang heraus.

Sie hörte nicht mehr das Fluchwort, das hinter ihr her tönte, sondern huschte, so schnell sie es vermochte, in den Schatten der Häuser und eilte die Straße hinab. Die Füße trugen sie kaum noch; sie vermochte nicht mehr zu denken. Es hatte zu regnen begonnen, und der Wind schlug ihr die naßkalten Tropfen in das Gesicht. Sie merkte es kaum. Die eine Hand hatte sie in der Tasche geballt, in der sie das Goldkettchen trug, mit der anderen hielt sie ihren Hut fest. Als sie in die Belle-Alliance-Straße einbog, atmete sie auf. Gottlob — da schimmerte schon die rote Laterne vor jener Destillation, die in dem gleichen Hause lag, in dem sich das Versatzamt befand. Plötzlich stockte ihr Fuß.

„Fräulein Martha!" hörte sie hinter sich eine hastende Stimme. „Fräulein Martha, so hören Sie doch!"

Und im Augenblick darauf stand Schultze neben ihr, in seiner Schutzmannsuniform, das bärtige Gesicht dunkel gerötet vom eiligen Lauf, gutmütig lächelnd und dennoch erschreckt über das todbleiche Antlitz und die fieberhaft glänzenden Augen, die ihm entgegenstarrten.

„Herrgott, Fräulein Martha," sagte er, „was können Sie rennen! Und wie sehen Sie aus! Sie sind doch nicht krank?"

Sie antwortete gar nichts, denn sie konnte augenblicklich überhaupt nicht sprechen. Und sie schämte sich auch, ihm zu sagen, daß sie fast ohnmächtig vor Hunger war.

Schultze schaute sie voll tiefen Mitleids an. „Das geht so nicht, Fräulein Martha," sagte er; „Sie müssen nach Hause. Geben Sie mir Ihren Arm, ich werde Sie führen. Du mein Gott, Ihre Händchen sind ja eiskalt! Sie sind wirklich krank, Fräulein Martha, Sie müssen auf der Stelle ins Bett —"

„Nein," gab sie zurück, und ihr weißes Gesicht wurde plötzlich dunkelrot, „ich bin nicht krank, nur hungrig! Nur hungrig bin ich! Ich habe seit gestern früh nichts genossen, und ich wollte —"

Sie brach ab. Der Schutzmann fühlte, wie das Mädchen an seinem Arm zitterte. Nun sah er auf einmal klar. So weit war es gekommen! Während der alte Hanswurst in schmutzigen Kneipen sein Geld vergeudete, litt daheim seine Tochter bitterste Not.

„Armes Dingelchen," sagte Schultze weich, den Arm Marthas fester an sich ziehend und ihre Hand streichelnd, „das ist schlimm, sehr schlimm. Hunger thut weh, ich weiß es. Es trifft sich aber gut, Fräulein Martha. Ich war soeben dabei, mir ein bissel was einzuholen; nun können wir zusammen zu Abend essen. Wenn Sie erlauben, heißt das."

Sie antwortete wieder nicht. Was sollte sie auch sagen! Die schamhafte Regung, die ihr das Blut in das Gesicht getrieben, war gewichen, sie schämte sich nicht mehr der tiefen Güte dieses schlichten Mannes gegenüber.

Schultze blieb vor einem Fleischladen stehen. „Einen Moment, Fräulein Martha," sagte er; „ich bin sofort wieder draußen!"

Er sprang in den Laden und kehrte bald darauf mit einem kleinen Pakete im Arm wieder zurück. Dann wurde vor einer Bäckerei Halt gemacht, und endlich ging es nach Hause.

„Oho," sagte Schultze, als er die Riesencampsche Wohnung betrat, „hier ist es ja eisig kalt! Und kein Oel in der Lampe! Wollen wir gleich ändern! Setzen Sie sich still auf das Sofa, Fräulein Martha, ich spring nur mal herunter in meine Bude, Feuerung zu holen! Werden's uns schon gemütlich machen!"

Er eilte davon und kam nach einigen Minuten keuchend

wieder, eine Last Holz in den Armen und eine brennende Lampe in der rechten Hand. Dann machte er Feuer im Ofen, holte Teller, Messer und Gabeln aus der Küche, deckte den Tisch und packte die Speisen aus.

„So, Fräulein Martha,“ sagte er, „nun fangen Sie immer schon an! Ich mache unterdessen ein bißchen Thee, damit Sie sich schneller erwärmen. Langen Sie ordentlich zu, Fräulein Martha, Schinken und Wurst, und da hab' ich auch ein paar Sardellen mitgebracht: die sind pikant und thun dem Magen gut.“

Er nickte und ging in die Küche, den Thee zu bereiten. Martha starrte auf das vor ihr Stehende. Einen Augenblick schien es ihr, als verursachten die Speisen ihr einen heftigen Widerwillen. Das war eine krankhafte Erscheinung, und sie kämpfte sie nieder. Mit dem ersten Bissen verlor sich der Nervenreiz; sie aß und aß — ah, welche Wohlthat war das, sich einmal wieder sättigen zu können! Inzwischen kehrte auch Schultze mit Thee und Eiern zurück, füllte Marthas Tasse und stellte sich dann mit dem Rücken an den Ofen.

„Sagen Sie es mir, wenn ich fortgehen soll, Fräulein Martha,“ begann er; „vielleicht sind Sie lieber allein.“

Sie legte Messer und Gabel hin und schaute auf. „Aber, Herr Schultze,“ antwortete sie vorwurfsvoll, „Sie laden mich zum Essen ein und wollen mich allein lassen? Sie wollen nicht mitessen?“

„Darf ich?“ fragte er; „darf ich mich zu Ihnen setzen?“

„Ei gewiß — es wird mir noch einmal so gut schmecken! Und es sind doch auch Ihre Gaben! Lieber Himmel, ich habe ja noch immer den Mantel an! Ich bin ganz gedankenlos geworden!“

Sie sprang auf und legte den Mantel ab. Dann setzte sich Schultze ihr gegenüber an den Tisch und begann mit zu speisen. Im Ofen knisterte das Feuer; ein Hauch von

Gemütlichkeit wehte durch das Zimmerchen. Zuerst wurde nicht viel gesprochen. Schultze war zu schüchtern dazu; er schaute nur dann und wann unter den buschigen Brauen zu Martha hinüber und freute sich, wie es ihr schmeckte. Ihre Wangen röteten sich wieder, und ihre Augen verloren den fieberhaften Glanz. Nachdem der erste wütende Hunger gestillt war, übernahm sie die Pflichten der Wirtin, schenkte Schultze den Thee ein, schnitt Brot und reichte ihm dies und das. Er fühlte sich unendlich glücklich. Und wie viel seliger mußte es noch sein, wenn er die, die ihm gegenüber saß, sein kleines Weib nennen konnte! Der Schutzmann wurde ganz rot bei diesem Gedanken und schaute verlegen auf den vor ihm stehenden Teller.

Als man abgespeist hatte, wurden die beiden gesprächiger. Martha erzählte offen von dem Elend im Hause, von dem Gram, den ihr der Vater verursachte, von all dem Jammer der letzten Monate. Sie erzählte auch von dem seltsamen Zusammentreffen mit dem jungen Mann, der sie so lange schon verfolgt hatte, und von ihrer Flucht aus der Droschke. „Ich war ja wie betäubt, Herr Schultze,“ fuhr sie fort, „wie meiner Sinne nicht mächtig! Ich weiß jetzt noch nicht, wie ich in den Wagen gekommen bin, ich muß ohnmächtig gewesen sein. Aber als ich wieder zu mir kam und den Menschen neben mir erkannte, da überfiel mich eine schreckliche Angst, und ich schrie so lange, bis die Droschke hielt und ich flüchten konnte. Ich fürchte diesen Menschen, als ob er ein Räuber oder ein Mörder wäre, und ich weiß gar nicht, warum ich ihn eigentlich so sehr fürchte.“

„Weil es ein schlechter Bursche ist,“ sagte der Schutzmann ernst. Dies Zusammentreffen mit ihrem alten Verfolger regte Schultze mächtig auf. Alles Blut siedete ihm zum Gehirn. Hätte er ihn vor sich gehabt, er würde ihm die Knochen gebrochen haben. Auf Schrader war er nie

eifersüchtig gewesen, obwohl er wußte, daß Martha ihn liebte, aber jenen Elenden hätte er töten können.

„Es muß anders werden, Fräulein Martha," sagte er, „es muß alles anders werden. Diesen Burschen werden wir unschädlich machen, lassen Sie das meine Sache sein. Er soll Sie nicht noch einmal belästigen, soll's nicht noch einmal wagen! Und dann mit dem Vater. So kann es nicht weiter gehen. Er verkommt gänzlich, und Sie gehen dabei mit zu Grunde. Von Hallwyl und seiner Wassertrinkerei halte ich nicht viel, aber der Suff — entschuldigen Sie, Fräulein Martha — ist doch das Schlimmste. Und wenn es so plötzlich kommt, ist es noch schlimmer. Ich werde mit Ihrem Vater reden."

„Es wird nichts nützen, Herr Schultze," seufzte Martha.

„Dann werden Sie eine andere Wohnung beziehen, Sie werden den Mut haben, sich von Ihrem Vater zu trennen. Sie können nicht länger diese fortgesetzten körperlichen und seelischen Qualen ertragen, Sie gehen zu Grunde dabei. Und nun ist's gut. Ich werde die Sache in die Hand nehmen; vertrauen Sie mir und schöpfen Sie Hoffnung. Es wird alles besser werden. Jetzt lassen Sie uns von anderem sprechen, Fräulein Martha; ich bin so froh, hier bei Ihnen sitzen zu dürfen, und möchte mir nicht gern die Behaglichkeit der Stunde verderben. Wirklich, Sie glauben gar nicht, wie froh ich mich fühle."

Er wagte sie anzusehen, und da reichte sie ihm die Rechte über den Tisch hinüber, die er mit seiner großen Hand fest umspannte und mit der anderen sanft streichelte, bis Martha sie mit verlegenem Lächeln zurückzog.

„Sie sind ein guter Mensch, Herr Schultze," sagte sie stockend.

Sein Gesicht glänzte. „Ach, Fräulein Martha, wie hübsch das von Ihren Lippen klingt! Sagen Sie es noch einmal! Halten Sie mich wirklich für einen guten Menschen?"

„Ja — und aufrichtig — für einen sehr guten! Sehen Sie, als der junge Mann, der mich vorhin auf der Straße im Zusammenbrechen fand, mich aufforderte, mit ihm zu Abend zu essen, da hatte ich sofort das Gefühl: „Fort von ihm — das ist ein Schurke, vor dem du dich hüten mußt!“ Nun sitz' ich mit Ihnen zusammen am Abendtisch und ich befinde mich wohl dabei, denn ich weiß, daß ich von Ihnen nichts zu fürchten habe, daß Sie gut und ehrlich und ganz ohne Falsch sind.“

Der Schutzmann schaute wieder auf seinen Teller und zerdrückte die Serviette mit seinen Händen. Ihm war ganz sonderbar zu Mute. Er wollte sprechen und konnte doch nicht so recht. Er hub ein paarmal an, räusperte sich und schwieg dann wieder. Endlich aber faßte er Mut, rückte mit seinem Stuhl etwas näher an Martha heran und haschte noch einmal nach ihrer Hand.

„Fräulein Martha,“ begann er, „nun Sie so freundlich und so gütig von mir sprechen, muß ich Ihnen auch sagen, was mich schon längst bedrückt — was Sie am Ende selbst schon wissen werden, denn Sie werden mir's angemerkt haben. Aber es muß auch einmal laut gesagt sein. Und das wird mir nicht so leicht, weil ich die Worte ziemlich schwer zusammenfinde, und mit dem Aufschreiben ist es auch so 'ne Sache. Das würde schon besser gehen, aber wir wohnen doch mal unter einem Dache, und da wär's lächerlich, wollte ich Ihnen einen Liebesbrief schicken. Denn es handelt sich nämlich um meine Liebe zu Ihnen. Sie wissen, daß ich Ihnen gut bin, schon lange, und daß ich nur noch nicht habe zur Aussprache kommen können, weil — damals — nun, weil der Herr Schrader dazwischen stand. Der gefiel Ihnen besser, und das hat mich auch nicht gewundert. Herr Schrader ist ein Ehrenmann, und doch kein Mann für Sie. Er hat andere Pläne, höhere, und er hat Ihre

Neigung auch nie erwidert. Ich muß das sagen, wenn es Sie auch schmerzt, denn es soll alles reinlich zwischen uns sein. Vielleicht sitzt noch immer ein Stück von seinem Bilde in Ihrem Herzen; ich glaube, so eine erste Liebe verblutet sich nicht so leicht. Aber das schadet nicht. Mit der Zeit wird das Bild blasser werden; ich werde schon dafür sorgen, denn, Fräulein Martha, ich liebe Sie so sehr und so heiß, daß es gar nicht anders möglich ist: Sie werden einmal meine Liebe erwidern müssen. Nicht gleich; das verlange ich gar nicht. Aber später, wenn Sie mich erst ganz kennen gelernt haben werden."

Er schwieg. Es war eine lange Rede geworden, und er freute sich darüber, wie gut sie ihm geglückt war. Martha hatte mehrfach die Farbe gewechselt, ihre Hand aber ruhig in der Schultzes gelassen. Nun hob sie den bisher gesenkten Kopf und erwiderte mit leiser Stimme, doch ohne Stocken und Zögern: „Werde ich Sie auch glücklich machen können, Herr Schultze? — Es geht mir tief ins Herz, — alles, was Sie da gesagt haben, und ich gestehe Ihnen unverhohlen, daß ich Sie aufrichtig gern habe und alle Ihre guten Eigenschaften mir volle Bürgschaft für die Zukunft geben. Und ich sehne mich auch mit Inbrunst aus diesen schrecklichen Verhältnissen heraus, in denen ich verkomme, möchte mir so gern ein neues Leben schaffen, auf neuem Grund und Boden — kurz, möchte mein Dasein noch einmal beginnen. Aber es ist wahr: ich habe Schrader bisher nicht vergessen können, und das müssen Sie wissen. Er ist verloren für mich, er weiß vielleicht nicht einmal etwas von meiner Liebe, aber nicht mehr an ihn zu denken, das geht über meine Kraft. Das vermag ich nicht."

„Und das sollen Sie auch nicht, ich sagte es Ihnen schon. Lassen Sie die Zeit für sich sprechen — und für mich. Ich bin zufrieden, wenn ich Sie habe. Viel bieten kann

ich Ihnen nicht, aber immerhin ein ruhiges, sorgenloses und auskömmliches Leben. Das ist auch etwas wert. Bin ich nun Ihrer sicher, Martha?"

„Ja," sagte sie, und da traten plötzlich dem großen, schwarzbärtigen Mann die Thränen in die Augen. Dichterisches Empfinden besaß er nicht, aber es lag doch ein Zauber freundlicher Poesie in der Art, wie er, Martha umschlingend, sich über sie beugte und ihren blonden Scheitel küßte. Den Mund zu küssen, wagte er noch nicht; das sollte erst später kommen.

19.

Schrader saß auf seinem Bureau und ärgerte sich über die ungeheuren Nachforderungen, die von Miklowicz aus an die Verwaltung des Tattersalls gestellt wurden, als nach kurzem Anklopfen Schultze zu ihm ins Zimmer trat.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, Herr Schrader," sagte der Schutzmann, seinen Helm auf die Erde stellend und dann Max die Hand reichend; „aber wär's nicht wichtig, würde ich gar nicht gekommen sein. Ich habe mich nämlich gestern abend mit Fräulein Martha Riesencamp verlobt, und da wollt' ich —"

„Der Tausend!" fiel Schrader in freudiger Ueberraschung ein; „nun da gratulier' ich von Herzen, lieber Herr Schultze! Eine bessere Wahl hätten Sie gar nicht treffen können!"

„Das mein' ich auch, Herr Schrader, und ich kann Ihnen sagen, ich bin ganz unmenschlich glücklich. So 'n schwarzer Kerl wie ich und so ein süßes blondes Geschöpf, wie die Martha ist! Jetzt ist aber die Sache die, Herr Schrader: derselbe junge Mensch, der früher schon einmal hinter der Martha hergewesen ist — Sie entsinnen sich wohl noch der Geschichte von damals mit dem Bouquet und dem Dienstmann? — derselbe Mensch ver-

folgt sie noch immer und hat sich erst gestern wieder auf niederträchtige Weise gegen sie benommen. Nun erzählte mir Martha, Sie seien mit diesem Musjö bekannt und ihm mal mit der Martha zusammen im Grunewald begegnet — und da wollte ich denn fragen, ob Sie mir nicht Namen und Adresse des Herrn angeben könnten. Denn die Sache muß aufhören."

„Das muß sie, lieber Herr Schultze," bestätigte Schrader, „da bin ich einer Meinung mit Ihnen; es fragt sich nur, wie man dem jungen Herrn am besten und sichersten einen Riegel vor sein albernes Gebaren schieben kann. Haben Sie darüber schon nachgedacht?"

„Nein, Herr Schrader, das habe ich nicht," antwortete der Schutzmann; „ich bin mir auch noch gar nicht recht klar über die klügste Art, mich an diesen Menschen heranzuschlängeln. Ich muß Ihnen sogar sagen, daß ich mich fürchte, das heißt nicht vor ihm, sondern vor mir. Ich bin eine sehr friedfertige, ja sanfte Natur, aber werde ich einmal wütend, dann kommt's schlimm."

„Ich will Ihnen etwas sagen, bester Schultze: ich werde die Angelegenheit für Sie ordnen. Ich werde mit dem betreffenden Herrn sprechen; ich stehe allerdings auch nicht auf sonderlich freundschaftlichem Fuße mit ihm, durchaus nicht, aber Ihrer Martha zuliebe beiße ich gern einmal in einen sauren Apfel. Ich bin Martha auch zu Dank verpflichtet, und der Mann wird Vernunft annehmen, wenn er hört, daß sie verlobt ist. Was ist denn nun eigentlich gestern wieder passiert?"

Schultze erzählte den Zwischenfall mit der Droschke und knüpfte daran eine Beschreibung des unsinnigen Lotterlebens, das Riesencamp in letzter Zeit geführt hatte.

„Eigentlich sollte ich für meine Person nicht böse darüber sein," fuhr er fort, „denn die liederliche Wirtschaft Riesencamps hat mir in gewisser Weise den Weg zum

Herzen Marthas geebnet. Aber ein Skandal ist es doch. Wenn eine schwache Natur mal im Sinken ist, giebt's auch kein Aufhalten mehr. Sie hätten hören sollen, wie der Alte heut morgen gepoltert hat, als ich bei ihm um die Martha anhielt. Er schien noch betrunken vom Abend her zu sein, denn er that so, als ob er mindestens ein Graf und ich gar nichts wäre. Aber da ist die Martha auch einmal energisch geworden und hat ihm gehörig die Wahrheit gegeigt, und schließlich hat Riesencamp klein beigegeben und wollte mit mir sofort zum Frühschoppen gehen, um das fröhliche Ereignis zu begießen. Aber ich schützte Dienst vor und ging zu Ihnen."

„Recht so, Herr Schultze. Wann soll denn die Hochzeit sein?"

Bald, so bald als möglich. Schultze hatte es eilig. Nicht einen Tag länger, als nötig war, sollte die Martha im Hause Riesencamps verbleiben. Selbstverständlich dürfe aber auch Herr Schrader bei der Hochzeit nicht fehlen — das müsse er fest versprechen, was Max denn auch that. Man plauderte noch eine Weile miteinander, bis der Schutzmann sich schließlich unter wiederholten Danksagungen und mit der Bitte, ihm über den Ausgang der Unterredung Schraders mit dem Referendar Nachricht zukommen zu lassen, empfahl.

Noch an dem gleichen Tage suchte Max Kurt Sporrschild auf. Der Referendar hatte ein Privatlogis in der Nähe des Potsdamer Platzes bezogen. Der Gang wurde Max nicht leicht, aber er glaubte, ihn Martha schuldig zu sein, und er war auch der Ueberzeugung, daß Kurt einer in ruhigem und bestimmtem Tone ausgesprochenen Bitte nicht unzugänglich sein würde.

Kurt war zu Hause und empfing Max mit kalter, doch höflicher Verneigung.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte er kurz.

„Der Auftrag eines anderen," entgegnete Schrader, über die zum Sitzen nötigende Handbewegung des Referendars hinwegsehend. Er blieb stehen und behielt den Hut in der Hand. „Sie werden sich entsinnen, Herr Doktor, daß Sie mir mit einer jungen Dame am Arm gelegentlich einmal im Grunewald begegnet sind. Die junge Dame war, wie ich Ihnen seiner Zeit schon sagte, um jede Mißdeutung Ihrerseits auszuschließen, Fräulein Martha, die Tochter meines früheren Wirts —"

„Und ein durch und durch achtbares Mädchen," fiel Kurt mit leicht höhnischem Zucken der Lippen ein. „Sie brauchen mir das nicht zu wiederholen, Herr Sekretär."

Schrader machte eine leise Bewegung des Unwillens. Ein Schatten flog über sein Gesicht. Der Ton, den Kurt anschlug, machte eine ruhige Verständigung schwer. Aber Max bezwang sich.

„Um so besser," fuhr er fort. „Da Sie wissen, daß Fräulein Riesencamp die höchste Achtung verdient, erscheint die Art und Weise, in der Sie ihr gestern abend gegenüber getreten sind, um so eigentümlicher."

„Ich muß bitten, Herr Schrader!" fuhr Kurt zornig auf; „wollen Sie Rechenschaft fordern?"

„Nein," entgegnete Max, „das will ich nicht. Ich habe nicht die Befugnis dazu. Haben Sie die Güte, mich ruhig anzuhören und unserer Aussprache nicht durch unzeitige und unnötige Heftigkeit eine Schärfe zu geben, die vermieden werden kann. Lassen Sie uns als Gentlemen miteinander verhandeln. Sie werden nicht leugnen können, daß Sie Fräulein Riesencamp schon seit längerer Zeit in mehr oder weniger auffälliger Weise nachgestellt haben."

„‚Nachgestellt' ist ein häßliches Wort, das ich zurückzunehmen bitte!"

„Aber es ist das einzig bezeichnende," erwiderte Max; seine Stimme schwoll drohend an, „und es charakterisiert

die Thatsache. Lassen Sie mich, bitte, ausreden und zu Ende kommen! Fräulein Riesencamp ist verlobt —"

„Ah!?" warf Kurt schrill auflachend, ein; „das ist was anderes. Mit Ihnen, wenn ich fragen darf?"

„Nicht mit mir, sondern mit einem schlichten, ehrenwerten Manne —"

„Der sein Bräutchen langsam verhungern läßt," fiel der Referendar dem Sprechenden abermals ins Wort. „Als ich Fräulein Riesencamp gestern abend traf und ihr einen Samariterdienst erweisen durfte, war die arme junge Dame vor Hunger der Ohnmacht nahe. Das rührte mein Herz, und ich lud sie in meine Droschke, um sie zu speisen und zu tränken."

„Das heißt, Sie benutzten ihre Ohnmachtsanwandlung, um sie gegen ihren Willen in Ihren Wagen zu schaffen! Man hat mir die Situation erläutert. Aber das ist gewesen, und es mag vergessen sein. Jetzt wissen Sie, daß Fräulein Riesencamp verlobt ist, und im Auftrage ihres Bräutigams habe ich die eindringliche Bitte an Sie zu richten, künftighin jede weitere Nachstellung zu unterlassen. Sie werden mir als Ehrenmann Ihr Wort darauf geben."

Der Referendar legte die Hände auf den Rücken und schaute blinzelnden Auges zu Max herüber. „Ihr kategorisches Gehaben gefällt mir durchaus nicht," erwiderte er. „Wie kommen Sie dazu, mir irgend etwas vorschreiben zu wollen?! Ich schere mich den Teufel darum, ob Sie als Bevollmächtigter und Abgesandter, sozusagen als Dienstmann, zu mir kommen, — ich thue, was mir beliebt! Und damit lassen Sie diese Unterredung beendigt sein!"

Er wandte sich um, aber er hatte Max zum zweitenmal in seinem Leben verkannt. Mit einem Sprunge stand Schrader, zornlodernden Gesichts, dicht neben ihm. Seine Augen brannten.

„Sie weigern sich also, mir das verlangte Ehrenwort

zu geben?" fragte er in scharfem Tone und mit erhobener Stimme.

Kurt zuckte mit den Achseln. „Ich habe keine Veranlassung dazu," entgegnete er kurz, den Blick Schraders erwidernd.

„So werde ich Sie zu zwingen wissen, Herr Doktor!"

„Versuchen Sie es, Herr Sekretär!"

Max mußte seine ganze Selbstbeherrschung zusammenraffen, nicht die Faust gegen diesen jungen Burschen zu erheben. Er trat zurück, verneigte sich kühl und verließ das Zimmer.

Draußen nahm er eine Droschke und fuhr ungesäumt zu Emsteeg, der zum Mittagessen gegangen war. Der öffnende Bursche wußte indessen, wo sein Herr gewöhnlich zu speisen pflegte, und Max suchte das Restaurant auf. Er fand Emsteeg glücklicherweise allein an einem Tische sitzen und erzählte ihm von seinem Zusammentreffen mit dem jungen Sporrschild.

Emsteeg faßte die Sachlage mit großer Kaltblütigkeit auf. „Mußten Sie denn unbedingt den Ritter für die Kleine spielen?" fragte er, sein Weinglas leerend. „Und mußten Sie an Stelle des braven Schutzmanns als Schützer der verfolgten Unschuld auftreten? Mein lieber Schrader, nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie haben wieder einmal sehr vorschnell gehandelt und Ihrem guten Herzen viel zu stark nachgegeben! Nun kommen Sie abermals in eine fatale Patsche hinein. Sie dürfen doch nicht vergessen, daß der Kommerzienrat Sporrschild Ihr Vorgesetzter und dieser Schlingel von Referendar der Sohn Ihres Chefs ist! Sie bringen sich unnötig in eine schiefe Stellung zum Sporrschildschen Hause!"

„Soll mir gleich sein," entgegnete Max hartnäckig. „Ich that, was ich für meine Pflicht hielt und was einfach menschlich war. Und ich bitte Sie, Emsteeg, fassen

auch Sie mein Thun und Handeln lediglich von diesem Standpunkte aus auf. Seien Sie mein Kartellträger! Kein Freund schlägt dem anderen eine solche Bitte ab."

Der Offizier faltete langsam seine Serviette zusammen. „Steht es so," sagte er, „dann muß ich eben Ihren Wunsch erfüllen. Ein Duell setzt aber eine Beleidigung voraus. Ist eine solche von seiten Sporrschilds gefallen?"

„Ja. Er gebrauchte an Stelle des Wortes „Unterhändler" den Ausdruck „Dienstmann" für mich. Aus der Betonung ging das Beschimpfende des Ausdrucks hervor. Aber auch darüber will ich hinwegsehen, wenn Sporrschild Ihnen das mir verweigerte Ehrenwort giebt, Fräulein Riesencamp für alle Zukunft unbehelligt zu lassen."

„Schön. Nun weiß ich, was ich zu thun habe. Und wenn er das Ehrenwort auch mir verweigert?"

„So sagen Sie ihm in meinem Auftrage, daß er ein Schurke sei!"

Emsteeg erhob sich, zahlte, schnallte den Säbel um und warf den Paletot über die Schultern. „Ich fahre sofort zu Sporrschild. Erwarten Sie mich in meiner Wohnung, lieber Schrader. Hier ist der Schlüssel, falls der Bursche ausgegangen sein sollte. Auf dem Schreibtische stehen Cigarren und im Bücherschranke, gleich rechts hinter dem „Kleinen Krieg" Boguslawskis, Chartreuse und Cognac."

Die beiden drückten sich die Hände. Max kehrte in die Wohnung Emsteegs zurück, setzte sich in eine Sofaecke und nahm die auf dem Tische liegende Zeitung zur Hand. Er hatte nicht allzulange zu warten. Nach einer halben Stunde schon kam Emsteeg wieder.

„Nun, Freund," rief er Max entgegen, „die Sache wäre abgemacht. Ich habe mir den „Schurken" ersparen können. Sporrschild sagte mir, nur Ihr herrisches Auftreten habe ihn gehindert, die Erklärung abzugeben, daß er sich um die betreffende Dame nicht mehr kümmern

werde. Im übrigen sei das selbstverständlich, nachdem er erfahren habe, daß Fräulein Riesencamp verlobt sei. Aber noch eins, Schrader: hüten Sie sich vor dem jungen Sporrschild! Er ließ die Aeußerung fallen, er hoffe noch, Gelegenheit zu finden, mit Ihnen abrechnen zu können. Ich halte das nicht für eine bloße Redensart, der Bursche ist rachsüchtig."

„Möglich — wahrscheinlich sogar! Aber was kann er mir thun? Ich fürchte ihn nicht, denn ich erfülle meine Pflichten. Ich bin gegen ihn gewappnet. Und nun schönen Dank, Emsteeg, für Ihren Freundschaftsdienst!"

„Ah bah, reden Sie nicht! Wie ist's mit einer Cigarre oder einem Schluck Cognac?"

Max lehnte ab; er mußte auf sein Bureau zurück.

Schultze war glücklich, als Schrader ihm den Erfolg seines Vorgehens mitteilte. Nun konnte er sorgenlos in die Zukunft schauen. Der Hochzeitstag wurde für Anfang Januar des neuen Jahres festgesetzt. Auch Riesencamp war damit einverstanden. Der närrische Alte war recht froh darüber, seine Tochter auf gute Art loszuwerden. Sie beobachtete ihn zu viel, und der stille Vorwurf, der in dem Blick ihrer Augen lag, war ihm unangenehm. Riesencamp trug sich zudem in aller Heimlichkeit mit dem Gedanken, auf seine alten Tage noch einmal eine Ehe zu schließen. Daß es sich dabei nur um eine große Dummheit handeln konnte, war klar. Eine Kellnerin aus dem Viktoriasalon hatte es ihm angethan, und die schwarze Emmy schien auch gar nicht abgeneigt, dem vielgewandten Taschenspieler die Hand zu reichen. Aber Riesencamp fürchtete sich, seinen Entschluß Martha mitzuteilen, und deshalb verschob er die Ausführung bis Ende Januar; dann war er frei und konnte machen, was er wollte....

Für Schrader hatte sein letztes Zusammentreffen mit dem jungen Sporrschild verhängnisvolle Folgen. Emsteeg

sollte recht behalten: Kurt war ein rachsüchtiger Bursche und ein grundschlechter Charakter. Er haßte Max aus vollster Seele, er war ihm vom Tage jener Begegnung im Grunewald ab feindselig gegenübergetreten. Und dieser anfänglich instinktive Haß hatte mit der Zeit eine grimmig leidenschaftliche Prägung angenommen; nach der letzten Auseinandersetzung mit Max schäumte der Referendar förmlich vor Wut, und er nahm sich vor, mit allen Mitteln, die ihm seine Gewissenlosigkeit bot, die materielle und soziale Existenz seines Gegners zu untergraben.

Es wurde ihm das leichter, als er es selbst geglaubt hatte. Der Mutter Kurts war Schrader nie sympathisch gewesen; sie sah ihn gesellschaftlich nicht für voll an und konnte nicht begreifen, daß ihr Gatte ihm sein Haus geöffnet hatte. Aber auch dem Kommerzienrat war Max herzlich unbequem geworden. Er hatte eine Art von Gewissenhaftigkeit in allen geschäftlichen Dingen, die dem sich leicht über schwerere Bedenken hinwegsetzenden Spekulationsgeiste Sporrschilds fremd war. Bei dem Kommerzienrat mußte alles „ins Große" gehen; er nannte das einen „weiten Blick", aber es war in Wahrheit nichts als der unglaubliche Leichtsinn, der diesem lange Jahre hindurch von auffälligem Glück begünstigten Mann immer eigen gewesen war. Das genaue vorherige Prüfen der Möglichkeit eines Erfolges, das beständige Warnen Schraders vor übertriebenen Ausgaben und vor dem „großen Stil", für den Sporrschild schwärmte, seine Gewissenhaftigkeit auch in Kleinigkeiten des Geschäftsverkehrs — das alles wollte dem Rat nicht recht behagen. Sein Sekretär sollte kein selbständig denkender Kopf, sondern nur eine ausführende Hand sein. Dazu kam, daß Sporrschild in Max einen Spion seines Bruders witterte. Das war ungerecht und falsch, denn Schrader war mit Leopold Sporrschild seit längerer Zeit gar nicht mehr zusammen-

getroffen und stand auch nicht in schriftlichem Verkehre mit ihm. Aber der Rat hatte nun einmal das Empfinden, Max sei seinem geschäftskundigeren und geschäftsstrengeren Bruder ergebener als ihm selbst, und das wurmte ihn.

Vor allen Dingen aber ärgerte ihn die Annäherung Schraders an Eva. Bei Eva war in ihrer „trotzigen Unbegreiflichkeit" alles zu befürchten, selbst das Schlimmste: daß sie eines Tages vor die Eltern treten könnte, um ihnen zu sagen, sie wolle den Sekretär ihres Vaters heiraten. Sie war rücksichtslos und von jeher immer nur den eigenen Eingebungen gefolgt. Vor dem Gedanken, daß Schrader und Eva einmal ein Paar werden könnten, aber schauderte Sporrschild und noch mehr seine Frau. Beide hatten andere Pläne mit ihrer Tochter im Sinne.

So, wie die Verhältnisse lagen, hatte Kurt leichtes Spiel. Er erzählte dem Vater von dem „empörenden Benehmen" Schraders, natürlich in einer von der Wahrheit stark abweichenden Färbung. Auch die Mutter wurde zu der Unterredung hinzugezogen. Sie war entrüstet. Was dachte sich dieser junge Mensch nur eigentlich? Wie konnte er es wagen, dem Sohne seines Chefs in so herausfordernder Art und Weise gegenüberzutreten! War es nicht dringend nötig, ihn in seine Schranken zurückzuweisen? Sporrschild stimmte zu. Am nächsten Morgen fand Max auf seinem Bureautische einen Kündigungsbrief des Kommerzienrats vor. Er war in höflichem Tone gefaßt und eigenhändig geschrieben: man bedauere, Ersparnisse machen zu müssen, und stehe mit besten Zeugnissen und Referenzen gern zur Verfügung.

Max hatte das nicht erwartet, aber er ergab sich schweigend in das Unvermeidliche. Daß ein Racheakt des Referendars vorlag, war nicht zu bezweifeln, und gerade diese richtige Beurteilung der Sachlage ließ Max das Unan-

genehme derselben leichter ertragen. Man hatte ihm keinen Vorwurf machen können, denn er hatte mehr wie seine Pflicht gethan. Man wollte ihn einfach los sein.

Er zweifelte nicht daran, bald wieder eine andere Stellung zu finden, und er wollte sich auch ungesäumt nach einer solchen umsehen. In seinem Kontrakt mit dem Direktorium des Tattersalls war keine Kündigungsfrist vorgesehen; der Kommerzienrat hatte sich auf den gesetzlichen Standpunkt gestellt, der ihm gestattete, jedem seiner Beamten sechs Wochen vor dem Quartalswechsel zu kündigen. Demgemäß mußte Max zum ersten Januar das Geschäft verlassen. Schmerzte ihn etwas an diesem unvorhergesehenen Zwischenfall, so war es der Abbruch des persönlichen Verkehrs mit dem Sporrschildschen Hause, der ihn nötigte, auch auf den weiteren Umgang mit Eva Verzicht zu leisten. So selten er sie auch in den letzten Wochen gesehen hatte, es war doch dann und wann geschehen und hatte jedesmal seinem liebesseligen Herzen neues Hoffen gegeben. In ihrem sportlichen Interesse war sie zuweilen selbst auf das Bureau des Tattersalls gekommen, hatte dort auch gelegentlich ihren Vater abgeholt und dann immer ein paar Minuten mit Schrader verplaudert — und das waren Sonnenblicke in seinem Leben gewesen. Das alles sollte nun fortfallen; er sollte Eva nicht mehr und sie ihn nicht wiedersehen. Vielleicht begegnete man sich einmal auf der Straße und ging grüßend aneinander vorüber. Vielleicht vergaß Eva nach Jahr und Tag auch diesen Gruß, das letzte Erinnern an alte, verblichene und vergessene Beziehungen.

Es wurde Max schwer, daran zu denken, aber es mußte sein. Es war schon besser, er quälte sich nicht mehr mit thörichten Hoffnungen; sie konnten zu nichts führen. Er hatte zum zweitenmal in seinem Leben mit seinem Herzen Lehrgeld zahlen müssen — nun genug damit!

Das Weihnachtsfest kam. Max verlebte es einsam in dem kleinen Weinlokale, in dem er zu Mittag zu speisen pflegte. Er war in wehmütigster Stimmung, trank, um sich anzuregen, eine Flasche Champagner, ließ sich vom Wirt langweilige Geschichten erzählen und suchte dann seine Wohnung auf. Eine neue Stellung hatte er noch nicht gefunden, obwohl er sich ernsthaft um eine solche bemühte. Aber er war wählerisch geworden. Er wollte nicht gern noch einmal unter das Niveau herabsteigen, auf das er sich wieder emporgearbeitet hatte. Stellungen, wie er sie suchte, wurden indessen nur selten frei und fanden schnell wieder Besetzung; man pflegte für solche Posten mit höherem Gehalt, die viel Vertrauen erforderten, auch lieber ältere Leute heranzuziehen als junge Kräfte.

Schließlich entschloß sich Max, mit Herrn Leopold Sporrschild zu sprechen. Er that es ungern, denn er hätte am liebsten jedwede, auch die lockerste Verbindung mit den Sporrschilds aufgegeben. Aber die Not drängte ihn dazu. Er hatte im gesellschaftlichen Verkehr, der ihm nach der Einförmigkeit der Bureaustunden Bedürfnis gewesen war, wenig ersparen können; er mußte wieder ein Unterkommen suchen. So machte er sich denn auf den Weg nach der Behrendstraße und nach dem großen gelben Hause, das ihm schon einmal zum Asyl geworden war.

Das ganze Bureaupersonal geriet bei seinem Eintritt in Aufregung. Sie waren alle noch beisammen, die alten Bekannten — bis auf Herrn Müllner, den Prokuristen, den man vor drei Monaten zu Grabe getragen hatte. Er war an einer Lungenentzündung gestorben, andere sagten: an chronisch gewordener Eifersucht, die sich auf die Galle geschlagen habe. Seine hinterlassene Witwe ließ sich nach wie vor von Herrn Follenius die Cour machen; man mun-

kelte sogar schon davon, daß die beiden sich heiraten würden, sprach es aber nicht laut aus, da Follenius gedroht hatte, jeden zu fordern, der sich erlauben würde, darüber zu sprechen. Follenius war in seinen Ehrbegriffen noch empfindlicher geworden, seit man ihn nach dem letzten Manöver zum Lieutenant der Reserve befördert hatte. Er trug auch seinen Scheitel noch länger und eine sehr dicke Plättfalte in den Beinkleidern.

Der Buchhalter Freilig begrüßte Max freundschaftlich, indem er seiner Miene die Charakterzüge Richard Wagners zu verleihen sich mühte. Er war seiner Passion für die Mimik treu geblieben, hatte aber jeden Verkehr mit seinem einstigen Lehrer abgebrochen, seit er von Schultze gehört hatte, wie tief Riesencamp gesunken war. Freilig bot Max einen Stuhl an, und die gesamten Herren scharten sich im Kreise um ihn.

Max' erste Frage galt Herrn Leopold Sporrschild. Der weilte schon seit Anfang Dezember in Montreux und wollte vor Beginn des Frühlings nicht heimkehren.

„Das kam nämlich folgendermaßen," erzählte Freilig. „Er hatte sich erkältet und einen gehörigen Bronchialkatarrh geholt. Schon im Herbste. Die Sache verschleppte sich, und die Aerzte rieten ihm, den Winter im Süden zu verbringen. Er war auch gleich dabei, und das hätte jeglichen wundernehmen können, der da wußte, wie ungern Herr Leopold sich vom Geschäfte losreißt. Aber die Sache hatte noch einen Haken, lieber Herr Schrader. Nämlich den, daß der Alte recht froh war, einmal außer Greifweite des Herrn Kommerzienrats sein zu können. Das hat tolle Scenen zwischen den beiden Brüdern gegeben — wegen des Tattersalls und wegen Miklosch — Mikloschwitz, oder wie das Dings da heißt, und wegen der ganzen Pferdebändigerei. Der Orden aus Rußland liegt noch im Geldschrank, aber viel mehr auch nicht. Sein

Privatvermögen hat der Alte bis auf den letzten Heller aus dem Geschäft gezogen und läßt es von seinem Rechtsanwalt verwalten.... Na, Herr Schrader, ich will Sie nicht beleidigen, denn Sie gehören ja auch mit zu Rußland und zum Tattersall —"

„Nicht mehr," fiel Max lächelnd ein. „Mir ist zum Ersten gekündigt worden."

Allgemeines Erstaunen, dann stürmisches Fragen. Max mußte erzählen und schloß damit, wie schwer es gegenwärtig sei, anderweitig eine geeignete Stellung zu finden. Freilig erbot sich, an Leopold Sporrschild zu schreiben; vielleicht könne dieser Hilfe schaffen. Aber Max wehrte dankend ab. Er wollte das nicht. Wäre Leopold Sporrschild anwesend gewesen, dann hätte er sich gern seinen Rat erbeten; aus der Ferne konnte der alte Herr ihm indessen auch nicht helfen, ihm höchstens Empfehlungen senden, und die besaß Max zur Genüge, ohne daß sie ihm viel nützten.

Er erhob sich, reichte jedem der Herren die Hand und verabschiedete sich. Freilig geleitete ihn bis zur Thür und hielt ihn dort noch einmal auf.

„Sind Sie auch zur Hochzeit von Martha Riesencamp geladen?" fragte er.

„Gewiß," erwiderte Max, „und ich werde kommen. Sie doch hoffentlich auch?"

Der Buchhalter wiegte den Kopf hin und her. „Ich habe noch nicht zugesagt," entgegnete er; „Riesencamp hat sich zu schnöde benommen. Ein Mann in seinen Jahren! Es ist eine Schmach! Aber freilich — Marthchen kann nichts dafür, und sie ist meine Patin. Ich werde kommen, aber ich werde die Gelegenheit wahrnehmen, Riesencamp zu sagen, daß die Würde den Menschen ziert. Und er hat seine Würde verloren. O, daß er sie wiederfinden möge! Meinen Gruß, Herr Schrader!"

20.

Auch den Januar hindurch hatte Schrader vergeblich nach einer neuen Stellung gesucht. Das, was man ihm anbot, waren zumeist höchst kärglich bezahlte Posten, die jeder Neuling ausfüllen konnte, und da er bisher immer noch gehofft hatte, eine bessere Stelle zu finden, so hatte er derartige Angebote stets ohne weiteres abgelehnt. Aber die Hoffnung schwand, und seine Mittel verringerten sich mehr und mehr. Er hatte bereits ein billigeres Quartier bezogen, hoch oben in der Rosenthaler Vorstadt, hatte seine Weinstube aufgegeben, speiste in einem Bierrestaurant des Studentenviertels und schränkte sich auch sonst nach Möglichkeit ein. Aber alles das nutzte nicht viel; er sah mit Schrecken den Tag herannahen, an dem er das letzte Goldstück werde einwechseln müssen; es half ihm nichts: die bittere Notwendigkeit zwang ihn dazu, die erste beste Stellung anzunehmen, um sich durchs Leben zu schlagen. Es mußte sein!

In Hast und Eile und in unbehaglicher Fieberstimmung begann er Anfang Februar abermals die Suche. Er war von früh bis spät auf den Beinen und gönnte sich nur Ruhe, um die Inseratenteile der Zeitungen nach freien Stellungen zu durchlesen. Aber es schien, als habe ihm das Glück jetzt gänzlich den Rücken gewandt und als beharre es darauf, nie wieder seine Wege zu kreuzen. Müde und nervös kehrte er des Abends in sein unbehagliches Quartier zurück, immer und immer wieder mit betrogener Hoffnung. Wenn er einem Bekannten begegnete, wich er ihm aus. Es war ihm, als müsse man ihm schon äußerlich seine verzweifelte Stimmung ansehen, als stehe er bereits wieder unterhalb der gesellschaftlichen Schichten, denen er durch Geburt und Erziehung angehörte und denen er schon einmal entrückt werden sollte.

In dieser Zeit des Hangens und Bangens kam eine furchtbare Versuchung über ihn. Er war ein reicher Mann und dennoch ein Bettler. Auf der Reichsbank wurde ein großes Kapital auf seinen Namen verwaltet — und er war dem Hunger nahe. Dies große Kapital gehörte ihm freilich nur dem Namen nach, es war in Wahrheit der Besitz eines Verschollenen, aber würde jener Verschollene je wiederkehren? Wenn nicht, so fielen die Hunderttausende dem Staate zu — und der Staat litt keine Not, er darbte und hungerte nicht. Und weiter! Kein Mensch hatte sich bisher um das Vermögen Sendens gekümmert, kein Mensch auch um die Aufschlüsse in dem Testamente Philipp Schraders. Und wenn auch — wer konnte sagen, daß diese Aufschlüsse Wahrheit waren, nicht fixe Idee, nicht eine zu irgend welchen Zwecken vom Testator aufgestellte Erfindung? Wem hatte Max überdies als Universalerbe seines Vaters Rechenschaft zu geben? Niemand! Doch — einem: sich selbst!

Und er gab sich Rechenschaft. Das war ein heißer und schwerer, wenn auch stiller Kampf. Grübelnd schritt er in seinem Stübchen auf und ab und durchwachte die Nächte, auf seinem harten Sofa sitzend, die Hände auf den Kopf und die Ellbogen auf den Tisch gestützt, bis die Lampe im Verlöschen war. Herr des Himmels — dieses Geld, dieses Geld, das ihm gehörte und doch nicht das seine, sondern fremdes Gut war! Wenn er es nur antastete, um sich über die nächsten schweren Zeiten fortzuhelfen, — war denn auch das schon ein Verbrechen? Sein Rechtlichkeitssinn sagte ja, aber auch der Versucher war stark in ihm. Sollte er zu Grunde gehen angesichts goldener Schätze?

Doch auch in diesem Kampfe siegte der Ernst und die sittliche Strenge seiner Lebensauffassung. Er dachte an die Schuld seines Vaters zurück und an seinen Vorsatz,

sie sühnen zu wollen. Und gerade diese Erinnerung verlieh ihm Stärke, der Versuchung zu widerstehen, die immer dringender an ihn herantrat, eine große, fast übermächtige Versuchung, gegen die er wie ein Held ringen mußte.

Es kamen noch bitterere Tage. Auch das letzte Goldstück war aufgezehrt, die Taschenuhr wanderte in das Pfandhaus. Zum erstenmal in seinem Leben betrat Max zagenden Schrittes eines jener von der dumpfen, übelriechenden Luft abgetragener Kleidungsstücke gefüllten Lokalitäten, die für die Armen und Elenden die letzte Zufluchtsstätte bilden, wenn der Säckel leer geworden ist und der Hunger mit knöchernem Finger an die Thüren pocht. Es war ein schwerer Schritt für den verwöhnten jungen Mann, und ein noch niederdrückenderes Gefühl beschlich ihn, als er seine Uhr hingab und dafür den Pfandzettel in Empfang nahm — und dennoch verzweifelte er nicht. Einen Augenblick lang hatte er daran gedacht, zu einem seiner früheren Bekannten zu gehen und sich ein Darlehen zu erbitten — einen Augenblick nur. Mit der Röte, die ihm in die Wangen stieg, verwarf er den Gedanken. Kein Darlehen und kein Almosen — lieber die härteste Arbeit, lieber Frondienst!

Er fand endlich solchen Frondienst. Beim täglichen Durchstöbern der Zeitungsinserate fiel ihm eine Anzeige ins Auge, laut der ein Ingenieur einen tüchtigen Abschreiber suchte. Max machte sich sofort auf den Weg nach der angegebenen Adresse und wurde angenommen; er erhielt eine Anzahl umfangreicher Schriftstücke, das Projekt einer neuen Sekundärbahn betreffend, die er daheim kopieren sollte. Die Arbeit wurde sehr mäßig bezahlt und war für den regen, selbstschöpferischen Geist Schraders eine wahre Tortur. Aber er fügte sich. Er saß bis tief in die Nacht hinein über seinen Papieren, lieferte täglich eine Reihe von Bogen ab und empfing dafür einen Lohn, der

ihn wenigstens vor dem Hunger schützte. Mehr freilich nicht. Es war ein karger Verdienst, gerade ausreichend, einen Lebensunterhalt zu bestreiten, der über das Notwendigste nicht hinausgeht.

Max speiste in einer einsamen kleinen Gastwirtschaft für wenige Groschen zu Mittag und ging oft mit leerem Magen zu Bette, um noch eine Kleinigkeit für die Instandhaltung seiner Toilette zurücklegen zu können. Es waren böse Tage, und sie wurden zu Wochen. Dann und wann tauchte wohl noch einmal wie eine Fata Morgana der Gedanke an jenen Goldschatz auf, der in den Büchern der Reichsbank auf seinen Namen eingetragen und doch nicht der seine war — aber dann lächelte er. Er hatte die Verführung überwunden. Er hätte Hungers sterben können, ehe er sich an jenem Besitze vergriffen. Die Armut hatte ihn nicht schlecht machen können.

Sein Mut und seine Standhaftigkeit sollten nicht ohne Lohn bleiben. Ende März, gerade in den Tagen, da er im Begriffe stand, abermals eine neue, noch billigere Wohnung zu beziehen, fand er auf ein Inserat hin eine Buchhalterstelle in einem unbedeutenden Bank- und Wechselgeschäft im Mittelpunkt der Stadt. Zu seinem Glück hatte sein Vorgänger dumme Streiche gemacht und war auf der Stelle entlassen worden, es handelte sich also um sofortigen Eintritt. Auch dieser Posten war nur gering besoldet — Max erhielt hundert Mark monatlich — er zögerte aber dennoch keinen Augenblick, ihn anzunehmen. Es war immerhin eine feste Einnahme und sie war mit einer weniger geisttötenden Thätigkeit verbunden, als das Abschreiben der Ausarbeitung des Ingenieurs für ihn war. Von seinem neuen Bureau bis nach der Rosenthalerstraße war ein weiter Weg, aber nach der anstrengenden Comptoirarbeit that ihm der Spaziergang wohl. Als er am ersten Tage seiner neuen Stellung bei der Firma Louis Wischotzki

nach Hause ging, überlegte er, wie er von nun ab sein Leben einzurichten habe. Auf das einfachste und schlichteste wie vordem — das war das Hauptsache Erfordernis. Jede Extraausgabe mußte unterbleiben; mit hundert Mark Monatsgehalt kommt man in einer Großstadt nicht weit.

Als er zu Hause ankam und die Lampe angesteckt hatte, sah er auf seinem Tische einen Brief liegen. Er war noch nach dem Bureau des Tattersalls adressiert und ihm nachgeschickt worden. Max kannte die Handschrift nicht. Er riß den Umschlag auf und entfaltete das Schreiben.

„Geehrter Herr," las er. „Komtesse Lia Tokowa, die sich seit einiger Zeit in unserem Institut befindet, wünscht Sie in einer dringlichen Angelegenheit zu sehen und zu sprechen. Würden Sie die Güte haben, sich dieser Tage zwischen ein und drei Uhr nachmittags in der Maison de Santé, Schöneberg, Hauptstraße, einfinden zu wollen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Doktor Schrötter."

Die arme Komtesse! Sie mußte schwer leidend sein, daß ihre Aufnahme in eine solche Anstalt nötig gewesen war! Ihr Bruder weilte seit Monaten in Rußland; Max hatte seit der Abreise des Grafen nichts mehr von ihm gehört. Er beschloß, Lia schon am nächsten Tage aufzusuchen; die angegebene Zeit war ihm recht, da während der Börsenstunden sein Banklokal geschlossen blieb.

Als er am folgenden Mittag das große Heilinstitut in Schöneberg betrat, war ihm, als sei er in ein Totenhaus versetzt worden. Die tiefe Stille, die ihn umfing, wirkte niederdrückend auf seine Nerven ein; sie war unheimlich. Auf Treppen und Gängen lagen dicke Kokosmatten; man hörte nicht einmal den eigenen Schritt.

Ein Wärter führte ihn in das sogenannte Sprechzimmer, wo er einige Zeit warten mußte, bis ein junger Arzt erschien, der sich Schrader als den Schreiber des

gestern erhaltenen Briefes vorstellte. Max fragte nach dem Ergehen der Komtesse.

Doktor Schröter zog die Achseln hoch. „Mal besser, mal schlechter,“ entgegnete er, „wie dies bei allen derartigen Kranken der Fall ist. Ich hege, wenn ich offen sein soll, keine großen Hoffnungen auf Wiederherstellung. Das Uebel sitzt zu tief. Der ganze Organismus ist in Mitleidenschaft gezogen. Die Komtesse ist übrigens auf und will Sie sprechen. Bitte, dehnen Sie die Unterredung nicht über einen Zeitraum von zehn Minuten aus.“

Er ging voran, und Schrader folgte ihm. In einem Vorzimmer wurde Halt gemacht. Eine klösterlich gekleidete Pflegerin führte Max weiter und klopfte schließlich leise an eine Thür. Ein schwaches „Herein“ antwortete. Max trat in eine luftiges, großes, mit Eleganz eingerichtetes Gemach. Durch die dicht gewebten Vorhänge fiel das Tageslicht nur in matten Dämmerschatten in das Zimmer. Unweit des Ofens stand ein großer Lehnsessel, und in diesem ruhte die Komtesse. Sie trug einen dunkelroten Sammetschlafrock und war dicht in Decken gehüllt; ihre Füße stützten sich auf ein niedriges Taburett.

Als Max eintrat, flog ein müdes Lächeln über ihr wächsernes abgemagertes Gesicht. Es war für Schrader ein entsetzliches Empfinden, in dieses hagere Antlitz, über das gelbe und braune Farbentöne huschten, und in dem nur die Augen noch Leben zu haben schienen, schauen zu müssen.

Sie reichte ihm die kleine fieberheiße, knochig gewordene Hand und winkte dann, er möge sich einen Stuhl neben ihren Sessel ziehen.

„Wie lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie mit ganz leiser, von Zeit zu Zeit durch ein rollendes Röcheln unterbrochenen Stimme. „Sie sind der Letzte und Einzige. ... Mein Bruder ist in Rußland, Maruscha, meine alte Wallachin, tot. Der Hausstand ist aufgelöst;

ich konnte ihn nicht mehr halten. Dem hat mich fast ohne Mittel zurückgelassen. Es waren böse Zeiten. Hätte man sich nicht auf der Gesandtschaft meiner angenommen — ich hätte auf der Straße sterben können. Und ich werde bald sterben, Max."

Ein tiefes Weh schnitt ihm durch das Herz. Er wagte kaum aufzublicken, aber er streichelte ihre Hand.

„Sprechen Sie nicht so, Komtesse," sagte er weich; „Sie werden genesen und Ihre Lebensfreude wiederfinden. Der Graf hat sich in geschäftlichen Dingen immer als unpraktisch gezeigt; er wird geglaubt haben, Sie hätten noch Mittel zur Verfügung. Die ihm von der Verwaltung des Tattersalls gewährten Tantiemen können ihm übrigens einen großen Verdienst einbringen — und er wird im Frühjahr zurückerwartet. Um diese Zeit werden Sie aber, so Gott will, wieder gesund sein."

„Wie lieb dies „so Gott will" klingt," entgegnete sie, die Hand Schraders fester drückend. „Es erinnert mich an ferne Zeiten und an meine fromme, gütige Mutter. Doch glauben Sie mir: Gott will nicht, daß ich wieder genese, und es ist auch besser, er nimmt mich zu sich, als daß er mich noch länger leiden läßt. Ich leide sehr, lieber Freund. Sie wissen nicht, was mir fehlt — nicht wahr? oder — oder hat man es Ihnen gesagt?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich dachte es mir," fuhr sie fort; „man ist innerhalb dieser vier Wände diskreter als draußen in der Gesellschaft. So will ich selbst Ihnen denn sagen, was Ihnen der Arzt verschwieg. Ich habe mir in Tagen, die nicht minder schrecklich waren als diese, das Morphium angewöhnt — und dem Morphiumlaster erlieg ich.... Ich sehe, wie Sie erschreckt sind, und ich begreife es. Aber da Sie mich einmal geliebt haben, so sollen Sie auch hören, wer mir das Kainszeichen der Schmach auf die Stirne gebrannt hat. Mein eigener

Bruder war's; er ist schuld an meinem Untergange. Wir hätten mit den Resten unseres Vermögens in irgend einem Winkel der Welt ein still genügsames Leben führen können, aber er wollte es anders. Er schuf uns eine glänzende Scheinexistenz, die unsere wirkliche Armut verdecken konnte, nicht aber mein Elend. Es war schon kein Leben mehr, es war ein halsbrecherischer, künstlicher Seiltanz, eine jämmerliche Komödie. Ich war zu schwach, um mich von ihm loszureißen und mir auf eigene Hand ein neues Dasein zu gründen — und als ich die nervenzersetzenden Aufregungen des tollen Spiels nicht mehr zu ertragen vermochte, da suchte ich nach einem Betäubungsmittel und — fand es. Wie tausend andere, so ist es auch mir zum Fluche geworden. Vielleicht auch zum Glück, denn es hat mich der ewigen Betäubung rasch nahe gebracht..."

Sie neigte den Kopf und rang nach Atem. Max wollte, von innigstem Mitleid ergriffen, ein Wort des Trostes erwidern, doch sie wehrte ihm.

„Nichts," sagte sie, „nichts.... Ich muß rasch zu Ende kommen; ich weiß, daß mir die Aerzte das Sprechen verboten haben — der Lunge wegen, die ihre Schuldigkeit nicht mehr thun will — und ich habe Ihnen noch so manches zu sagen. Also antworten Sie mir nichts — hören Sie mich schweigend an. Ich habe arg an Ihnen gefrevelt, Max, aber nicht aus bösem Willen, nur aus Schwäche und Feigheit. Ich beugte mich der Tyrannei meines Bruders, der damals noch hoffte, mich für einen Säckel Goldes verschachern zu können. So kam's, daß ich schwieg, als Ihr Werbebrief eintraf — o, wie bitter mußte ich meine Schwäche bereuen! Ich bin eine Sterbende, und als solche darf und muß ich offen sein: ich habe Sie immer geliebt, damals wie heute! Von ganzem Herzen geliebt, und um so heißer, da ich wußte, daß Sie mir verloren waren. Können Sie mir verzeihen, Max?"

In tiefer Ergriffenheit, wortlos, doch mit feuchten Augen, beugte sich Max über die abgezehrte Hand der Kranken und küßte sie.

Sie nickte, und ein glücklicher Ausdruck trat dabei auf ihre Züge. Dann wurde das brennende Auge wieder ernst; die Finger hasteten rasch über das schwere Wolfsfell, das ihre Kniee bedeckte, und zupften die Flocken heraus, und sie atmete schwer.

„Ich danke Ihnen, Max,“ hauchte sie, „ich danke Ihnen von ganzer Seele! Vergebung fordert Vergebung, — auch ich will verzeihen, was man an mir gesündigt hat! Sie werden Dem wiedersehen, — ich nicht! Sagen Sie ihm, daß ich ihm alles vergebe und Fürbitte einlegen will für ihn vor dem Throne Gottes. Und sagen Sie ihm auch, er möchte ein Besserer werden. Er kann es, denn er besitzt glänzende Gaben. Er möge nicht zu Grunde gehen wie ich, der das Leben zum Ueberdruß geworden ist. Bringen Sie ihm meine Grüße, Max — und — und wenn man mich eingescharrt hat, so besuchen Sie dann und wann einmal mein Grab, sei's auch nur, um meiner nicht ganz zu vergessen. Leben Sie wohl, Max, und Gott behüte Sie immer und immer.“

Ihre Stimme sank zu fast lautlosem Flüstern herab. Max küßte noch einmal ihre Hand und wiederholte: „Gott behüte Sie!“

Dann stand er auf und schritt zur Thür. Ein leiser, schriller, pfeifender Laut tönte ihm nach — ganz leise nur, doch so grauenhaft anzuhören, daß es Max fröstelte. Er wandte sich nicht mehr um, er vermochte es nicht. Er schritt die Treppen hinab und trat ins Freie, und als der helle Sonnenglanz des Wintertages ihn wieder umfloß, da strich er unwillkürlich über seine Stirn, als wolle er etwas fortwischen aus seinem schmerzenden Hirn. Welch herzbrechenden Jammer barg doch die tausendfarbig bunte

Mosaikdecke des Gesellschaftslebens! Wie viel Elend schlummerte unter ihr und wie viel bittere Armut! Denn hundertmal ärmer als er — er, Max Schrader — war jene bedauernswerte Märtyrerin des äußeren Scheins gewesen, die da hinter den Mauern langsam dem Tode entgegensiechte, und hundertmal härter als er hatte sie unter dem Kampf mit der Armut gelitten.

Max seufzte auf, und als er um die nächste Straßenecke bog, schaute er noch einmal auf das weiße Haus zurück; ein Ahnungsgefühl sagte ihm, daß er Lia Tokowa nicht wiedersehen werde.

Es war kalt, und er beschleunigte deshalb seine Gangart. Aber gleichen Schritt mit ihm hielt die Erinnerung an die letzte Stunde. Er konnte den Gedanken an das blasse Gesicht der Kranken und die schon vom Rätsel des Todes verdunkelten Augen nicht loswerden, und er war froh, als er endlich wieder sein Comptoir betrat und die Geschäfte ihn von neuem in Anspruch nahmen. Mehr denn je hatte er in den letzten Zeiten empfinden gelernt, daß nichts rascher und besser über widrige Schicksalsfügungen hinweghilft, als eine treue Pflichterfüllung.

21.

Es war am ersten Sonntag im April. Max hatte, den Feiertag benutzend, länger als sonst geschlafen und stand soeben im Begriffe, seine Toilette zu beenden, als es an seine Thür klopfte. Auf das „Herein“ hin trat ein Fremder in das Zimmer: ein großer, hagerer Mensch in Pelz, mit einer Geiernase, die wie der Schnabel eines Papageis aussah, und einem auffallend stark entwickelten Unterkiefer.

„Guten Morgen,“ sagte er „hab' ich die Ehre, Herrn Philipp Schrader zu sprechen?“

„Max Schrader," entgegnete dieser; „Philipp Schrader war mein verstorbener Vater."

„Ganz recht," stimmte der andere zu; „so sagte man mir in Breslau. Ich bin ein klein wenig vergeßlich. Gestatten Sie, daß ich einen Augenblick Platz nehme? Ich habe die Nacht über im Eisenbahnwagen krumm gelegen und bin wie gerädert. Haben Sie nicht 'nen Cognac da?"

„Bedauere lebhaft," erwiderte Max mit zunehmender Verwunderung; „aber wenn ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten darf?"

„Nee — danke — ist mir zu labberig" — und der Fremde schüttelte den Kopf. „Vielleicht frühstücken wir nachher zusammen! Zuerst das Geschäftliche. Ich heiße Szobos, Herr Schrader — Josif Szobos aus Szathmár-Némethy in Ungarn. Meine Frau war eine geborene Márocz, Martha Márocz, die Tochter eines vor etwa fünfzig Jahren in Ungarn eingewanderten Deutschen, der ursprünglich Senden hieß, sich nationalisieren ließ und den Namen Márocz annahm."

„Ah!" Ein flüchtiges Erbleichen flog über das Gesicht Schraders. Da war er — da war er endlich, der lange Gesuchte, der Erbe Sendens, der rechtmäßige Besitzer seines Vermögens! Ein unbeschreibliches Chaos widerstreitender Empfindungen beherrschte Max; er mußte kämpfen, um ruhig zu bleiben.

Szobos hatte inzwischen seinen Pelz aufgeknöpft und der Brusttasche ein umfangreiches Paket von Papieren entnommen, die er vor sich auf den Tisch legte.

„Sie werden nach dem Gesagten wissen, um was es sich handelt," fuhr er fort. „Damit Sie aber ganz klar sehen, und auch zu meiner eigenen Legitimation, muß ich noch etwas weitschweifig werden. Wir haben ja Zeit. Kann ich meinen Pelz ablegen? Es ist hübsch warm bei Ihnen. So! Nun weiter! Mein Schwiegervater lebte

mit seinem einzigen Bruder, der Stadtgutbesitzer in Lemgo war, in Zwist; irgend einer Erbteilung wegen, bei der er sich geschädigt fühlte, sagte er sich völlig von ihm los und wanderte aus. Er war seinem Berufe nach Zinkgießer und errichtete später auch in Szathmár-Némethy, wo er sich dauernd niederließ, eine Zinkgußfabrik, die aber keine Geschäfte machte. Das nebenbei. Er war mit einer Ungarin verheiratet und hinterließ ein Kind, eine Tochter, die meine Frau wurde. Nach der ersten Entbindung wurde das arme Weib gemütskrank; ich war damals gerade auf Reisen im Balkan — ich bin Viehhändler, Herr Schrader — und als ich zurückkehrte, fand ich meine Frau im Irrenhause vor. Sie hatte ein totes Kind zur Welt gebracht; nach der Entbindung waren Gehirnkrämpfe eingetreten, deren Folgen sich als unheilbar erwiesen. Ein paar Jahre später starb sie. — Darf ich mir eine Cigarre anstecken, Herr Schrader? — Nein, lassen Sie nur — nehmen Sie eine von mir! Ich kann sie mit bestem Gewissen empfehlen."

Herr Szobos bot Max seine umfangreiche Cigarrentasche an. Max entzündete ein Schwefelholz und reichte es dem Ungarn.

„Danke," sagte dieser, die Spitze seiner Cigarre abbeißend und in die Stube spuckend. „Wo war ich stehen geblieben? Aha — weiß schon — also weiter! Ende vorigen Jahres wollte ich meinen Wohnsitz von Szathmár-Némethy nach Temesvar verlegen und ordnete infolgedessen meine alten Papiere, Rechnungen, Quittungen und was sich so im Laufe der Zeit in dem Hause eines Geschäftsmannes anzusammeln pflegt. Und dabei fiel mir, unter anderen Papieren liegend, ein noch verschlossener, an meine Frau adressierter Brief in die Hände. Hier ist er; bitte lesen Sie ihn selbst."

Max nahm das Schriftstück entgegen. Es bestand aus

einem dicken grauen Umschlag, der mit einem roten Wachssiegel verschlossen war. Das Siegel zeigte als Monogramm die verschlungenen Buchstaben A. S. Oben war der Umschlag aufgeschnitten. Max nahm den Inhalt heraus. Außer einem Briefe bestand er aus noch einem zweiten Papier, einem doppelt zusammengefalteten Schein. Brief, Schein und Umschlag waren vergilbt und zeigten die Spuren langen Lagerns.

Zunächst las Schrader den Brief, der folgendermaßen lautete:

„Flensburg, 12. Februar 1864.

Meine liebe Cousine Martha!

Du wirst sehr erstaunt sein, von einem Dir so gut wie fremden Vetter einmal ein Lebenszeichen zu erhalten. Es hat mir auch selbst Mühe genug gemacht, Deinen Aufenthaltsort auszukundschaften; der Zufall begünstigte mich aber darin und führte mir in dem Ueberbringer dieses, meinem Freunde Gustav Mödring, einen Dir und Deinem Gatten gut Bekannten zu. Ich bin bei Sieverstädt schwer verwundet worden, und es ist fraglich, ob ich mit dem Leben davonkomme. Du bist meine einzige Verwandte, und an Dich würde demzufolge mein hinterlassenes Vermögen fallen. Ich freue mich um so mehr darüber, als ich kurz vor dem Tode meines Vaters von diesem erfuhr, daß Dein Vater bei der Auseinandersetzung über die Erbschaft der Tante Gumpert in der That, wie sich freilich erst später herausgestellt hat, benachteiligt worden ist. Du wirst wissen, daß dieser Erbschaftsstreit die Ursache der Entzweiung unserer Väter war. Ich schreibe diese Zeilen im Bette, mit Bleistift und mit zitternder Hand. Verzeihe die schlechte Schrift, aber ich will Klarheit in meine Angelegenheiten schaffen, falls ich sterben sollte. Einliegend findest Du einen Depotschein über vierzigtausend Thaler, die bei dem Bankhause Philipp Schrader in Breslau hinter-

legt worden sind. Dies Geld ist Dein. Brief und Einlage übergebe ich Gustav Möbring mit dem Auftrage, Dir beides bei seiner Heimkehr persönlich auszuhändigen. Er ist von allem unterrichtet. Gott befohlen, liebe Cousine! Grüße Deinen Gatten unbekannterweise und sei selbst herzlich begrüßt von Deinem getreuen Vetter

Alfred Senden."

Max kannte die Handschrift Sendens aus einigen älteren Briefen des Arztes, die er im Nachlasse seines Vaters vorgefunden hatte; namentlich der langgezogene Namenszug mit der Doppelschleife an dem d stand ihm noch genau in der Erinnerung — und die Unterschrift des Schreibens, das er in der Hand hielt, zeigte dieselben charakteristischen Eigentümlichkeiten. Max legte Brief und Umschlag auf den Tisch zurück und faltete das zweite Papier auseinander. Auf den ersten Blick erkannte er — nach Lesung des Briefes hatte er auch kaum noch daran gezweifelt —, daß jener Zettel der Depotschein über das hinterlegte Vermögen Sendens war. Zwischen den gedruckten Buchstaben des Formulars sah er das geheime Zeichen der Depotscheine des Hauses Philipp Schrader — die winzige Verlängerung des r und des t über die Grundlinie hinaus —, das Geschriebene trug die Handschrift seines Vaters. Es war absolut jeder Zweifel ausgeschlossen, daß vielleicht eine Fälschung vorliegen konnte; der Schein war echt — das stand fest.

Max gab ihn Herrn Szobos zurück. „Es hat seine Richtigkeit," begann er.

Aber der Ungar winkte mit der Hand. „Lassen Sie mich erst meine Geschichte beenden. Sie ist ein neuer Beweis dafür, daß der Zufall oft recht merkwürdig spielt. Als ich den Brief fand, war ich anfänglich völlig verwirrt. Ich konnte mir den Zusammenhang durchaus nicht enträtseln. Erst später kam ich dahinter. Jener Gustav

Möbring war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus unserer Stadt, der viel in meinem Hause verkehrt hatte. 1864 war er eingezogen worden und hatte den Feldzug der verbündeten Oesterreicher und Preußen gegen Dänemark mitgemacht. In Flensburg war er mit Senden bekannt und befreundet geworden, und dieser hatte ihn kurz vor seinem Tode — Senden erlag wenige Tage später seiner Verwundung — mit der auch Ihnen nunmehr bekannten Mission beauftragt. Als Möbring nach Szathmár-Némethy zurückkehrte, war ich auf Reisen im Balkan, meine arme Frau aber leider schon in einer geistigen Verfassung, die sie die Wichtigkeit jenes Briefes nicht mehr erkennen ließ. Warum sie das Schriftstück uneröffnet zwischen meine alten Papiere gelegt hat, wird nie mehr aufgeklärt werden können, sicher aber geschah es bereits infolge von Wahnvorstellungen, die ihre spätere Ueberführung in die Irrenanstalt nötig machten und ihre völlige geistige Umnachtung herbeiführten. Möbring selbst ging unmittelbar nach Beendigung des Feldzuges nach New York, dort ein großes Tuchgeschäft zu errichten; so kam es, daß ich ihn nicht mehr persönlich sprechen konnte. Eine briefliche Auseinandersetzung mit ihm klärte alles weitere auf. Er hatte keine Ahnung von dem Zustande meiner Frau gehabt, der sich in seinen Anfangsstadien freilich auch nur schwer erkennen ließ, und ihr seinem Auftrage gemäß den bewußten Brief ausgehändigt. Nach jener Entdeckung setzte ich mich natürlich ungesäumt auf die Bahn und fuhr persönlich nach Breslau. Dort erfuhr ich von der Auflösung des Bankhauses Philipp Schrader, und man nannte mir Sie als Sohn und Erben des verstorbenen Bankiers Schrader. Ich fuhr hierher und war vorsichtig genug, zunächst einmal Erkundigungen bei einem Auskunftsbureau über Sie und Ihre Verhältnisse einzuziehen. Sie lauteten außerordentlich günstig; man bezeichnete Sie mir als reichen

Mann. Wer war froher als ich! Im geheimen hatte ich nämlich, wie ich ganz offen sagen muß, die Befürchtung gehegt, mein Erbe gar nicht oder doch nur zertrümmert vorzufinden — verzeihen Sie mir nachträglich diese Sie vielleicht beleidigende Sorge, die ganz gewiß nicht in mir aufgetaucht wäre, wenn ich Sie vorher persönlich gekannt hätte. So, das ist alles! Und nun meine Legitimationen. Wollen Sie sich überzeugen, Herr Schrader? Den Brief Sendens und den Depotschein haben Sie bereits geprüft; hier mein Paß, gestern nachmittag auf der österreichischen Botschaft visiert — hier der Totenschein meiner Gattin, Tochter des weiland Georg Senden, genannt Máròcz, gestorben am 7. August 1867 in der österreichischen Landes-Irrenanstalt."

Schrader nahm Einblick in die ihm vorgelegten Papiere und schob sie dann wieder zur Seite. „Ich danke Ihnen, Herr Szobos," erwiderte er; „mir genügt die Thatsache, daß ich den Depotschein als echt anerkennen muß. Da er nicht annulliert worden ist, so sind Sie berechtigt, auf Grund dieses Dokuments von mir die Rückerstattung der seiner Zeit bei meinem Vater hinterlegten vierzigtausend Thaler nebst Zinsen und Zinseszinsen zu verlangen. Und nun hören Sie auch mich einmal an. Als mein Vater vor zwei Jahren starb —"

„Pardon," warf Herr Szobos ein und winkte mit der linken Hand, an der Schrader einen großen Brillanten blitzen sah; „ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich bin in Breslau an den Justizrat Harnow gewiesen worden, der seiner Zeit, wie man mir mitteilte, die Erbschaftsregulierung mit Ihnen gemeinsam geführt hat. Von ihm erfuhr ich, daß Ihr Herr Vater selig das Geschäft in größter Verwirrung hinterlassen, und daß Sie Mühe genug gehabt haben, die Gläubiger zu befriedigen. Es war mein Pech, daß ich mich nicht damals schon melden konnte —"

„Ich habe," fiel Max dem Sprechenden ins Wort, „nach dem Tode meines Vaters in einer größeren Anzahl von Zeitungen nach den Erben Sendens suchen lassen, aber auch diese Bemühungen waren gleich denen, die mein Vater früher schon angestellt hatte, erfolglos geblieben. Ich habe selbst über den Tod Sendens nichts in Erfahrung bringen können; in den Listen des Regiments, dem er angehörte, stand er als ‚vermißt'."

„Auch das hat sich aufgeklärt," sagte der Ungar. „Infolge des vorgefundenen Briefes Sendens habe ich in Flensburg nachforschen lassen. Es hat sich herausgestellt, daß die Meldung von dem Vermißtsein Sendens auf eine sehr einfache Ursache, die unleserliche Handschrift eines Schreibers, zurückzuführen ist. Senden ist nicht im Lazarett, sondern in einem Bürgerquartier gestorben und auf Kosten seines damaligen Wirtes, der ihn liebgewonnen hatte, beerdigt worden. Der Totenschein lautete irrtümlicherweise auf den Namen Svendson. Da sein Regiment derzeitig bereits auf dem Vormarsche war, so war eine augenblickliche Aufklärung nicht möglich; Senden wurde als vermißt angemeldet, und er blieb es, denn man hörte nichts mehr von ihm. Daß von jenen Zeitungsaufrufen, von denen Sie sprachen, mir kein einziger vor Augen gekommen, ist bei dem Nomadenleben, das ich zu führen gezwungen bin, kaum ein Wunder. Und wär' es auch wirklich der Fall gewesen — wer weiß, ob ich diese Aufrufe beachtet haben würde. Denn in Wahrheit hat mich erst der aufgefundene Brief des Verstorbenen über meine Erbberechtigung und über meine Verwandtschaft mit ihm aufgeklärt. Ich habe mich vorher ganz und gar nicht um die Sendens gekümmert."

Er drehte an seiner Cigarre und strich mit dem Zeigefinger ungeniert die Asche in die Stube.

„Und nun noch eins, Herr Schrader," fuhr er fort.

„Ich kenne [illegible] und weiß nun, daß Sie ein Mann von Ehre sind. [illegible] mit Ihnen zu [illegible]. Haben Sie [illegible]"

[illegible] ein Schriftstück [illegible]

„[illegible] nach der letzten [illegible] Mark und einige Pfennige. Das [illegible] Sie als dem Erben [illegible] würde das Kapital [illegible] Summe —"

„Von viermalhundertundzwölftausend Mark betragen," fiel Szabos ein; „ich habe es mir bereits ausgerechnet."

„Demgemäß müßte ich, da ich außer dem genannten Reichsbankdepot keine Gelder besitze, noch mit einundachtzigtausend Mark in Ihrer Schuld bleiben. Ich bin aber zur Zeit nicht einmal in der Lage, Ihnen diese Summe verzinsen zu können, da die Stellung, die ich gegenwärtig bekleide, mir nur ein Jahresgehalt von zwölfhundert Mark einbringt. Nun ist es freilich möglich, daß ich im Laufe der Zeit einen besseren Posten finde —"

„Oder daß Sie sich reich verheiraten!"

„Oder auch das, aber beides ist zum mindesten zweifelhaft. Lassen Sie mich eines einfügen, Herr Szabos: hätte ich nach dem Tode meines Vaters den Konkurs über die Hinterlassenschaft eröffnen lassen, so wäre ich besser, Sie schlechter fortgekommen. Ich habe es nicht gethan, um das Andenken des Verstorbenen rein zu erhalten."

„Verstehe ich," sagte der Ungar, „versteh' ich vollkommen. Ich hätte an Ihrer Stelle genau so gehandelt. Nun hören Sie zu. Ich bin bereit, Ihnen gegen Auszahlung von dreimalhunderteinunddreißigtausend Mark den Depotschein zurückzuerstatten, und verzichte auf die Verzinsung des Restkapitals. Sie geben mir darüber einen

Schuldschein, nichts weiter. Das Geld ist mir sozusagen in den Schoß gefallen — wider Erwarten und Hoffen — ich will Sie deshalb nicht drängen. Aber Sie können wieder in gute, vielleicht sogar in glänzende Verhältnisse kommen; es kann Ihnen leicht fallen, mir auch den Restbetrag meiner Forderung zurückzugeben, und der Schuldschein soll mich für diesen Fall der Möglichkeit sichern."

Schrader war mitten im Zimmer stehen geblieben und nagte an der Unterlippe.

„Ich habe allen Grund, Ihnen für Ihr Entgegenkommen dankbar zu sein," sagte er; „Sie sollen den gewünschten Schuldschein erhalten. Nur eine Frage noch. Wann soll er kündbar sein?"

„Setzen wir gar keine Kündigungsfrist an."

„Dann wäre er dem Gesetze nach von Halbjahr zu Halbjahr einklagbar."

„Richtig — daran dachte ich nicht! Also sagen wir, daß der Schuldschein vor Ablauf von zehn Jahren nicht zu kündigen ist. Das heißt Sie erkennen einfach an, mir so und so viel schuldig zu sein, und verpflichten sich, mir diese Summe heute über zehn Jahren unverzinst zurückzuzahlen. Sind Sie zu dieser Zeit noch nicht in der Lage dazu und lebe ich noch, dann werden wir weitersehen. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Einverstanden?"

„Ja," entgegnete Schrader, ohne zu zögern. Er fühlte, daß es seine Pflicht gewesen wäre, die Hand des fremden Mannes, dessen Schuldner er blieb, zu ergreifen und ihm noch einmal für die wohlwollende Art zu danken, in der dieser die ganze Angelegenheit behandelt hatte, — aber er vermochte es nicht. Der Mann war ihm unsympathisch. Max wußte nicht, weshalb. Herr Szobos hatte etwas burschikos Freundliches, etwas derb Liebenswürdiges und hatte sich ihm gegenüber als anständiger Mensch gezeigt.

Und dennoch fühlte Max einen ausgesprochenen Widerwillen gegen ihn, — vielleicht nur, so sagte er sich, weil er in ihm einen Gläubiger sehen mußte.

Der Ungar hatte seine Papiere wieder in die Brusttasche seines Pelzes versenkt und erhob sich nun. „Wann darf ich zur endgültigen Ordnung der Angelegenheit wieder kommen?“ fragte er.

„Wenn ich bitten darf, morgen früh um acht,“ entgegnete Max; „wir können sodann gemeinsam auf die Reichsbank gehen.“

„Gut.“ Herr Szobos schlüpfte in seinen Pelz. „Und nun noch ein letztes Wort, Herr Schrader,“ sagte er, vor diesem stehen bleibend. „Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich es ausspreche — ich habe ein gewisses Mitgefühl mit Ihnen. Man hat mir erzählt, in wie ehrenhafter Weise Sie sich mit den Gläubigern Ihres Vaters abgefunden haben. Auch mir gegenüber haben Sie sich ehrenhaft benommen — ah ja, ich bitte Sie, erwidern Sie mir kein Wort, ich muß Ihnen das sagen! Ich schätze Sie, Herr Schrader, Sie sind eine vornehme Natur. Und wär' ich ein reicher Mann, so würde ich Ihnen vorschlagen: geben Sie mir die vierzigtausend Thaler des Grundkapitals und behalten Sie das andere. Aber da ich nur ein mäßig begüterter Viehhändler bin und erst im letzten Jahre die Klauenseuche unter meinem vierfüßigen Kruppzeug verwünscht aufgeräumt hat, so kann ich leider Gottes nichts weiter sagen als: kommen Sie mit und frühstücken Sie mit mir! Wir wollen den Manen Sendens eine Pulle Sekt opfern.“

Das alles wurde mit einer gewissen trockenen Treuherzigkeit hervorgebracht.

„Besten Dank, Herr Szobos,“ erwiderte Max, „aber ich muß ablehnen. Ich habe wichtige Briefschaften zu erledigen, die keinen Aufschub dulden.“

Herr Szobos griff nach seinem Hute. „Schade — es hätte mir Freude gemacht, einmal mit Ihnen anstoßen zu dürfen. Vielleicht findet sich doch noch eine Gelegenheit; ich denke acht Tage hier zu bleiben. Ihre Hand, Herr Schrader! Auf Wiedersehen morgen!“

Er ging. Auf der Treppe blieb er einen Augenblick stehen, als wolle er sich ausruhen. Sein ganzes Gesicht hatte einen anderen Ausdruck angenommen; jeder Zug von Wohlwollen und Treuherzigkeit war geschwunden, und als er lächelte, zeigte er die obere Zahnreihe wie ein fletschender Hund.

Er pfiff leise vor sich hin. „Gut gemacht, Görgey,“ murmelte er in sich hinein; „verstehst es doch immer noch, Gimpel zu fangen! Und — haha — der andere Gimpel mag warten! Ja, warte nur, Gräflein, warte! Rußland ist groß und Amerika weit! Dachtest, recht schlau zu sein, aber ich bin auch nicht dumm. Werd' ich einmal zum Verbrecher, will ich die Früchte zum wenigsten allein genießen.“

Er schlug den hohen Kragen seines Pelzes empor, als er die Straße betrat, und nahm sich eine Droschke, um unmittelbar in seinen Gasthof zurückzufahren. Er wollte sich nicht sehen lassen. Er hatte zwar nicht viele Bekannte, aber der Zufall konnte ihm immerhin einen Streich spielen.

* * *

Max blieb den ganzen Tag über in gedankenvoller Stimmung. Daß nun endlich jenes Geschehnis eingetreten war, das er so lange erwartet hatte, befremdete ihn nicht. Es kam sogar etwas wie ein Gefühl von Erleichterung über ihn, wie das Empfinden, eine Last losgeworden zu sein, die ihn gedrückt hatte. Er machte sich klar, daß er nunmehr in vollstem und weitestem Umfange die Schuld seines Vaters gesühnt habe, und das ließ ihm die Erin-

nerung an den Verblichenen in freundlicherem Lichte erscheinen. Das Testament war erfüllt, der Name Schrader wieder zu Ehren gekommen.

In der Nacht träumte ihm, er sei einem Gauner in die Hände gefallen. Er lächelte darüber, als er am Morgen erwachte. Er hatte sich so viel in Gedanken mit der Angelegenheit beschäftigt, daß der Traum nur natürlich erschien. Aber er bewirkte doch, daß Max sich entschloß, den Depotschein noch einmal sorgsam mit entsprechenden Formularen des Geschäftshauses Philipp Schrader, die er noch besaß, und mit der Handschrift seines Vaters zu vergleichen. War der Schein wirklich echt, so war Max für alle Fälle gesichert. Und sein persönliches Interesse erforderte diese Sicherung.

Er stand früher als sonst auf, suchte aus seinen Papieren die bewußten Formulare und einige Briefe seines Vaters hervor und wartete dann auf Szobos. Der Ungar war pünktlich; es war genau acht Uhr, als der Mann mit der Geiernase, in seinen dicken Pelz gewickelt, nach kurzem Klopfen eintrat. Er begrüßte Max herzlich und mit einer lustigen Bemerkung und ließ sich dann stöhnend auf einen Stuhl nieder.

„Steile Treppen das,“ sagte er. „Man baut schlecht in Berlin, man baut in Ungarn besser. Na — sind Sie fertig?“

„Sofort, Herr Szobos,“ entgegnete Max, „nur — darf ich Sie bitten, mir noch einmal Ihren Depotschein zur Prüfung vorzulegen.“

„Ah — gern!“ Der Mann zuckte mit keiner Miene und griff ohne weiteres in die Brusttasche. „Gern — da! Mißtrauisch geworden — he?“

„O nein — ich bitte! Aber ich bin Geschäftsmann wie Sie.“

„Mehr wie ich! Denn eigentlich brauchte ich Ihnen

das Ding nicht zum zweitenmal zu geben! Was dann, wenn ich selbst mißtrauisch wäre? Wenn ich fürchtete, Sie zerrissen mir das Ding da, steckten es in den Ofen oder äßen es auf? He? — Alles schon dagewesen, lieber Herr!“

Max achtete nicht auf das Gerede des anderen. Er nahm den Schein und verglich ihn mit peinlichster Genauigkeit mit den daneben liegenden Schriftstücken. Es stimmte alles — alles, bis auf das Haar! Auch das Datum war richtig, die Schrift zweifellos die seines Vaters: kurzum, der Schein war echt.

„Ich danke Ihnen, Herr Szobos,“ — und Max gab das Dokument zurück. „Gehen wir — ich bin bereit!“

Man fuhr in einer Droschke nach der Reichsbank. Max legitimierte sich und erhielt das Kapital in Banknoten ausgezahlt. Er hatte seine Reisetasche mitgenommen, um die Papiere unterbringen zu können. Dann begleitete er Szobos in dessen Gasthof; auf dem Zimmer des Ungarn wurden die übrigen Formalitäten erledigt; Max gab Szobos einen Schuldschein über einundachtzigtausend Mark, zahlte ihm die Sendensche Erbschaft auf den Tisch und erhielt das Depotdokument zurück.

Szobos klingelte dem Kellner. „Frühstück und eine Flasche Roederer!“ befahl er. „Aber fix! Vier Dutzend Austern dazu!“

Max wehrte ab. „Um Gottes willen, Herr Szobos! Um neun Uhr frühstücken! Und ich muß ja in mein Bureau.“

„Kann warten, Ihr Sklavenhalter!“ lachte der Ungar. „Bin auch lange genug Sklave gewesen und kenne den Rummel! Und übrigens: frühstücken kann man immer — zu jeder Stunde. Platz nehmen, wenn ich bitten darf! So — da kommen die Austern. ’s sind hoffentlich Colchester oder Natives, keine Helgoländer.“

Es blieb Max nichts übrig, als sich an dem Frühstück zu beteiligen. Er that es ungern; seine Zeit drängte. Aber Szobos ließ mit Bitten nicht nach, bis er ein paar Austern und einige Gläser Sekt genossen hatte. Dann erst konnte er gehen. Der Ungar schüttelte ihm wuchtig beide Hände und bat ihn, falls er einmal nach Temesvar kommen sollte, dort ja nach ihm zu fragen. Vielleicht sei er gerade zu Hause — und dann wollte man weiter frühstücken.

Als Schrader das Zimmer verlassen hatte, kramte Szobos aus seinem Reisekoffer einen breiten ledernen Gurt hervor, dazu Nähzeug und starkes Garn. Er nahm, nachdem er vorher sorgfältig die Thür verriegelt hatte, nunmehr am Tische Platz, trennte das Innenleder des Gurtes auf und nähte Banknoten im Werte von dreimalhunderttausend Mark, sorgfältig verteilt, in diesen hinein. Dann entkleidete er sich und befestigte den Gurt auf seinem bloßen Leibe. Als dies geschehen, vollendete er wieder seine Toilette, trank dabei die Flasche Champagner leer, schaute noch einmal in sein Kursbuch, bezahlte seine Rechnung, ließ sich eine Droschke besorgen und fuhr nach dem Hamburger Bahnhof.

— — — — — — — — — — — —

Noch im Laufe desselben Vormittags erhielt Max von Doktor Schrötter aus der Maison de Santé die erschütternde Nachricht, daß Komtesse Lia Tokowa in den Frühstunden infolge einer akuten Gehirnentzündung verstorben sei. Die Beerdigung solle am kommenden Mittwoch zehn Uhr auf dem Kirchhofe der Zwölf-Apostel-Gemeinde stattfinden.

Max benutzte die für ihn freie Zeit der mittäglichen Börsenstunde, nach Schöneberg zu fahren, um sich nach den näheren Umständen des Todesfalles zu erkundigen. Der junge Arzt nahm heute kein Blatt vor den Mund.

Die Komtesse sei hochgradige Morphinistin gewesen und habe es immer wieder auf hundert Schleich- und Umwegen und mit raffinierter List verstanden, sich das gefährliche Gift zu verschaffen. Schließlich sei auch noch das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen worden.

Schrader fragte, ob er die Tote noch einmal sehen dürfe. Man gewährte ihm die Bitte und führte ihn in das Zimmer der Verstorbenen. Dort lag sie im Bette, die Hände über der Brust gefaltet und ein Sträußchen Maiglöckchen in den erkalteten Fingern. In das einst so wunderschöne Antlitz, das jetzt wie aus gelbem Wachs gemodelt erschien, hatten namenlose Leiden tiefe und schmerzliche Linien gegraben. Die Mundwinkel waren schwer gesenkt, die Augen geschlossen.

Max blieb einige Minuten regungslos vor der Leiche stehen. Eine unendliche Traurigkeit erfüllte sein Herz. Angesichts dieses bleichen, im Tode erstarrten Gesichts wich jede Bitterkeit von ihm. Er gedachte der Vergangenheit, doch nur jener Zeiten, da er die, die so unglücklich enden mußte, geliebt hatte. Er hatte unterwegs ein paar schöne dunkelrote Rosen gekauft; er küßte die Blumen und legte sie ihr als letzten Gruß auf die Brust. —

Draußen sprach er noch einige Worte mit Schrötter. Er fragte, ob der Bruder der Verstorbenen benachrichtigt worden sei. Es war unmöglich gewesen, da man auch auf dem Bureau des Tattersalls die derzeitige Adresse des Grafen nicht kannte. Das Begräbnis auszurichten habe die serbische Gesandtschaft übernommen.

Es fand an einem frostigen Apriltage, der noch nichts von dem nahenden Frühling spüren ließ, statt. Außer einigen Herren der Gesandtschaft, schönen Leuten mit Bronzegesichtern und dunklen Augen, waren nur wenige Bekannte der Tokowas, unter ihnen Emsteeg und Rasmus, anwesend. Die Beerdigungsfeier fand nach griechisch-

katholischem Ritus statt und war kurz und weihevoll. Als der Sarg in die Erde gesenkt wurde, sah Max Eva Sporrschild in die Gruppe der Leidtragenden treten; sie trug einen Kranz von weißen Rosen in der Hand, den sie der Toten auf das Grab legte. Eva hatte mit der Komtesse niemals freundschaftlich verkehrt, aber stets eine ausgesprochene Sympathie für das arme blasse Wesen gefühlt, das den Stempel stillen Duldens auf der Stirne getragen. Durch die Zeitungen hatte sie den Tod Lias erfahren, und da ihren Vater die Geschäfte und ihre Mutter die gewohnheitsmäßige Migräne zurückhielten, an der Beerdigung teilzunehmen, so hatte sie sich rasch entschlossen allein auf den Weg gemacht, der Bedauernswerten die letzte Ehre zu erweisen.

Nach beendigter Feier traten Emsteeg, Rasmus, der Legationssekretär Ivanovicz und Schrader begrüßend an Eva heran und geleiteten sie bis zu ihrem vor dem Friedhofsthor haltenden Wagen. Sie blieb dort inmitten der Herren noch einige Augenblicke plaudernd stehen und wandte sich dann plötzlich mit der Frage an Max: „Haben Sie ein paar Minuten für mich übrig, Herr Schrader? — Ich werde den Wagen voranschicken, — ist es Ihnen recht, so gehen wir ein Viertelstündchen zu Fuß.“

Max verneigte sich, und die übrigen Herren nahmen Abschied.

„Nun sagen Sie mir einmal ehrlich, Herr Schrader,“ nahm Eva von neuem das Wort, „warum Sie sich seit Monaten nicht mehr haben bei uns sehen lassen? — Auf Umwegen hörte ich, Sie hätten mit Kurt Differenzen gehabt. Kurt wohnt aber nicht mehr bei uns — schon lange nicht mehr — und damit fällt der einzige Grund fort, der Ihr verletzendes Ausbleiben hätte entschuldigen können. Ich bin mir der Stärke des Ausdrucks „verletzend“ sehr wohl bewußt, Herr Schrader; aber in der That,

Ihre geringe Rücksichtnahme auf mich hat mich tief gekränkt."

Max sah unter dem dichten Schleier, den sie trug, nicht, wie ihre Lippe zuckte, aber daß sie ihn überhaupt vermißt, daß sie — wie aus ihren Worten hervorging — Sehnsucht nach ihm empfunden hatte, ließ sein Herz frohlocken.

„Sie werden es mir glauben, gnädiges Fräulein," erwiderte er, „wenn ich Ihnen sage, daß mir nichts ferner lag, als die Absicht, Sie zu verletzen. Ich würde mir damit selbst eine Wunde geschlagen haben. Die Unmöglichkeit, im Hause Ihres Vaters weiter zu verkehren, ging aus der Art meiner Kündigung hervor. Man wird Sie, wenn überhaupt, über diesen Punkt nur einseitig aufgeklärt haben."

„Man hat mir erzählt, Sie hätten dem Schützling irgend eines hohen Herrn aus dem Aufsichtsrate weichen müssen, im übrigen aber Ihre Stellung am Tattersall mit einer ungleich glänzenderen vertauscht."

„Das ist nicht richtig, gnädiges Fräulein. Ich habe den Tattersall verlassen müssen, weil ich anfing, Ihrem Herrn Vater und Ihrem Bruder Kurt unbequem zu werden. Mein gesellschaftliches Auftreten behagte wohl beiden nicht — ich glaube, auch Ihrer Frau Mutter nicht. Dadurch, daß man mich aus dem Tattersall entfernte, wollte man mir zugleich Ihr Haus und den Weiterverkehr mit Ihnen verschließen. Selbst die Mitteilung, daß ich bereits wieder eine „glänzende" Stellung gefunden hätte, entbehrt der Wahrheit; ich habe nach langem Suchen nur einen sehr bescheidenen Posten gefunden, aber — ich beklage mich darüber nicht."

Eva schritt einige Minuten schweigend neben Max. „Mir ahnte so etwas," fuhr sie fort; „ich hatte sofort das Gefühl, daß man mich belüge. Kurt ist keine vornehme Natur. Er ist mein Bruder, aber — Gott sei's

geklagt, ich kann nicht anders über ihn urteilen. Er macht uns bittere Sorgen. Er lebt wie ein Wahnsinniger darauf los und häuft Schulden auf Schulden. Mein Vater ist in Verzweiflung, und Onkel Leopold, der noch immer in Montreux weilt, will nichts mehr von ihm wissen. Unter uns, Herr Schrader, ich fürchte, daß Miklowicz das Grab des ganzen Tattersallunternehmens werden wird. Ich kümmere mich sonst nicht um diese Angelegenheiten, aber ich bin in letzter Zeit hellhöriger geworden. Der Vater befindet sich seit Weihnachten in beständiger nervöser Aufregung, und James Behrend ist unser täglicher Gast. Beides sind symptomatische Zeichen. Ich glaube — ich — nun, es muß heraus — ich glaube, man will mich an diesen gräßlichen Behrend — verkaufen!"

„A—ah!" Und unwillkürlich ballte Schrader die Hände; der Gedanke war zu empörend. „Gnädiges Fräulein, ich hoffe, daß Sie sich durch die Bitterkeit, die Sie infolge der unliebsamen häuslichen Vorkommnisse beseelt, täuschen lassen. James Behrend, der Geldautomat — und Sie! O nein, das ist ja undenkbar!"

„Ich würde ohne weiteres aus dem Elternhause flüchten, wenn man mich diesem Menschen aufzwingen wollte. Ohne weiteres, und es wäre mir gleich, wohin. Ach, Herr Schrader, ich habe das Gefühl, als gingen wir recht ernsten Zeiten entgegen! Und dabei empfinde ich es doppelt schwer, keinen Menschen zu haben, mit dem man sich einmal vernünftig aussprechen kann! Ist es denn ganz unmöglich, daß Sie den Verkehr mit uns wieder aufnehmen können?"

„Unmöglich, gnädiges Fräulein. Ich kann mich nicht der Gefahr aussetzen, auf mehr oder minder höfliche Weise von Ihrer Schwelle gewiesen zu werden."

„Uebertreiben Sie nicht, Herr Schrader — so weit ist es noch lange nicht. Aber ich sehe ein, daß die Anregung zu einem erneuten Verkehr von unserer Seite ausgehen

muß. Und ich werde es durchzusetzen wissen. Also, es geht Ihnen leider nicht gut?"

„O doch, gnädiges Fräulein, durchaus. Mein verringertes Einkommen zwingt mich allerdings, auf manche Annehmlichkeit zu verzichten, macht mich aber nicht unglücklich. Ich bin mehr auf mich selbst angewiesen als früher, und das ist eher ein Vorteil als ein Nachteil. Anfänglich glaubte ich freilich, den Mangel an Geselligkeit nur schwer ertragen zu können, aber ich habe einsehen gelernt, daß auch die Einsamkeit ihre Schönheiten hat."

Eva war stehen geblieben und reichte Max die Hand. „Auf Wiedersehen," sagte sie mit Betonung. „Hoffentlich führt uns das nächste Mal eine weniger traurige Gelegenheit zusammen als heute."

Max schaute dem Wagen nach, bis er um die Ecke der nächsten Straße bog. Eine kleine, zierliche, in schwarzem Glacéhandschuh steckende Hand winkte ihm aus dem offenen Fenster noch einen Abschiedsgruß zu. Wie gern hätte er diese Hand geküßt.

(Fortsetzung folgt.)





Liebe und Haß.

Erzählung von **Felix v. Stenglin.**

Mit Illustrationen von W. Zweigle.

1.

(Nachdruck verboten.)

Am Fenster ihres Wohnzimmers saß eine beleibte Frau, eine Haube mit langen Bändern auf dem Kopf, und strickte. Ihr Mann, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ging auf und nieder. Beide trugen die Tracht, wie sie um das Jahr 1850 Mode war.

„Was meinst du, Frau," sagte er im Gehen, für einen Augenblick die hellblauen Augen auf sie richtend, „hast du dir eine Ansicht gebildet?"

„Ja," erwiderte sie, nickte und strickte weiter.

Nun blieb er stehen. „Dann bitte, sprich sie aus," sagte er. „Ich denke mir zwar auch mein Teil, aber ich möchte erst hören, was du sagst."

„Ich sage so: das Kind gehört zu ihren Eltern."

„Hm."

„Und wenn die Eltern beleidigt sind, ist auch das Kind beleidigt."

„Das heißt also —"

„Es muß alles aus sein."

„Hm. Wie ich dachte. Und ich glaube, du hast recht. Es wird ihr schwer werden, aber sie wird selbst einsehen, daß es nicht anders sein kann."

„Du wirst natürlich auch keine Geschäftsverbindung mehr mit dem Hause Körnig unterhalten?"

„Natürlich nicht. Das heißt, liebe Frau, das weiß ich doch nicht. Geschäft ist Geschäft."

„Und Ehre ist Ehre."

Herr Wehner sah ein wenig verblüfft zu seiner Frau auf. Dann lächelte er und meinte: „Du hast eine so kurze Art, aber ich glaube, wir müssen weiter blicken. Von den geschäftlichen Rücksichten sprech' ich nicht, obgleich die Firma Körnig einer der besten Abnehmer für unsere Erzeugnisse war. Aber im Interesse Marthas... Es könnte denen da in Berlin leid werden. Wenn wir ihnen dann diese Mißachtung zugefügt haben, so wird eine Annäherung ihnen sehr erschwert. In solchen Sachen ist man empfindlich, und besonders dieser Mann, der immer denkt, ihm müßten sie alle kommen."

„Gerade deshalb. Er war mir von jeher widerwärtig."

„Du willst also unserer Martha jede Möglichkeit benehmen?"

„Ja, freilich. Ich will nichts Halbes, lieber Franz, wie du wohl manchmal. Wenn ich sage: es ist aus, dann mein' ich's auch so. Dann soll es auch wirklich aus sein."

Wehner nickte. „Du bist eine ganze Natur. Ja, ja. Und im Leben kommt man meist weiter damit, wenn man eine Sache, die nicht mehr zu halten ist, entschlossen und für immer aufgiebt. Reiner Tisch ist sehr viel wert. Man thut sein Tagewerk besser und leichter, schleppt keine Kette mehr hinterher. Also abgemacht. Ich will Martha rufen, und wir wollen es ihr sagen —"

Ein blondes junges Mädchen trat in diesem Augen-

blick ein. Frau Wehner blieb in ihrem Stuhl am Fenster sitzen und ließ das Strickzeug weiter klappern, doch erhob sie oft den Blick zu ihrer Tochter. Fabrikant Wehner fuhr in seiner Wanderung fort. Er suchte nach Worten. Daß er als Vater der Tochter die Eröffnung zu machen hatte, erschien selbstverständlich, das gehörte sich nicht anders. So warteten denn die beiden Frauen, bis er sprechen werde.

„Sieh, Martha," begann er, „du bist unsere einzige Tochter, und wir thun dir gewiß alles zuliebe, was wir nur können. Aber es giebt Fälle im Leben, da heißt es Opfer bringen. Wir würden das von deinen Brüdern ebenso verlangen. Du stehst vor einem Wendepunkt, mein Kind, an einem Scheidewege, und wir sind dazu da, dir den Weg zu weisen, den du gehen mußt, ob dir's auch schwer wird."

„Setz dich, Marthchen," warf Frau Wehner von ihrem Fensterplatz aus ein.

Gehorsam leistete die Tochter Folge. Dann fuhr der Hausherr fort: „Wir hatten eigentlich gar nichts gegen Fritz Körnig, wenigstens nicht gegen seine Person. Er ist ein kluger, tüchtiger —"

„Das sind andere auch," bemerkte die Mutter.

„Nun, meinetwegen," gab der Vater geduldig bei. „Was uns gleich von vornherein nicht angenehm war, ist, daß er in so großen Verhältnissen aufwuchs. Nun ja, das Haus Körnig ist eben ein Welthaus. Die Kleider und Mäntel, die da fabriziert werden, findest du in Amerika und Australien. Die Leute sind schwer reich und in allem, was das Leben angeht, arg verwöhnt. Verwöhnte Leute aber werden auch leicht anmaßend und unleidlich. Wir dagegen sind zwar rechtlich und aus guter Familie, aber unser Wohlstand ist immerhin doch nur ein bescheidener. Dazu kommt, daß du mehrere Brüder

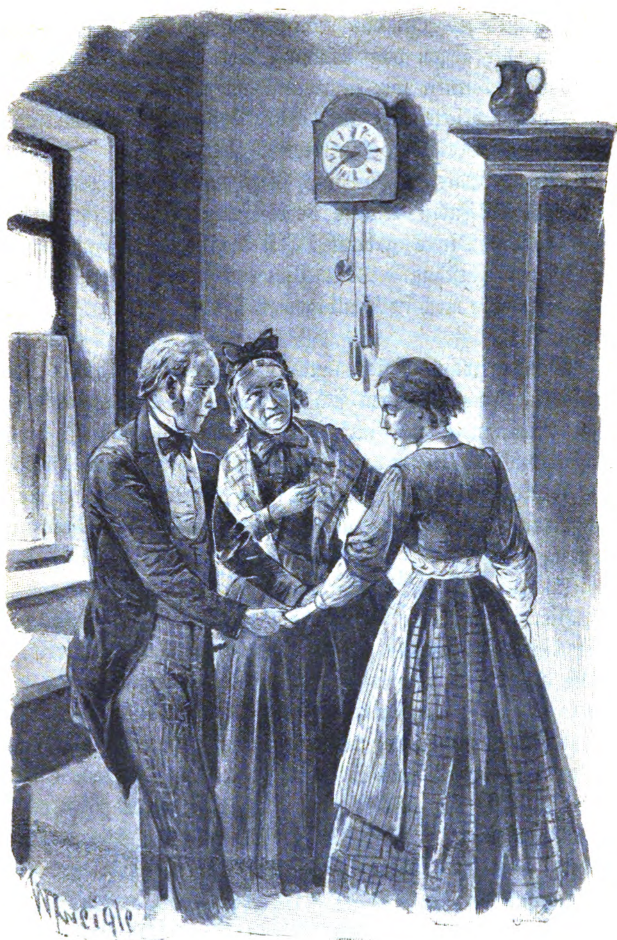
hast, die ich als gerechter Vater dir nicht nachstellen kann. Also kurz, der Abstand in materieller Hinsicht, aber auch in der ganzen Auffassung des Lebens, ist ziemlich groß. Nun, vielleicht hätte die Liebe darüber hinweggeholfen. Und wir waren also bereit, unsere Zustimmung zur Verlobung zu geben. Wir nannten die Summe, die wir jährlich dir zahlen könnten. Darauf kam ein Brief von Herrn Kommissionsrat Körnig. Er verlange Garantien für die dauernde Auszahlung unseres Zuschusses, denn es sei doch bei einer kleinen Firma wie die unserige gar zu leicht möglich, daß sie falliere, besonders in heutiger Zeit."

„Unverschämtheit!" murmelte Frau Wehner dazwischen.

„Siehst du, mein Kind, das war nun etwas, das dein Vater und deine Mutter sich nicht bieten lassen konnten. Als ich vor dreißig Jahren meine Weberei einrichtete, hatte ich zwar mit vielen Hindernissen zu kämpfen, aber deine Mutter und ich haben sie durch Fleiß und Ausdauer besiegt, so daß unsere Firma seit langem einen so soliden Ruf hat, wie keine andere in der Stadt. Mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit sind wir stets allen unseren Verpflichtungen nachgekommen, und das von Anfang an. Unser Haus ist kein Schwindelbau, sondern ein festgefügtes Gebäude, das mit Gottes Hilfe jedem Sturme widerstehen wird. Das wußte auch der Herr Kommissionsrat, aber er suchte wohl etwas darin, uns unsere Kleinheit recht fühlen zu lassen. Die einzige Antwort, die wir darauf geben konnten, war eine höfliche, aber bestimmte Ablehnung dieses Verlangens. Daraufhin verweigerte er seine Zustimmung zur Verlobung."

Jetzt legte Frau Wehner ihr Strickzeug hin, stand auf und trat zu den beiden heran. „Die Sache ist also für uns abgethan," sagte sie scharf zu ihrer Tochter, „verstehst du? Er ist abgereist und ihr seid auseinander."

Martha blieb äußerlich ruhig, nur ein paar Thränen



Der Vater faßte ihre Hand (S. 88).

rannen über ihre Wangen. Der Vater faßte ihre Hand. „Du mußt ihm jetzt das Nötige eröffnen, denn sein Anerbieten, dir gegen den Willen seiner Eltern treu bleiben zu wollen, können wir nicht annehmen.“

Martha blickte ernst auf. Ihre weichen, mädchenhaften Züge nahmen einen bestimmten Ausdruck an.

„Nein, Vater. Für mich liegt kein Grund vor, ihm etwas zu eröffnen. Unsere Verbindung ist nicht auf Geld und äußere Dinge gebaut. Ich weiß, er nähme mich ohne jeden Zuschuß. Teilt ihr ihm mit, was nötig ist, und ich werde mich in schuldigem Gehorsam eurem Wunsche fügen.“

Martha wandte sich um und ging zur Thür. Da fühlte sie jemand neben sich. Sie fühlte ihren Kopf erfaßt und einen Kuß auf ihrer Stirn. Ueberrascht und verwirrt blickte sie sich um. Ihre Mutter war schon wieder am Fenster angelangt, wo sie sich setzte und das Strickzeug zur Hand nahm, ohne weiter auf die Tochter zu achten.

So ging denn Martha hinauf in ihre Kammer.

Hier oben verlor sie nun doch ihre Selbstbeherrschung. Sie kniete nieder an ihrem Bett und weinte bitterlich. Doch als sie ihrem Herzen eine Weile Luft gemacht hatte, raffte sie sich mit aller Energie empor. Aus ihrem Herzen konnte ihn ja niemand reißen, zu fest wurzelte dort sein Bild. Sie öffnete das Schubfach ihres Tisches; ein Lichtbild, das er ihr vor kurzem geschenkt, nahm sie hervor und betrachtete es mit Zärtlichkeit. So ganz versenkte sie sich in diese ihr teueren Züge, daß sie alles andere um sich herum vergaß.

Sie erinnerte sich der schönen Tage, da der junge Mann, der zu seiner weiteren Ausbildung in einer Fabrik der Stadt Volontärdienste that, ihre Bekanntschaft machte, und wie er dann vor seiner Abreise zu ihren Eltern kam

und um sie war. Sie lächelte in Erinnerung an die Seligkeit dieser schönen Zeit. Aber dann wurde ihr Ausdruck wieder ernst und finster. Mit einem Seufzer schloß sie das Bild fort.

Martha war und blieb vor anderen äußerlich ruhig, auch vor ihren Eltern. Aber früh und spät war sie im Haushalt thätig, mehr noch als sonst. Ihre Eltern waren mit ihr zufrieden. Aber froh wurde sie nicht wieder.

Es war etwa ein halbes Jahr vergangen, als ein Oheim, Bruder des Fabrikanten Wehner, vom Rhein her für einige Tage zum Besuch kam.

„Etwas blaß geworden, die Kleine!" sagte er, als er die Nichte begrüßte. Und als er am Abend allein mit Marthas Vater war, meinte er: „Die Martha sieht schlecht aus. Wo fehlt es ihr denn?"

„Der? Daß ich nicht wüßte. Sie hat nie geklagt."

Der Bruder wiegte den Kopf. „Lieber Franz, ich muß dir's sagen, ich bekam einen Schreck, als ich sie sah. Wo ist ihre Jugendfrische? Dieses farblose Gesicht und der matte Blick — ja, ihr habt doch nur die eine, thut doch beizeiten was dafür."

„Du irrst dich wirklich," erwiderte der Fabrikant. „Sie wird etwas bleichsüchtig sein, wie so viele Mädchen ihres Alters."

Abends im Bett aber sagte er zu seiner Frau: „Wir müssen einmal darüber sprechen, liebe Frau. Ich finde, Otto hat recht, er ist schon der dritte oder vierte, der mir etwas ähnliches sagt. Der Martha fehlt etwas. Wollen wir nicht mal den Sanitätsrat kommen lassen?"

Es war schon dunkel im Schlafzimmer. Eine Weile schwieg Frau Wehner, dann meinte sie: „Der Fritz Körnig fehlt ihr."

„I, du meinst wirklich?"

„Ja, sie muß das erst durchkämpfen."

„Daß es ihr nahe gehen würde, wußte ich, aber ich glaubte nicht, daß sie jetzt nach einem halben Jahre noch darunter litte.“

„Laß nur erst ein Jahr vergangen sein.“

„Wir wollen das Beste hoffen. Wir konnten nicht anders. Wir haben unsere Pflicht gethan. Leicht ist das Leben nun mal nicht, sie ist's ja nicht allein, die ihr Päckchen zu tragen hat.“

Dem halben Jahr war noch ein halbes Jahr gefolgt. Wirklich war Martha wieder etwas aufgelebt. Sie war lebhafter und heiterer geworden. Als daher eines Tages ein Freier sich einstellte, hielten die beiden Eltern es nicht für unmöglich, daß die Tochter zusagen werde. Es handelte sich um einen sympathischen und vermögenden jungen Mann, den Martha schon früher immer gerne gesehen hatte.

Eine solche Antwort aber, wie sie ihnen nun zu teil wurde, hatten sie nicht erwartet. Martha blickte sie ruhig an und sagte: „Ich werde nie einen anderen heiraten. Für immer betrachte ich mich als zu Fritz gehörig, für Leben und Sterben.“

Sie sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, daß keines der Eltern auch nur ein Wort erwidern mochte. Stumm sahen sie das Mädchen und dann sich gegenseitig an.

In Martha aber wogte und stürmte es; lebendig war geworden, was so lange zurückgedrängt werden mußte. „Ihr macht euch nicht den richtigen Begriff von unserer Liebe,“ fuhr sie fort. „Es ist kein Gefühl, das heute plötzlich aufsteigt und morgen erlischt. Wir haben unsere Bilder gegenseitig so tief in unsere Herzen gegraben, daß wir nun eins sind ganz und gar. Ich habe euch gehorcht und ihn aufgegeben, aber ein anderer kann nie den Platz einnehmen; das ist undenkbar.“

[illegible] — [illegible] — [illegible]

[illegible]

kommen.

„[illegible]

„[illegible] Martha.

„[illegible]

„Und [illegible] wieder die [illegible] zu machen [illegible] Auseinandersetzungen mit abgewiesenen Freiern sind ja weder für euch noch für mich angenehm."

Jetzt wartete Martha die Antwort gar nicht ab, sondern ging aus dem Zimmer. Lange sagten auch die Eltern kein Wort zu einander. Frau Wehner ließ ihre Nadeln klappern, und nur aus der Heftigkeit, mit der dies geschah, konnte man auf ihre innere Bewegung schließen. Ihr Mann machte, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, seine Wanderung im Zimmer. Wie oft hatten sie in gleicher Weise seit Jahrzehnten alle wichtigen Entschlüsse durchgekämpft. Diesmal wollten sie zu keinem Resultat kommen. Endlich blieb Marthas Vater stehen.

„Wieviel wollte doch Görner für seine Weberei haben?"

Und nun sah er zu seiner Frau auf. Sie legte ihr Strickzeug hin, sah ihren Mann einen Augenblick an und that einen tiefen Atemzug.

Sie wußte Bescheid. Und sie that das, was sie immer that, wenn sie ihrem Manne nichts entgegnen wollte oder konnte: sie stand auf und ging hinaus.

2.

Kommissionsrat Körnig war im Begriff, durch die Königsstraße in Berlin seinem Wohnhause zuzugehen. Im langen schwarzen Rock mit dem glänzenden Cylinder nahm er sich sehr stattlich aus. Seinen Stock mit Goldknopf hatte er jedoch seit einiger Zeit mit einem einfachen Eichenstock vertauscht; er behauptete, es könne ihm heutzutage als Mangel an Volksfreundlichkeit ausgelegt werden, wenn er sich so markant vor anderen auszeichne. Nach den Revolutionstagen des Jahres 1848 herrschte noch immer große Erregung im Lande und in der Stadt.

Da stieß er auf einen kleinen, dicken Herrn, der eilig dahinschritt.

„Guten Morgen, Herr Doktor!"

„Ah, Herr Kommissionsrat! Wie geht es? Ich war sehr erschrocken, als ich die Unglücksnachricht hörte und dachte gleich an Sie."

„Welche Unglücksnachricht denn?"

„Wissen Sie denn das nicht? Gestern soll ein Aufstand ausgebrochen sein in Breslau. Sie haben ja da Ihre Hauptniederlage."

Jetzt stutzte Kommissionsrat Körnig. „In Breslau? Da muß ich sofort meinen Fritz hinschicken!" Und ohne sich noch um den Doktor zu kümmern, eilte der Kommissionsrat die Straße entlang, seinem Hause zu. Bald darauf saßen Herr und Frau Körnig bei Tisch, die Frau des Hauses in schwarzer Seide, eine schwere goldene Uhrkette um den Hals, um jeden Arm ein goldenes Armband, die Finger mit Ringen besteckt. Sie war immer noch eine schöne Frau, doch der hoheitsvolle Zug, den sie ihrem Antlitz zu geben wußte, hatte nichts Anziehendes.

Während ihr Gatte sich in großer Ungeduld befand, oft auf die Thür blickte und wenig aß, trug sie äußerlich

vollkommene Ruhe zur Schau, und obwohl sie nie viel aß, um ihre schöne Figur nicht zu verlieren, bewies sie doch heute keinen besonderen Mangel an Appetit.

Fritz und Anton, ihre Söhne, waren noch immer nicht erschienen.

„Fritz wird jedenfalls bald kommen," sagte Frau Körnig ruhig.

Ihr Gatte aber erhob sich endlich. „Es geht nicht anders," stieß er hervor, „ich muß nochmals ins Geschäft und mich nach ihm umsehen. Es ist dringend nötig, daß er sofort abreist. Natürlich, wenn man die Jungens braucht, sind sie nie da; wenn sie unsereinen aber brauchen, entwickeln sie 'ne merkwürdige Pünktlichkeit. Anton kann ich nicht schicken; hier ist Geistesgegenwart nötig, und die hat er nicht."

„Reise doch selbst! So gefährlich wird's nicht sein. Oder scheust du die Gefahr?"

„Nein, die scheu' ich nicht, und du scheust sie anscheinend auch nicht für uns. Aber ich kann aus Berlin nicht fort."

Damit ging Körnig, nahm Hut und Stock und verließ das Haus.

Die Miene seiner Frau war noch um einen Grad hoheitsvoller geworden. Sie erhob sich alsbald und begab sich in ihr Schlafzimmer, wo die Schneiderin ihr ein neues Kleid fertigte.

„Ich hab' es mir nochmals überlegt, Frau Erll, die Rüschen nehm' ich nicht, das ist zu viel Stoffverschwendung. Ich möchte es ja gerne, es ziert das ganze Kleid, aber es ist zu teuer. Wieviel wird's ausmachen?"

„Sechs Thaler etwa."

„Nicht mehr? Ich glaubte eigentlich, es machte mehr. Meine Güte, ich habe ja keine Prätensionen, aber es soll doch auch ein besseres Kleid werden. Meinem Mann darf

ich damit nicht kommen; ja, ja, liebe Frau Erll, wir in unseren Kreisen sind auch abhängig, und meistens mehr als ihr. Ich wundere mich gar nicht, daß die Menschen nach Freiheit rufen, dies Gefühl kann ich nur zu gut verstehen."

„Soll ich denn nun den Stoff besorgen, Frau Kommissionsrat, oder nicht?"

„Ja doch, gewiß! Hab' ich's denn noch nicht gesagt? Ich kann das viele Sprechen und Fragen nicht vertragen." Und damit rauschte Frau Kommissionsrat Körnig hinaus, um in ihrem Zimmer der Ruhe zu pflegen.

Unliebsam wurde sie durch den Eintritt ihres Mannes aufgeschreckt, der alsbald vor ihr stand. Er hielt einen Brief in der Hand.

„Erschrick nicht, mein Kind, eine unangenehme Nachricht —"

„Gewiß unsere Niederlage in Breslau zerstört?"

„Nein, in Breslau ist alles in Ordnung; es handelt sich nur um einen ganz geringfügigen Putsch, der Doktor hat mit Absicht übertrieben. Aber ein Brief von Fritz ist gekommen, er ist nach Westfalen gereist, um sich allen Ernstes mit Martha Wehner zu verloben."

Ernst sah der Sprecher seine Frau an und wartete wohl auf irgend eine Aeußerung.

„Wir können ihm aber nichts geben," erwiderte Frau Körnig hastig. „Von Selbständigkeit für ihn kann keine Rede sein. Das darfst du nicht, du mußt auch an mich und an Anton denken."

„Sei ganz ruhig! Der Junge glaubt, er könne mir alles bieten; habe ihn verzogen, den Menschen. Die Dummheit, daß er sich von dort wieder würde anlocken lassen, hab' ich ihm allerdings nicht zugetraut. Die Menschen werden doch alle Schafsköpfe, sobald sie [illegible] der Liebe befassen. Mir soll's recht sein. [illegible]

nicht. Ich habe ja Anton. Wenn er glaubt, ich müsse nachgeben, irrt er sich gewaltig."

Und immer erregter, immer heftiger wurde der Kommissionsrat Körnig.

„Antworten, jawohl, antworten werde ich ihm, und zwar auf eine ganz gesalzene Weise. Wenn er's erst schriftlich hat, daß er enterbt ist, wird er vielleicht bereuen. Für mich ist er tot. Ich brauch' ihn nicht. Ich habe ja Anton. Mein Geschäft wird auf Anton übergehen. Unentbehrlich ist keiner — keiner! Die Sache ist zu Ende!"

Der Kommissionsrat warf den Brief auf den Tisch, seine Frau aber sagte: „Ich will ihn gar nicht lesen, ich will mich nicht unnötig ärgern. Aendere nur gleich dein Testament."

— — — — — — — — — — — —

Wenige Tage später hielt Fritz Körnig die Antwort seines Vaters in der Hand. Aus der ersten Seligkeit seiner Bräutigamsstimmung wurde er rauh emporgerüttelt. Besonders empörte ihn der Satz: „Nun haben sie sich also den reichen Erben doch eingefangen!" Voll Bitterkeit zeigte er den Brief seiner Braut und deren Eltern.

Doch als Martha ihm liebevoll in die Augen sah und sich vertrauend an ihn lehnte, da hatte er seine Selbstbeherrschung wiedergefunden.

„Mag es denn sein!" sagte er entschlossen. „Ich habe jetzt andere Aufgaben." Und dabei preßte er zärtlich seine Braut an sich.

Marthas Mutter trat auf ihn zu und klopfte ihn auf die Schulter. Dann sah sie sich nach ihrem Manne um, der denn auch begriff, was in diesem Augenblick seine [illegible]icht war.

„Es ist traurig, wa[illegible]n, lieber Sohn," sagte [illegible]er da es nun [illegible] hat kommen sollen, so

sehen Sie jetzt in uns Vater und Mutter. Es hat uns was gekostet, bis wir dahin kamen, aber nun hält das Band auch für ewig."

Beide Männer schüttelten sich die Hand.

„'s ist niederträchtig!" setzte Frau Wehner hinzu, und zwar mit einem Ausdruck, in dem der ganze Haß gegen die Feinde in Berlin sich aussprach. —

An ihrem neuen Sohn handelten Fabrikant Wehner und seine Frau wirklich wie rechte Eltern. Sie kauften ihm die Weberei von Görner, wobei indessen die Gelder derart eingetragen wurden, daß keine Benachteiligung der Wehnerschen Söhne stattfand, denn das hätten die Alten für eine Ungerechtigkeit gehalten, die sich Eltern nicht zu schulden kommen lassen dürfen. Was sie aber nach ihrer Meinung wohl durften, war: in ihrem täglichen Leben mancherlei kleine Entbehrungen auf sich zu nehmen, um für die junge Wirtschaft allerhand abgeben zu können. Das zur Weberei gehörige Wohnhaus wurde erneuert, ein hübsches Gärtchen wurde angelegt. Und auch im übrigen waren sie mit Rat und That stets bei der Hand.

Fritz Körnig empfand und würdigte das vollkommen. Er hatte sich an den Gedanken, hier an dieser ihm bereiteten Stätte sein Leben hinzubringen, bald gewöhnt. Ehrgeizige Wünsche nach umfassenderer Thätigkeit schlummerten jetzt, wie ein schier undenkbares Glück schwebte ihm das holde Idyll vor, das nun an der Seite der Geliebten beginnen sollte. —

Daheim in Berlin sprach man wenig über den verlorenen Sohn, und wenn es geschah, nur in den wegwerfendsten Ausdrücken. Der zweite Sohn Anton hatte die bisherigen Obliegenheiten des älteren Bruders bereits übernommen.

Eines Abends saß der Kommissionsrat in seinem Zimmer und arbeitete. Aber seine Gedanken schweiften

in die Ferne, er war nicht bei der Sache. Plötzlich erhob er sich und ging ein paarmal durchs Zimmer. Dann trat er in die Eßstube, wo schon zum Abendbrot gedeckt war, für ihn, seine Frau und Anton. Frau Körnig kam gerade von der anderen Seite herein, da machte er seinem Herzen Luft.

„Hätte nicht geglaubt, daß ich so lange dran denken würde,“ fing er an.

„Woran denn?“

„Woran? Hm! Wir hatten mal einen Sohn, der hieß Fritz.“

„Meine Güte, warum immer wieder davon anfangen!“

„Du hast recht, über dergleichen Dinge sollte man schneller hinwegkommen. Den Trost kann ich dir geben, daß ich durchaus nicht bereue, was ich gethan habe. Es ist der reine Aerger darüber, daß ein Mensch so dumm sein kann.“

„Wir haben ja Anton.“

„Freilich, wir haben Anton. Und Anton ist ein tüchtiger, fleißiger und ehrenhafter Mensch, an dem wir unsere Freude haben werden, wahrscheinlich mehr, als wir je an diesem eigenwilligen Menschen, dem Fritz, gehabt hätten.“

Die Flurglocke ertönte. Gleich darauf erschien das Mädchen.

„Der Herr Doktor Mohn wünscht den Herrn Kommissionsrat zu sprechen.“

„Was will der noch? Wahrscheinlich kannegießern. Lassen Sie ihn herein.“

Der kleine, dicke Arzt stand vor Herrn Kommissionsrat Körnig und seiner Frau. „Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte ersterer. „Essen Sie ein Butterbrot mit uns?“

„Muß danken. Habe traurige Mitteilung zu machen. Ihr Sohn Anton — unvorsichtig beim Baden im Landwehrkanal — Gott weiß — unglücklicher Zufall —“

„Ertrunken?!“ schrie Körnig mehr als er sprach.

Der Doktor nickte schweigend. —

Drei Tage darauf fand das Begräbnis statt. Fritz Körnig hatte zwar einen längeren Brief geschrieben, aus dem sein Schmerz um den Bruder sprach, aber nach Berlin wagte er ungerufen nicht zu kommen, nachdem sein Vater ihn verstoßen hatte. Wartete er doch sogar zwei Wochen lang vergebens auf nähere Nachrichten vom Vater. Da — in der dritten Woche kam er eines Abends aufgeregt zu seiner Braut.

„Ein Brief vom Vater!“ sagte er. „Ich soll nach Berlin kommen und dich mitbringen. Was sagst du?“

Martha zögerte mit der Antwort. Ihre Freude schien gering. „Du willst gehen?“ fragte sie dann leise.

„Ja — und du nicht? Er ist mein Vater und ruft mich zurück. Er söhnt sich mit unserer Verbindung aus, und ich sollte nicht kommen? Wenn er auch nicht geradezu um Entschuldigung bittet, — das verlang' ich nicht. Er sieht sein Unrecht ein und ist ja auch so hart getroffen. Und dann ist's doch keine Kleinigkeit, die großartige Zukunft, die ich mir dort verschaffen könnte, von der Hand zu weisen, das anregende Leben, das mir dort geboten würde, mir zu verscherzen. Hier für immer sitzen, hier versauern, — nein, das brächt' ich nicht fertig. Die Politik, die Kunst, die Wissenschaft, die großartigen Geschäftsverhältnisse — Meine Natur ist zum Handeln geschaffen, und in einem solchen Moment müssen kleine Empfindlichkeiten zurücktreten. Nun, Kleine, was sagst du?“

Martha schmiegte sich an ihn. „Ich käme wohl mit —“

„Prächtig! Aber...?“

„Aber die Eltern!“

„Nun, mein Vater will doch alles wieder gut machen. Genügt denn das nicht?“

„Ich hoffe, aber ich glaube nicht. Gerade jetzt, wo dein Vater dich wieder zu sich ruft! Hast du die Worte vergessen, die häßlichen Worte? Jetzt, wo du wieder reich bist, werden sie erst zeigen wollen, daß es ihnen fern liegt, ‚den Erben einzufangen‘.“

„Ja, ja, ein böses, aber ein unbedachtes Wort.“

„Die Eltern sind so streng im Punkte der Ehre. Und ich meine, wir sind ihnen doch auch Rücksicht schuldig. Sie haben sich doch immer überwinden müssen, ehe sie dich kommen ließen, und was haben sie dann mit all ihrer Liebe und Fürsorge für uns gethan! Die Weberei ist kaum fertig in stand gesetzt. Gestern sagte noch Mutter: ein warmes Nest, in das wir euch setzen! Wieviel Freude hat es ihnen gemacht, uns dies Nest bereiten zu können! Und nun, Fritz, können wir es doch nicht verschmähen, nicht wahr?“

Fritz Körnig war nachdenklich geworden. Dann drückte er Marthas Hand. „Du bist eine bessere Menschenkennerin als ich, Kleine. Aber sage: bin ich denn ein so schlechter Mensch, daß ich trotz alledem das Verlangen trage, aufzufliegen aus dem Nest, oder auch meinetwegen gar nicht hineinzufliegen, sondern mir an freierer Stelle, an höherer Warte, ein größeres zu bauen?“

„Nein, Fritz, schlecht bist du deshalb nicht, aber du siehst es ja selbst ein, daß wir meinen Eltern verpflichtet sind. Und berechtigt sind deine Wünsche jedenfalls und verständlich. Glaube auch nicht, daß ich mich scheue, meinen Eltern davon zu sagen. Ich will tapfer sein. Du sollst deine Kleine nicht vor Schwierigkeiten zurückweichen sehen.“

„Davon kann keine Rede sein. Ich werde es selbst sagen.“

„Nein, Fritz, ich bitte dich, thu' das nicht. Eine Tochter kann doch anders mit ihren Eltern sprechen, als ein Schwiegersohn.“

Erst sträubte er sich noch, dann ließ er's geschehen. —

Nach kurzer Zeit schon brachte Martha die Antwort. Sie fiel ihm weinend um den Hals. Da wußte er schon Bescheid.

„Wie? Sie wollen nicht? Sie wollen wirklich nicht?"

„Du könntest ja thun, was du wolltest," sagte Vater, „aber mir würden sie es keinesfalls erlauben."

„Ah! Das nenn' ich die Starrköpfigkeit zu weit getrieben! Und du? Du widersprachst ihnen?"

„Nein, Fritz," erwiderte Martha mit ruhigem Ernst, „ich gab ihnen das Versprechen, nicht zu reisen."

„Martha!"

„Es sind meine Eltern, Fritz —"

„Und ich glaubte, du liebtest mich über alles!"

„Fritz, nimm doch nur Vernunft an. Es ist meine Pflicht, meinen Eltern zu gehorchen —"

„Aber nicht, wenn sie etwas Unvernünftiges von dir verlangen. Doch, es ist wohl besser, wir brechen davon ab; vielleicht urteile ich morgen anders darüber, wenn ich ruhiger geworden bin. Für jetzt adieu!"

Martha hielt ihn nicht, sie sah wohl, daß heute kein Auskommen mit ihm gewesen wäre.

Mit den Eltern sprach sie kein Wort mehr über die Angelegenheit. Früh ging sie zur Ruhe, ohne doch Schlaf finden zu können.

Da — es war gegen Morgen — schrak sie aus dem Halbschlummer auf, der sie gefangen genommen hatte. Es läutete mehrmals heftig an der Hausthür. Das Mädchen schien noch nicht auf zu sein. Von Unruhe getrieben, stand Martha auf, kleidete sich an und eilte an den Ausgang des Hauses. Das Klingeln hatte aufgehört. Sie öffnete — niemand zu sehen. Doch im Briefkasten schimmerte etwas Weißes. Nun ging's eilends zurück in des Vaters Stube, wo auf dem Schreibpult an einem Hirsch-

geweih aus Bronze der Briefkastenschlüssel hing. Trotzdem Martha von der Ahnung getrieben wurde, daß diese Störung am frühen Morgen mit ihr und ihrem Verhältnis zu Fritz zusammenhänge, war sie doch bestürzt, als der Brief ihre von Fritzens Hand geschriebene Adresse trug. Oben auf ihrem Zimmer las sie.

„Geliebte Martha, gestern abend prophezeite ich Dir, die Ernüchterung und Ruhe würde am nächsten Morgen bei mir einkehren. Es ist bereits früher, heute nacht, als ich vom Schlaf erwachte, geschehen, und so kann ich nicht unterlassen, Dir in aller Frühe Nachricht darüber zu geben. Ich bleibe hier. Um sechs Uhr geh' ich nach der Weberei. An eurem Hause vorbeigehen, ohne mich bemerklich zu machen und Dir meinen Morgengruß zu senden, ist mir unmöglich. Mit tausend Küssen der Deine."

Martha lachte unter Thränen.

— — — — — — — — — — — —

Nachdenklich, wie gebrochen, ging Kommissionsrat Körnig einher. Kam er nach Hause, so eilte er die Treppen mit Hast hinauf und fragte atemlos, ob Nachricht von Fritz gekommen sei, aber er erhielt stets eine ihn bitter enttäuschende Antwort.

Wochen, Monate gingen hin. Fritz kam nicht. Und es durchschauerte den Alten, wenn er daran dachte, daß er nun gar keinen Sohn mehr habe.

3.

Abends um acht Uhr kamen die Hochzeitsreisenden im Gasthof zu Hannover an. Am nächsten Morgen sollte es weiter nach Hamburg und von da nach Helgoland gehen.

Sie saßen im Gastzimmer unten beim Kaffeetisch. Ueberselig in ihrer endlichen Vereinigung, konnten sie die Blicke kaum voneinander wenden.

Besonders Martha ging ganz auf in ihrem jungen

Glück. Fritz schien ab und zu ein wenig zerstreut, blickte nachdenklich in seine Tasse, dann wieder zum Fenster hinaus



oder auf die Thür. Sein Frauchen mahnte ihn dann durch leises Auflegen ihrer kleinen Hand an ihre Gegenwart,

was auch immer den gewünschten Erfolg hatte, ihr wieder einen innigen, strahlenden Blick des Gatten zuzuwenden.

„Aber Fritz!“ sagte da Martha plötzlich. „Wir versäumen ja den Zug!“

Er lächelte. „Laß nur!“

„Aber nein, Fritz! Wir wollen doch möglichst bald in Helgoland sein, an dem herrlichen Meer, worauf ich mich so gefreut habe.“

Jetzt faßte Fritz ihre Hand und sah ihr mit ernstem, treuherzigem Blick in die Augen. „Ich muß dir etwas sagen, liebes kleines Frauchen. Wirst du aber auch meine vernünftige Martha sein? Versprich mir das.“

„Alles, Fritz!“ erwiderte die junge Frau ängstlich. „Nur sage mir, was du hast. Ist ein Unglück geschehen? Hast du Nachricht von meinen Eltern . . .?“

„Nichts dergleichen. Aber wir reisen nicht nach Helgoland.“

Einen Augenblick sah Martha ihren Gatten starr an. „Warum denn nicht?“ fragte sie dann.

„Weil wir nach Berlin reisen.“ Er hielt ihre Hand mit seinen beiden Händen fest umspannt.

Sie sank wie vernichtet in ihren Stuhl zurück. Dann fing sie an zu weinen.

„Martha, liebes Frauchen, ich bitte dich!“

„Daß du mir das anthun kannst, Fritz!“

„Ist es denn nicht das Natürlichste, daß die Kinder zu ihren Eltern gehen?“

Martha trocknete ihre Thränen. „Du hast mich hintergangen, du hast mir nichts davon gesagt!“

„Das mußt du schon verzeihen! Ich war mir ja selbst nicht klar —“

Da machte Martha sich los und stand auf. Auch Fritz erhob sich. Sie traten ans Fenster. Eine Weile blieben beide stumm.

„Ich kann nicht mit, Fritz,“ sagte dann Martha leise. „Ich kann's nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil meine Eltern mir's verboten haben, und weil es sie tödlich verletzen würde.“

Nach einer Pause antwortete Fritz: „Ich will dir mal was sagen, liebes Frauchen. Du bist nicht mehr das Kind, das von den Eltern am Gängelbande geführt wird. Du bist eine Frau und bist selbständig. Deine Handlungen hast du allein zu verantworten. Und vor allen Dingen: ich wünsche es. Früher hatten die Eltern dir zu befehlen, jetzt hast du mir zu folgen. Und nun —“ er umfaßte sie zärtlich, und seine Stimme klang weicher — „Thränen getrocknet und Mut gefaßt. Du kannst mir glauben, daß es das Richtige ist, was ich nach langer Ueberlegung beschlossen habe. Gewiß wird es deine Eltern zunächst betrüben, aber sie müssen sich eben darein finden. Wenn sie sich über etwas Gutes betrüben, so sind sie selbst schuld, und wir können ihnen nicht helfen. Und eines Tages, glaube mir, werden sie selbst einsehen, daß sie unrecht hatten.“

Martha lag in des Gatten Arm und lehnte sich hingebend an ihn. „Und doch, Fritz, warum hast du so — hinterlistig gehandelt?“ sagte sie mit sanftem Vorwurf.

„Du irrst, mein Lieb! Als ich damals nachgab — du weißt, als ich dir morgens in aller Frühe den Brief schrieb —, da hatte ich mich wirklich aus Liebe zu dir und deinen Eltern mit dem Gedanken, nicht nach Berlin zu gehen, abgefunden. Die Wandlung kam mit der Zeit. Der Gedanke, daß ich mir meine Zukunft versperrte, kam immer wieder und wurde immer mächtiger. Schließlich hat er mich untergekriegt, und weißt du wann? Gestern auf der Reise. Nun? Was sagst du?“

Er hob ihren Kopf, er küßte sie auf die Augen. „Mach

mit mir, was du willst!" sagte sie. „Ich kann ja doch nicht anders, als dahin gehen, wohin du gehst!"

— — — — — — — — — — — —

Nach vier Wochen kehrten sie zurück von ihrer Hochzeitsreise. Fritz ging allein in seine Wohnung; sie hatten verabredet, daß Martha zuerst mit den Eltern sprechen solle.

Als sie ans Haus kam, sah sie die Mutter am gewohnten Fensterplatz sitzen. Sie nickten sich gegenseitig zu. Und oben an der Schwelle des Zimmers kam sie ihr entgegen.

„Da bist du ja!" sagte Frau Wehner nur, aber die Art, wie sie ihre Tochter umarmte, zeigte, wie sie sich auf diesen Augenblick gefreut hatte.

Martha küßte die Mutter und überreichte ihr einen Strauß.

„Ah, die schönen Blumen! Woher hast du denn die?"

„Von unterwegs," erwiderte Martha etwas verlegen.

„Und wo ist dein Mann?"

„Er bringt die Sachen nach der Wohnung und kommt dann nach. Wie geht es euch, liebe Mutter? Seid ihr wohl? Ich habe so viel an euch gedacht."

„Und hast nicht einmal geschrieben! Na, ich seh' ja, daß du noch heil bist. War wohl sehr schön in Helgoland? Setz dich, mein Kind. Nein, heut aufs Sofa, mein großes Mädchen. Und nun erzähle."

„Ja, liebe Mutter, ich muß dir etwas sagen. Aber versprich mir eins: bleibe ganz ruhig, bitte!"

Erstaunt sah Frau Wehner ihre Tochter an. „Warum? Was ist denn?"

„Es wird dir vielleicht nicht ganz recht sein, aber es war doch das beste, und ich bin fest davon überzeugt, daß es sein mußte —"

„Na, dann kannst du's ja auch sagen."

„Ja, Mutter, ich will es. Wir waren nicht in Helgoland, wir waren in Berlin.“

Frau Wehner sprang auf und starrte ihr Kind mit einem entsetzten Blicke an.

„Mutter, du hast mir doch versprochen, du wolltest ruhig bleiben!“ sagte Martha flehend.

„Ich habe wohl nicht recht verstanden. Wo wart ihr?“

„In Berlin, Mutter. Und wir sind so liebevoll aufgenommen worden, daß wir uns freuen dürfen, diese Pflicht erfüllt zu haben.“

Martha stockte das Wort im Munde. Sie sah, wie ihre Mutter den Strauß ergriff, das Fenster öffnete und ihn heftig hinausschleuderte. Dann wies sie mit strengem Blick zur Thür.

„Geh!“ sagte sie. „Du bist unser Kind nicht mehr.“

„Mutter, Mutter, es war doch nichts Böses,“ rief Martha bittend.

„Geh!“ wiederholte Frau Wehner unerbittlich. „Geh zu den liebevollen Leuten! Ich will dich nicht, ich mag dich nicht mehr sehen!“

„O Mutter, Mutter!“ Weinend schlug Martha die Hände vors Gesicht und verließ schluchzend das Zimmer.

Unten im Flur hielt sie an. Sie besann sich einen Augenblick, dann trat sie in die Stube des Vaters.

Erstaunt kam dieser der weinenden Tochter entgegen. Sie warf sich an seine Brust und klagte ihm, wie hart die Mutter gewesen sei. Als er aber begriffen hatte, um was es sich handelte, wurde er sehr ernst und machte sich langsam von den Umklammerungen der Tochter los.

„Wie, Vater? Du auch?“

„Mein Kind, dir mag es hart scheinen, aber es ist gerecht. Dein Mann hat dich umgarnt, du hast deinen Eltern die Treue gebrochen; eines Tages wirst du begreifen, daß du dich damit von uns geschieden hast. Deine

Mutter wird bei ruhigerer Ueberlegung dich wohl zurückrufen, nicht aber deinen Mann. Du hast zu wählen. Ohne ihn steht unser Haus dir auch fernerhin offen, mit ihm bleibt es dir verschlossen. Und nun geh mit dir zu Rate. Möge deine kindliche Liebe aus dem schweren Kampfe als Siegerin hervorgehen!"

Das Haupt gesenkt, wandte er sich ab.

Martha starrte ihn an. Sie begriff ihn nicht. Ein verständnisloses Lächeln umspielte ihren Mund. Zwanzig Jahre ihres Lebens hatte sie geglaubt, daß sie von ihren Eltern geliebt werde. Sie wurde irre an dieser Liebe. Das Herz war ihr so weich, so empfänglich in dem neuen Glück, sie konnte das, was sie seit einer Viertelstunde hier im Elternhause hörte und sah, nicht fassen.

Und langsam wandte sie sich um und schritt hinaus aus der Stube ihres Vaters, aus dem Hause ihrer Jugend.

4.

In ihrer hübschen Berliner Wohnung saß Frau Martha Körnig und nähte. Neben ihr auf der Erde hockte die fünfjährige Marianne und bemühte sich, einen kleinen Geldbeutel für ihre Puppe zusammenzunähen. Ab und zu stand die junge Frau auf und ging ins Nebenzimmer, um nach ihrem Kleinsten, dem erst vier Wochen alten Buben, zu sehen.

„Du, Mutter," sagte Marianne, als die Mutter sich eben wieder zu ihrer Näharbeit hingesetzt hatte, „wenn nun du gerade nicht zu Hause gewesen wärest, als der Storch kam, und Vater auch nicht, und ich ganz allein in der Wohnung gewesen wäre, würde ich dann das Kind bekommen haben?"

Martha lächelte. „Nein," sagte sie, „das bekommen nur große Leute, weil die Kinder es noch nicht verstehen, ein Kind zu warten."

„Ach so!“ meinte nun die Kleine. „Das ist auch richtig so.“

Marthas Gatte kam herein.

„Sieh mal, Papa,“ rief sein Töchterchen aufspringend, „was ich für einen schönen Sack gemacht habe, das ist der Puppe ihrer und da gehört Geld hinein.“

„Wirklich? Nun, da hast du einen Thaler.“ Fritz reichte ihr einen Pfennig aus dem Portemonnaie, und glückstrahlend schmiegte sie sich an ihn. „Lieber Vater!“ sagte sie, und dann, die Mutter umarmend: „Liebe Mutter!“ Und nach einer Pause: „Wie schön, daß ihr beide euch geheiratet habt!“ Darauf eilte sie hinweg zu ihrer Puppe.

„Kein Brief gekommen?“ fragte Martha.

Fritz machte ein ernstes Gesicht. „Was fragst du nur, Liebste? Seit sechs Jahren wartest du vergeblich.“

„Fritz, es sind meine Eltern, und ich werde immer warten, solange ich lebe. Darf ich nicht?“

„Gewiß darfst du. Bei mir darfst du überhaupt alles, was du für richtig hältst.“

„Damals auf unserer Hochzeitsreise durfte ich nicht —“

„Nein. Aber sage, bereust du?“

„Das glaubst du wohl selbst nicht, Fritz. Ich kann die Worte von unserem Mariannchen nur wiederholen: Wie schön, daß wir beide uns geheiratet haben! Ich danke dir, mein Fritz, für alle Liebe danke ich dir!“

„Nun, nun, keine Thränen! Komm, laß dich umarmen. Siehst du, deshalb sehe ich es nicht gern, wenn du dir der Eltern wegen so viel Gedanken machst, es macht dich schwach und krank —“

Martha brach nun erst recht in Thränen aus. „Sechs Jahre! Sechs volle, schwere Jahre und kein Lebenszeichen! Ist es nicht grausam, Fritz?“

„Es sind westfälische Köpfe.“



„Was meinst du, ob sie nicht nur auf Annäherung von mir warten? Sie werden denken, das Kind müsse das erste Wort sagen . . .“

„Du hast doch wahrlich genug Versuche gemacht.“

„Ja, aber seit einem Jahr nicht mehr. Du wolltest es nicht.“

„Ich riet dir ab, weil ich keinen Erfolg sah und du dich dabei aufriebst. Die Zeit muß wirken. Du weißt, was dein Bruder uns seiner Zeit sagte: sie halten es für ihre Pflicht, den anderen gehorsamen Kindern gegenüber, nicht nachzugeben. Und wenn die anderen Kinder das auch tausendmal verwerfen, sie halten doch daran fest, an ihrer vermeintlichen Pflicht. Die alte Schule lehrt, daß nur der ein Charakter ist, der an dem einmal als richtig Erkannten starr festhält, und sollt er auch darüber zu Grunde gehen. Ich denke ganz anders. Nach meiner Meinung ist es viel weiser, seine Anschauungen zu ändern, sobald man erkannt hat, daß sie zum Unheil führen. Kämpfen mit den Dingen, bis man ins reine kommt! Keine unveränderlichen Anschauungen, aber ein tapferes Herz, das sich durchzuringen versteht... Und nun sei ruhig, Liebste! Heute abend mußt du doch dabei sein, wenn ich im Kaufmännischen Verein den Vortrag halte.“

„Ja, Fritz, ich werde ruhig sein. Daß man dich immer wieder hören will, muß dich doch stolz machen!“

„O ja, so ein wenig. Aber die Hauptfreude ist, daß ich wirken darf, daß ich nicht vergebens lebe!“

Und sie war wirklich ruhig für diesen Abend. Doch schon am nächsten Tage quälten Kummer und Erwartung sie wieder. Abends sagte sie zu ihrem Mann in auffallend bestimmter Weise: „Ich möchte mit dir sprechen.“

Er blickte erstaunt auf. „So sprich doch!“

„Ich habe auch eine Idee, und nun bin ich so weit, daß ich sie auch ausführen muß.“

Fritz legte sein Buch fort. „Das interessiert mich.“

„Es ist bald gesagt,“ fuhr Martha fort. „Ich werde zu Vaters sechzigstem Geburtstage nach Hause fahren.“

Fritz lehnte sich hintenüber und betrachtete seine Frau

eine Weile stumm. Dann erwiderte er: „Du hast viel Mut."

„Es mag dir schmerzlich sein, aber siehst du, jetzt bin ich dir gegenüber auf dem Standpunkt angelangt, auf dem du mich einst den Eltern gegenüber haben wolltest: wenn dich etwas Gutes betrübt, bist du selbst schuld daran."

„Es betrübt mich nicht, es ängstigt mich. Es sind kaum sechs Wochen seit des Kleinen Geburt."

„Wir haben ja auch noch acht Tage Zeit —"

„Wir?"

„Ja, ohne dich reise ich doch selbstverständlich nicht."

„Allein darfst du kommen, aber mit mir ..."

„Mein Plan steht fest. Wenn du mich begleiten willst, so hole ich mir erst Gewißheit in meinem Elternhause, ob man dich sehen will. Erhalte ich eine abschlägige Antwort, so kehre ich wieder um."

Fritz stand auf, trat zu seiner Frau und nahm ihren Kopf zwischen beide Hände. „Du mutige kleine Frau!" sagte er. „Ich glaube wirklich, die Zeit ist gekommen."

Es war kaum acht Tage später, da überschritt Martha Körnig wiederum die Schwelle des Elternhauses, an der Hand die kleine Marianne führend. Ein unbekanntes Mädchen trat ihr entgegen.

„Ich möchte," sagte sie möglichst ruhig, „Frau Wehner sprechen. Vielleicht kommt sie auf einen Augenblick heraus."

Nun stand sie allein auf dem dunklen Flur; wie war sie nur hergekommen? Ihr zitterten die Kniee, schwer ging ihr Atem.

Da kam ein schwerfälliger Schritt die Treppe herunter, Martha verschwamm alles vor den Augen, doch an den Füßen und dem Kleid, das nun zuerst auf den oberen

Stufen in undeutlichen Umrissen sichtbar wurde, erkannte sie ihre Mutter. Ihr Kind loslassend, stürzte sie auf die Treppe zu, die Stufen hinan und fiel der Mutter zu Füßen *).

„Mutter! Ich bin's — deine Tochter!"

Mehr konnte sie nicht hervorbringen. Da hörte sie eine Stimme, ganz von ferne — es war die Stimme ihrer Mutter, aber wie gebrochen klang sie: „Meine Martha? Wirklich, meine Martha?"

„Ich konnte es nicht länger ertragen, Mutter. Wenn ihr es könnt, ich konnt' es nicht mehr. Morgen ist Vaters Geburtstag, da bin ich denn gekommen, um dich zu fragen —"

„Komm herein, meine Tochter," antwortete die gebrochene, tiefernste Stimme.

Doch Martha versetzte: „Noch nicht, Mutter! Ich bin gekommen mit meinem Kinde und mit meinem Mann. Nur mit meinem Mann betret' ich eure Räume wieder. Darum sage mir erst, ob mein Mann kommen darf."

Frau Wehner antwortete nicht gleich. Dann sagte sie zurückhaltend und voll Bitterkeit: „Dein Mann?"

Nun aber hielt sich die junge Frau nicht länger. Nach sechs Jahren noch immer dieser Haß, nach sechs langen Jahren! Sie schrie auf, und gleich darauf stürzte sie hin, wie getroffen vom Blitzstrahl. Die Besinnung war ihr vergangen.

Als sie erwachte, sah sie Licht um sich. Es war Abend. Dann merkte sie, daß mehrere Menschen um sie waren. Am Fußende ihres Lagers stand ihr Vater — wie weiß er geworden war! Neben ihrem Bett saß ihre Mutter, das Kind an ihrer Seite, und hinter ihrer Mutter stand ihr Fritz, ihr geliebter Mann! Nun zog es ihr

*) Siehe das Titelbild.

wie ein Strom der Beruhigung durch Leib und Seele, und alsbald richtete sie sich auf. Sie drückte der Mutter die Hand, streckte die andere dem Vater hin, ihrem Manne nickte sie zu.

„Ist dir besser?“ fragte Frau Wehner.

„Ja, Mutter.“ Martha blickte ihre Mutter an. Wie war ihr Blick so seltsam, so fremd!

„Findest du mich sehr bleich, sehr elend, Mutter?“

„Ich sehe dich nicht, mein Kind.“

„Ich will aufstehen, — sieh da ist mein Mariannchen, liebe Mutter.“

„Ich sehe auch dein Töchterchen nicht, mein Kind.“

„Aber so sieh doch zur Seite, dort steht ja auch mein Mann, liebe Mutter.“

„Ich kann nicht mehr sehen.“

Da sprang Martha in die Höhe, ihr entsetzter Blick starrte auf Vater und Gatten. Dann sank sie nieder und barg den Kopf im Schoß der Mutter.

„Blind! Ganz blind? Und seit wann denn?“

„Bald nachdem du fort warst, begann es, und seit einem Jahre ist Nacht um mich.“

Tief erschüttert schmiegte Martha sich an der Mutter Kniee. Sie dachte jener Trennungsstunde, da die Mutter sie von sich gewiesen hatte. Noch hallten die fürchterlichen Worte in ihrem Ohre nach: „Ich will dich nicht mehr sehen!“ Das Geschick hatte ihren Willen erfüllt: nie mehr konnte sie nun ihre Tochter sehen!

Frau Wehner streichelte der Tochter Haar.

„Steh auf, Martha,“ sagte sie ruhig.

Martha erhob sich. Sie umarmte den Vater und sah ihm in das von vielen Falten durchfurchte Greisenantlitz, dann schmiegte sie sich an ihren Mann und küßte ihn. An seiner Seite blieb sie stehen, alle schwiegen. Es wollte kein zutrauliches Gespräch aufkommen. Nach der ersten

überströmenden Empfindung wollte in den Herzen doch wieder etwas wie verhaltener Groll lebendig werden. Sie hatten so viel gelitten; ob sie selbst daran schuld waren, davon gaben sie sich nicht Rechenschaft, sie fühlten nur die Wunde, die das Leiden zurückgelassen. Hatte doch die Erblindete trotz ihres traurigen Geschicks erst dann dem Schwiegersohn Eingang gewährt, als die Tochter wie leblos vor ihr zusammengebrochen war.

Und ihn, den alten Mann, wurmte auch etwas. Er war, indem er die verstoßenen Kinder wieder an sein Herz nahm, seinen Grundsätzen untreu geworden, das gab ihm eine unbehagliche Stimmung. Tochter und Schwiegersohn aber meinten nun genug an Selbstaufopferung gethan zu haben und erwarteten jetzt bestimmt ein Entgegenkommen der Eltern. So war alles ein wenig verlegen.

Da begann die kleine Marianne, indem sie einen scheuen Seitenblick auf ihre Mutter warf: „Großmutter?“

Da die Mutter nichts sagte und die Großmutter sie an sich preßte, fuhr die Kleine mit mehr Mut fort: „Kann ich dir mein linkes Auge schenken?“

Es ging wie ein heiliges Wehen durch den Raum, ein Lächeln schwebte auf den Lippen der Erwachsenen.

„Dann hast du aber auch nur eins,“ erwiderte Frau Wehner.

„Das schad't nicht,“ meinte Marianne eifrig. „Bei mir ist es so, wenn ich mir mein linkes zuhalte — sieh mal, so — dann seh' ich mit dem rechten gerade so viel wie mit zwei.“

Wieder preßte die Großmutter das Kind an sich. „Wie kommst du darauf,“ meinte sie, „daß du mir ein so schönes Geschenk machen willst?“

„Na,“ sagte Marianne, „du bist doch meine Großmama, die ich schon lange so lieb habe, weil mir die Mama immer von dir erzählte.“

Aus den erloschenen Augen der Alten stürzten die Thränen. In ihrer Hartherzigkeit hatte sie alles eher gedacht, als daß Martha ihr Töchterchen in solcher Liebe zur Großmutter erziehen würde. Die harte Rinde war durchbrochen, frische Triebe mütterlicher Zuneigung brachen daraus hervor.

Nun kam auch Martha wieder zu ihrer Mutter heran und küßte sie innig. Und beide hielten sich lange umschlungen. Als sie dann dem Vater nochmals mit offenerem Herzen gegenübertrat, sah sie, daß auch er Thränen in den Augen hatte. Ja, auch die Umarmungen des Schwiegersohnes wurden freundlich geduldet.

Und die Großmutter sprach zur Enkelin: „Deine Augen kannst du mir nicht geben, liebes Kind, aber du hast mir mehr gegeben.“

* * *

Dort in der Hauptstadt der Mann, dem der Tod eines seiner Söhne erst zu Gemüt führte, was er an seinen Kindern besaß; hier die alte, starre Frau, der die leiblichen Augen erlöschen mußten, damit sie sehend werde!

Sie sind nun alle dahingegangen. Gestorben ist der alte Wehner, nachdem er bis zuletzt der gewissenhafte Geschäftsmann, der korrekte Mensch geblieben war, gestorben ist die Blinde, seine energische Frau, die sich so ungern ins Herz blicken, aber noch weniger gern sich imponieren ließ; gestorben ist der reiche Kommissionsrat Körnig, dessen sarkastischer Witz in seinen letzten Lebensjahren wieder zunahm, weil er in ruhigen Tagen den früheren Glauben an sich wiedergewann; gestorben seine schöne Frau, nachdem sie sehr alt und häßlich geworden, sich nach wie vor wenig um ihre Angehörigen gekümmert und in sinnloser Weise das Vermögen verschwendet hatte, das der Gatte ihr — der früher so knapp Gehaltenen — hinterließ.

Gestorben ist auch Fritz Körnig schon, nach dreißigjähriger, glücklicher Ehe. Aber das, was er in die Herzen der Seinen gepflanzt, lebt fort. Der Haß ist zergangen, die Liebe ist geblieben.

Frau Martha lebt noch. Sie ist freilich nicht mehr das blonde, glattwangige Frauchen von ehedem, sondern eine silberhaarige Matrone. Dort auf jenem Platz saß sie mir gegenüber und erzählte von ihren drei Kindern, denen allen ein glückliches Los geworden ist, von dem Geist der Liebe, der im Hause herrschte und der nun ihr Alter verklärt.





Das Goethe-Nationalmuseum.

Ein Ehrendenkmal von Weimars großer Zeit.

Von **Kurt Lassen.**

Mit 8 Illustrationen.

„Was stehet ihr davor?
Es hat ja Thür und Thor,
Kommt nur getrost herein!
Werdet wohl empfangen sein,"

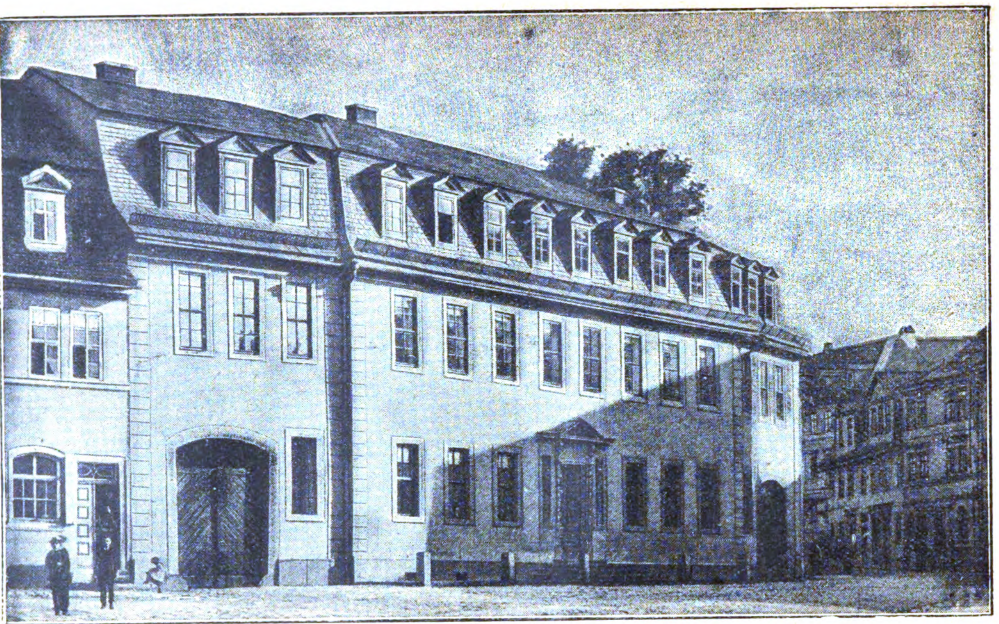
schrieb Goethe einst unter eine Abbildung des stattlichen Hauses auf dem Frauenplan, dem jetzigen Goetheplatz, in dem der Altmeister fast fünfzig Jahre lang bis zu seinem Tode gewohnt hat. In dem bescheidenen Gartenhäuschen draußen im Park, dem Heim des Dichters während der Jahre 1776 bis 1782, fühlt man — wie Georg Brandes treffend bemerkt — „den Sonnengott, den Himmelsstürmer; in dem großen Hause mitten in der Stadt lebt die Erinnerung an den großen, umfassenden Geist, den Naturforscher, den Kunstfreund, den Sammler, Maler, Dichter und Forscher, an Europas zentrales Genie! Je mehr man von der Welt gesehen hat und je tiefer man in die Geschichte eingedrungen ist, desto unvergleichlicher erscheint einem, was hier geleistet worden ist. Das hat

nicht seinesgleichen gefunden seit den Tagen des italienischen Cinquecento."

Leider war aber den Verehrern Goethes diese Stätte seines Wirkens Jahrzehnte hindurch unzugänglich, da des großen Dichters letzter leiblicher Nachkomme, sein Enkel Walther v. Goethe, in der letzten Lebenszeit ein wunderlicher Einsiedler, die ererbten Schätze eifersüchtig hütete und den Zutritt nur ganz ausnahmsweise gestattete.

Er starb am 15. April 1885 unvermählt in Leipzig, und machte seine bei Lebzeiten begangenen Versäumnisse dadurch wieder gut, indem er letztwillig das großväterliche Haus am Frauenplan in Weimar samt seinen Kunstschätzen und seinen naturwissenschaftlichen Sammlungen dem Besitz und der Obhut des weimarischen Staates überwies, während zur Erbin und alleinigen Verwalterin des Goetheschen Familienarchivs, „welches die Schriftstücke, Akten, ferner das Privatarchiv Goethes — wissenschaftlichen, poetischen, litterarischen, administrativen Inhalts — sowie alle von Goetheschen Familiengliedern herrührenden Papiere umfaßt", die kürzlich verstorbene Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar ernannt wurde.

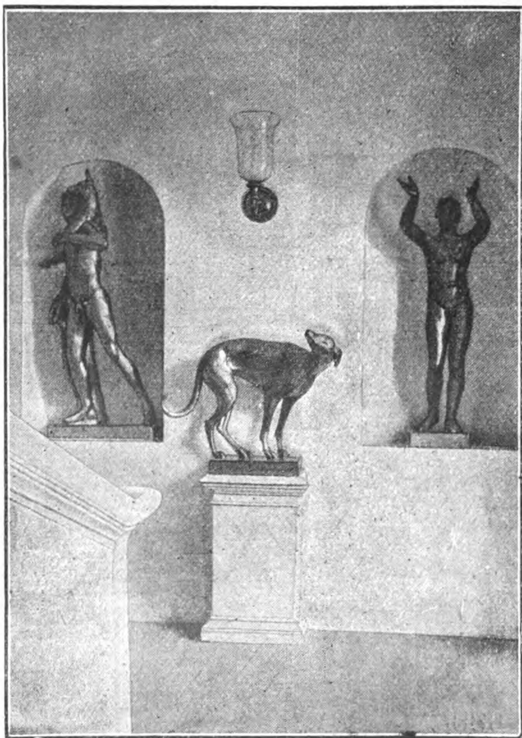
Nachdem alsdann noch die Intestaterben, Graf Henckel v. Donnersmarck und Sanitätsrat Vulpius, zahlreiche wertvolle Gegenstände aus Goethes Besitz einem zu errichtenden Goethe-Nationalmuseum zugewendet hatten, wurde beschlossen, das Goethehaus in Weimar zu einem solchen umzugestalten. Der landesherrliche Stiftungsbrief vom 8. August 1885 bezeichnet dies Museum als eine „staatliche, der öffentlichen Benutzung gewidmete Anstalt, welche den Zweck verfolgt, das Goethehaus nebst dessen Zubehörungen in einer dem Andenken Goethes würdigen, pietätvollen Weise zu erhalten, die Goetheschen Sammlungen, sowie andere von Goethe herrührende oder zu ihm und seinem Wirken in Beziehung stehende Gegenstände zu be-



Das Goethehaus in Weimar.

wahren und der Goetheforschung wie der Verehrung für den Dichter eine fördernde und weihevolle Stätte darzubieten."

Einstimmig bewilligte der weimarische Landtag die er-



Aus dem Treppenhaus.

forderlichen Mittel, und nun ließ die Staatsregierung sofort das Goethehaus einer dringend notwendigen baulichen Ausbesserung und Erneuerung unterziehen, das Mobiliar im Stile der damaligen Zeit wiederherstellen und er-

gänzen, kurzum alle Maßregeln treffen, um jenen kostbaren Besitz dem Staate und der Nation dauernd zu erhalten. Am 3. Juli 1886 konnte hierauf das Goethe-National-



Eingang vom Treppenhaus in den Saal.

museum, durch das wir unsere Leser im Geiste zu führen gedenken, nach einer würdigen Einweihungsfeier der Oeffentlichkeit übergeben werden. Es ist täglich zu bestimmten Stunden geöffnet; Direktor ist Geheimer Hofrat Doktor Ruland.

Im Aeußeren sieht das Haus, welches Karl August seinem Freunde Goethe schenkte, fast unverändert aus wie damals, als der Dichter im Frühling 1782 dorthin übersiedelte. Am 17. Oktober desselben Jahres, nachdem Goethe inzwischen auch das Adelsdiplom erhalten hatte, schrieb die Herzogin Amalie der „Frau Rat", seiner Mutter in Frankfurt a. M.: „Ich könnte viel schönes von hier sagen, unter andern, daß das Palais des Herrn Geheimden Raths v. Goethe von außen und von innen prächtig geschmückt wird und daß es eines der schönsten in der Stadt Weimar werden wird." Für die Jetztzeit trifft dies Urteil der Herzogin nicht mehr zu, aber für jene Zeit vor mehr als hundert Jahren, da Herder Weimar als ein „Mittelding zwischen Dorf und Stadt" bezeichnete, ist es vollkommen richtig gewesen.

Was das Innere betrifft, so hat man alle Räume, die noch denselben Zustand wie bei Goethes Ableben aufwiesen, in pietätvoller Weise unverändert gelassen; wo dies nicht mehr der Fall, suchte man dagegen nach den Goetheschen Nachlaßakten und unter Benutzung der von dem verdienten Goetheforscher Robert Keil gesammelten Materialien ihre Einrichtung möglichst so wiederherzustellen, wie sie 1832 gewesen, um auf diese Weise den Besuchern ein ganz getreues Bild von dem damaligen Heim unseres großen Dichters zu geben.

Das im Verhältnis zu dem Gebäude sehr umfangreiche Treppenhaus ließ der Dichter nach seiner Rückkehr aus Italien so herstellen, wie wir es jetzt mit der in großen und edlen Formen angelegten Treppe beim Eintritt in den Hausflur vor uns sehen. Später freilich klagte er Eckermann gegenüber: „Man muß sich hüten, mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar



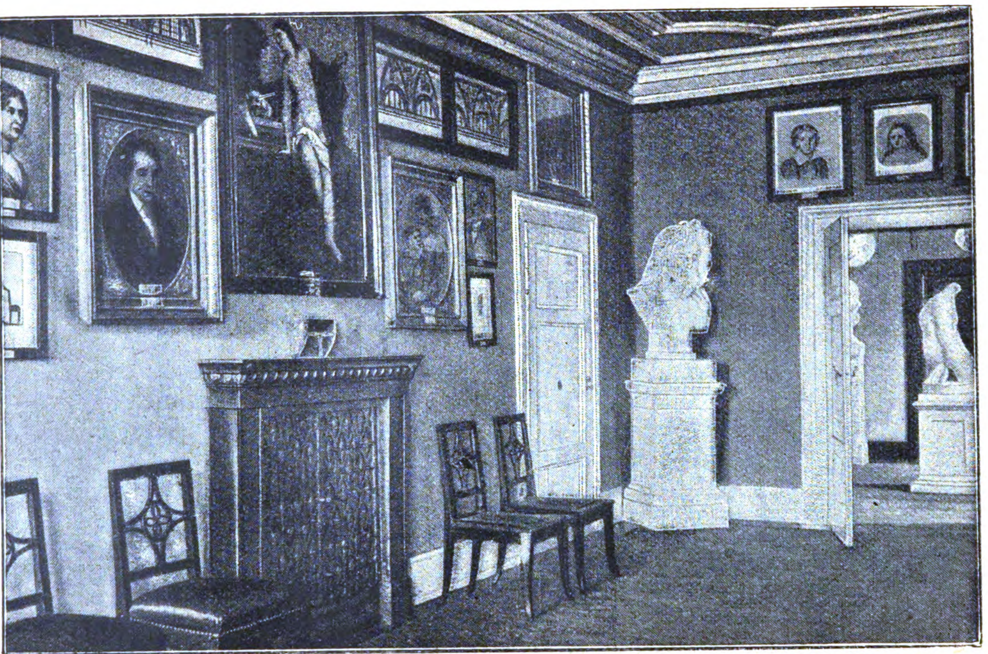
Goethes Arbeitszimmer.

mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind, als sie hätten sollen."

Das Treppenhaus ist mit Statuen und Kartons geschmückt. Zunächst fällt unser Blick auf die beiden, in Nischen aufgestellten bronzierten Figuren in Lebensgröße: den betenden Jüngling und den bocktragenden Faun, mit einem schönen bronzierten Windhunde zwischen ihnen. Auf der zweiten Treppenbiegung stehen die Büsten Achills und des Apollo von Belvedere in Nischen über den Thüren und vor dem Eingang in den Saal endlich die bronzierte Gruppe Kastor und Pollux neben einem Kandelaber. Kreidezeichnungen stellen die herrlichen Reliefs aus dem Giebelfelde des Parthenons zu Athen in Lebensgröße dar.

Doch bevor wir die Prunkräume des Hauses betreten, welche die Kunstschätze und Sammlungen beherbergen, drängt es uns, zunächst sein „Allerheiligstes" aufzusuchen: das im Hinterhause mit dem Blick auf den altertümlichen Garten gelegene Arbeitszimmer Goethes nebst der daranstoßenden Schlafstube. Im Vorzimmer steht eine große Wanduhr in einem bis auf den Boden gehenden Holzgehäuse: es war die Hausuhr des elterlichen Hauses in Frankfurt, die seiner Zeit der Großherzog von Mecklenburg heimlich ankaufen und hier aufstellen ließ, um den Dichter am 7. November 1825 — zur Feier seines vor fünfzig Jahren erfolgten Eintreffens in Weimar — damit zu überraschen.

Das Arbeitszimmer mit zwei niedrigen Fenstern nach dem Garten zu, die nicht einmal Vorhänge haben, ist klein und höchst einfach eingerichtet, keine Spur von Luxus, ja nicht einmal ein Sofa und anderes, was das heutige verwöhnte Geschlecht als unentbehrlich zur Bequemlichkeit und zum Behagen erachtet. Goethe war anders gewöhnt; er äußerte darüber am 25. März 1831 gegen Eckermann: „Alle Arten von Bequemlichkeiten sind eigentlich ganz



Der Saal.

gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Dafür hatte Goethe in diesem Raume aber alles um sich vereinigt und mit peinlicher Sorgfalt geordnet, was er zu seinem Schaffen und Forschen gebrauchte und was ihm als Freundesandenken oder aus anderen Ursachen besonders lieb und wert war. Neben dem alten Ofen mit Ofenschirm steht ein altmodisches Bureau mit Rollklappe und Schubfächern, auf der anderen Seite der in die Schlafstube führenden Tapetenthür ein größeres Stehpult. Am linken Fenster ist ein kleineres Stehpult aufgestellt; auf der hohen Tischkommode daneben gewahren wir eine einfache schwarze Stutzuhr und das Weinglas, aus dem Goethe gewöhnlich trank. Unter dem Fenster rechts hängt der Kalender von 1832, dem Todesjahre des Dichters, in der Ecke steht der Papierkorb. Die rechte Wand nimmt ein großer Schreibtisch mit Rollthüren, Schubfächern und Bücherrepposituren ein. In diesem Schreibtische bewahrte Goethe nebst Nachträgen zum „Westöstlichen Diwan" ihm besonders teure Andenken: unter anderem Briefe Karl Augusts, der Großherzogin Luise, des Königs Ludwig von Bayern, drei Haarlocken, eine mit der Aufschrift „Charlotte" (Frau v. Stein), und die Geschenke der lieblichen Ulrike v. Levezow, zu der der bereits vierundsiebzigjährige Dichter bekanntlich noch eine leidenschaftliche Zuneigung gefaßt hatte.

In der Mitte dieses Raumes, in dem unser großer

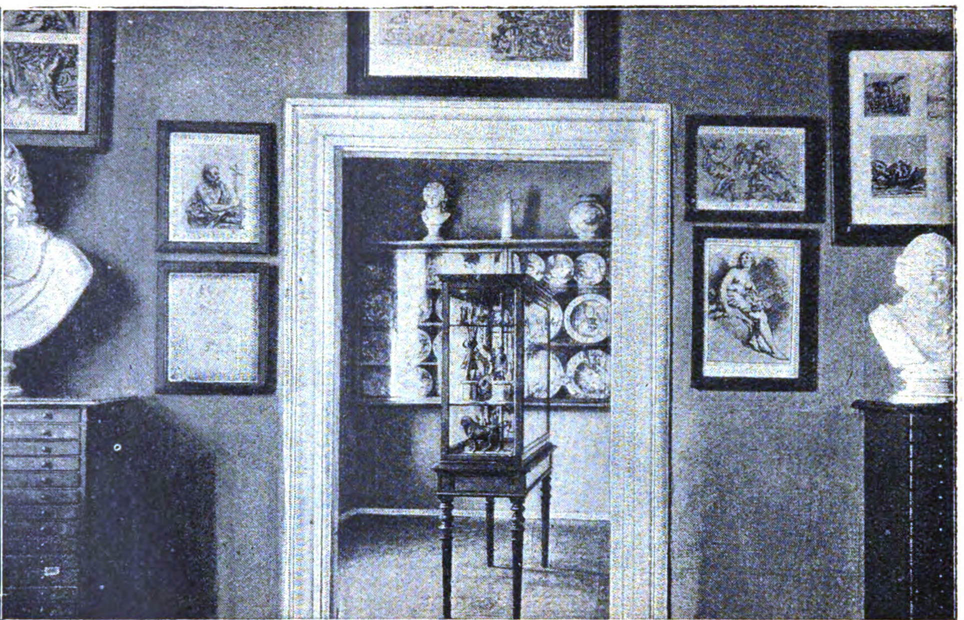
nach seinem



gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Dafür hatte Goethe in diesem Raume aber alles um sich vereinigt und mit peinlicher Sorgfalt geordnet, was er zu seinem Schaffen und Forschen gebrauchte und was ihm als Freundesandenken oder aus anderen Ursachen besonders lieb und wert war. Neben dem alten Ofen mit Ofenschirm steht ein altmodisches Bureau mit Rollklappe und Schubfächern, auf der anderen Seite der in die Schlafstube führenden Tapetenthür ein größeres Stehpult. Am linken Fenster ist ein kleineres Stehpult aufgestellt; auf der hohen Tischkommode daneben gewahren wir eine einfache schwarze Stutzuhr und das Weinglas, aus dem Goethe gewöhnlich trank. Unter dem Fenster rechts hängt der Kalender von 1832, dem Todesjahre des Dichters, in der Ecke steht der Papierkorb. Die rechte Wand nimmt ein großer Schreibtisch mit Rollthüren, Schubfächern und Bücherrepposituren ein. In diesem Schreibtische bewahrte Goethe nebst Nachträgen zum „Westöstlichen Diwan" ihm besonders teure Andenken: unter anderem Briefe Karl Augusts, der Großherzogin Luise, des Königs Ludwig von Bayern, drei Haarlocken, eine mit der Aufschrift „Charlotte" (Frau v. Stein), und die Geschenke der lieblichen Ulrike v. Levezow, zu der der bereits vierundsiebzigjährige Dichter bekanntlich noch eine leidenschaftliche Zuneigung gefaßt hatte.

In der Mitte dieses Raumes, in dem unser großer



Majolikenzimmer mit dem Einblick in das Deckenzimmer.

Dichter und Gelehrter beinahe ein halbes Jahrhundert lang geschaffen, steht der mit bescheidenem Schreibzeug versehene Tisch, an dem sein Sekretär saß und schrieb, während Goethe, im Zimmer auf und nieder gehend, ihm diktierte.

Das enge, stille Schlaf- und Sterbezimmer wird wohl niemand betreten, ohne von tiefer Bewegung ergriffen zu werden. Auch hier begegnen wir derselben Einfachheit wie in dem Raum, in dem er arbeitete. Rechts das einzige, nach dem Garten gehende Fenster; in der Ecke vor einem grünen und weißen Wandteppich die einfache Bettstelle aus rohem Holz, auf dem Lager eine wattierte, rotseidene Decke. Zur Seite ein Klingelzug und daneben der Lehnstuhl von Birnbaumholz, mit grünwollenem Stoff überzogen, und mit dem Polster, worauf der Kopf des greisen „Olympiers" ruhte, als er am Morgen des 22. März 1832 sanft entschlummerte, nachdem der Hochbetagte noch bis zuletzt wie in den Tagen rüstiger Manneskraft gearbeitet hatte.

Auf dem Paradebette ruhte dann der Dichter, dessen Haupt ein Lorbeerkranz umgab, in der hinteren Abteilung der schwarz ausgeschlagenen und mit Cypressen geschmückten Hausflur. Man hatte den Raum durch einen auseinandergeschlagenen Vorhang geteilt, über dem in goldenen Buchstaben die Verse aus „Hermann und Dorothea" standen:

„Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen;
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesen stärkt es zu künftigem Heil, in Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod."

Nunmehr verfügen wir uns in die Gemächer der Vorderfront des Hauses, in Goethes Kunst-, Sammlungs-, Besuchs- und Gesellschaftszimmer. Diese Räume dienten

nach seinem Tode zum größten Teil seiner verwitweten Schwiegertochter Ottilie als Wohnung und konnten auch jetzt nicht ganz so wie ehemals wieder hergerichtet werden;



Das Büstenzimmer.

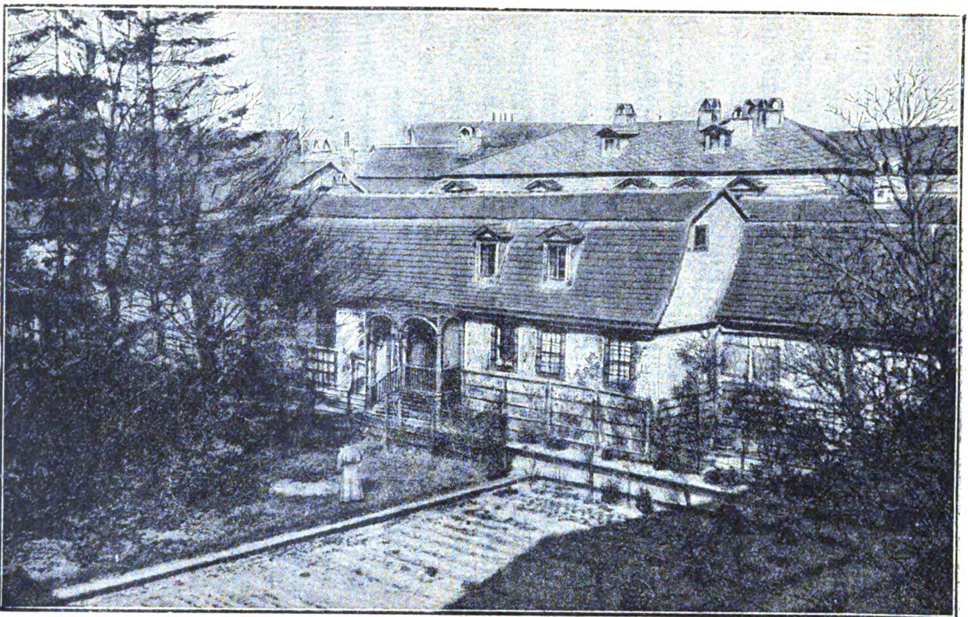
sie erscheinen daher gegenwärtig vorwiegend als Kunstsammlungsräume, während ihr ehemaliger Charakter als Besuchs- und Gesellschaftszimmer dagegen zurücktritt.

Der Saal, in den wir zunächst gelangen, bildete gewissermaßen den Mittelpunkt aller Räume; Goethe speiste

darin mit seiner Familie und seinen Gästen. Auf Postamenten stehende Büsten schmücken den Raum, dessen Wände zahlreiche Familienporträts und andere Gemälde bedecken. Hervorzuheben sind: das Jugendbildnis Goethes von Kraus und sein Porträt von Angelika Kauffmann; die Bilder von August und Ottilie v. Goethe und ihrer Tochter Alma und die Porträts des Ehepaares v. Willemer. Zwei Kasten am Fenster enthalten eine Sammlung geschnittener Steine und verschiedene Ringe, darunter die Trauringe Goethes und seiner Gattin Christiane geb. Vulpius. Ein Ring mit sechs bunten Steinchen, deren Anfangsbuchstaben den Namen Goethe bilden, und einem kleinen Behältnis in der Mitte zur Aufnahme einer Locke ist ein Geschenk von Marianne v. Willemer an Goethe, der sie als Suleika im „Westöstlichen Diwan" verherrlicht hat. Hier sieht man auch das Offizierkreuz der Ehrenlegion, das Goethe von Napoleon erhielt, das Stammbuch seiner Mutter und andere Reliquien. Besonders aufbewahrt werden verschiedene Kostbarkeiten, wie zum Beispiel der silberne Pokal, den der Dichter zum 28. August 1830, der goldene Lorbeerkranz mit zwölf Smaragden, den er zum siebzigsten Geburtstage als Geschenk seiner Vaterstadt Frankfurt erhielt, und das goldene, reich emaillierte Petschaft, das Freunde in England zum 28. August 1831 ihm widmeten.

An den Saal stößt das Junozimmer, benannt nach dem darin befindlichen Kolossalkopfe der Juno Ludovisi, einem der edelsten Kunstschätze des Goethehauses. Hier hängt eine Kopie der Aldobrandinischen Hochzeit von H. Meyer, ferner schmücken die Wände verschiedene Familienporträts von Stieler und Bury und ein Bildnis Zelters von Begas; hier steht auch der Flügel, auf dem der junge Mendelssohn gespielt hat.

In dem nächsten Raum, nach einem Bildnis das Urbinozimmer benannt, finden wir eine Anzahl Bilder von



Rückseite des Goethehauses mit dem Garten.

Tischbein, Carus, L. v. Klenze und anderen, Büsten, Entwürfe von Goethes Hand, Porträtmedaillons von David, die berühmte, 1826 von Sebbers gemalte Tasse mit Goethes Bild und dergleichen. Rechts vom Eintrittsraum liegen drei Zimmer mit Goethes eigentlichen Kunstsammlungen: im linken, dem sogenannten Deckenzimmer, wertvolle Handzeichnungen von Rubens, Rembrandt, P. Vischer, Angelika Kauffmann und anderen, sowie Prachtstücke aus der reichen Medaillonsammlung des Dichters, in einem Glasschrank optische Apparate, Mineralien u. s. w.

Die beiden folgenden Zimmer enthalten kostbare und seltene italienische Majoliken, antike und moderne Bronzestatuetten, die reiche Medaillensammlung und dazwischen Zeichnungen, Totenmasken, Büsten, Autographen u. s. w. An das Eintrittszimmer stößt südlich das Büstenzimmer, von dessen blauen Wandungen sich die hier aufgestellten Kunstwerke wirkungsvoll abheben; gut erhalten ist die Malerei der Decke und der an ihr hinlaufenden Friese von H. Meyer. In diesem Gemach gruppieren sich um den schönen Gipsabguß eines Sohnes der Niobe andere Abgüsse antiker Skulpturen; ferner die Trippelsche Herderbüste, Gipsmedaillons; von der Höhe aber schauen zwei Reihen Gipsbüsten hernieder; zwischen Freunden Goethes auch die Tiecksche Büste des Dichters und die seiner Gattin von Weißert.

Die Mansardenräume des Goethehauses bieten nur ein geschichtliches Interesse. In ihnen wohnte von 1803 bis 1812 der vertraute Freund und Gehilfe des Dichters, Friedrich Wilhelm Riemer, der zugleich der Lehrer und Erzieher seines Sohnes August war. Auch August v. Goethe hatte dort seine Gemächer, die er auch nach seiner Verheiratung mit Ottilie, geborenen Freiin v. Pogwisch, beibehielt, und in denen ihre drei Kinder Walther, Wolfgang und Alma geboren wurden. August ging am

22. April 1830 nach Italien, starb aber schon am 28. Oktober desselben Jahres in Rom. Später pflegte seine Witwe in jenen Mansardenräumen einen geistig belebten geselligen Verkehr; nach weiten Reisen kehrte sie dorthin zurück und verbrachte in den altgewohnten Zimmern ihre sechs letzten Lebensjahre (gestorben 26. Oktober 1872). Zeitweise bewohnten auch ihre Söhne noch diese Räume, welche gegenwärtig leer stehen.

Zum Schluß wenden wir uns dem Hausgarten zu, in den wir durch ein kleines blaues Gartenzimmer gelangen, worin Goethe zur Sommerszeit mit guten Freunden zu speisen liebte. Auch Schiller weilte oft mit ihm darin, und Erinnerungen an diesen großen Freund und Dichtergenossen des Hausherrn schmücken daher in sinniger Weise dies trauliche Gemach, von dem eine hölzerne Treppe zum Garten hinabführt.

Goethe hatte diesen Garten, der in dem kundigen Besucher eine Fülle von Erinnerungen weckt, ganz nach seinem Geschmack einrichten lassen und pflegte ihn immer mit großer Liebe. Wie sehr er ihm ans Herz gewachsen war, spricht er in einem der „Venetianischen Epigramme“ sehnsuchtsvoll aus:

„Weit und schön ist die Welt, doch, o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt, zierlich mein eigen gehört!
Bringet mich wieder nach Hause, was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen versorgt.“

Neben einem Gartenhäuschen befindet sich in der rückwärtigen Mauer eine Thür, durch welche der Dichter unzähligemal geschritten, wenn er sich in dem fast unmittelbar anstoßenden Schloßpark ergehen wollte, der ja Goethes eigenste Schöpfung ist.

Wir aber dürfen von dem Goethe-Nationalmuseum nicht scheiden, ohne wenigstens kurz auch noch seiner Er-

gänzung zu gedenken: des neuen, am 28. Juli 1896 feierlichst eingeweihten Goethe- und Schillerarchivs, dessen herrlicher, von Minckert geschaffener Bau ein ferneres Wahrzeichen der großen weimarischen Vergangenheit bildet. Dieses Archivgebäude, dessen weiße Sandsteinfassade über dem Rustika-Unterbau von einer hohen Terrasse oben im Osten der Stadt — unfern der Altenburg, in der einst Liszt wohnte — weit ins Land hinaussieht, umfaßt den gesamten handschriftlichen Nachlaß Goethes, das „Goethearchiv", zu dem durch eine hochherzige Schenkung der Enkel Schillers auch die schriftliche Hinterlassenschaft des genialen Schwaben hinzugekommen ist.

Der beim Bau des Archivs ursprünglich vorliegende Gedanke wurde sodann erweitert; durch Ankäufe und Schenkungen, Stiftungen und Vermächtnisse flossen dem Archiv, dessen Direktor Geheimer Hofrat Professor Doktor Bernhard Suphan ist, große und bedeutende Stücke vom Nachlaß Immermanns, Fritz Reuters, Otto Ludwigs, Rückerts, Mörikes, Hebbels, Theodor Storms und Gottfried Kellers zu, so daß es nun einen großartigen Sammelpunkt für die litterarische Hinterlassenschaft unserer Geistesheroen darstellt.





Die Grasmücke.

Eine Rothenburger Geschichte. Von **Gustav Joh. Krauß.**

(Nachdruck verboten.)

Des Langen-Müllers großer schwarzer Kater schleicht den Vögeln nach. Statt die fetten Müllermäuse wegzufangen, wie seines Amtes ist, pürscht das abscheuliche Vieh in den Haselbüschen, hinter denen die kleinen Wellchen der Tauber leise rauschen und gluckſen, und sucht Bachstelzen und Grasmücken zwischen seine Mörderklauen zu kriegen.

An einem Maimorgen mißlang das Bubenstück. Herr Murr sprang zu kurz, und das leckere Frühbrätlein flog erschrocken piepsend davon. Der Kater sah ihm enttäuscht nach und trollte sich dann nach Hause, fauchend und mit dem Schweife schlagend vor Wut über sein eigenes Ungeschick.

Nun hätte die Grasmücke ruhig auf ihren Zweig im Haselbusch zurückkehren können. Der Mörder war ja fort. Aber sie flog immer weiter und weiter, getrieben von der entsetzlichen Angst, die in ihrem kleinen Herzen saß. Der arme Vogel war gar zu arg erschrocken, als es so fürchterlich rauschte und knackte in den Haselzweigen und das haarige schwarze Ungeheuer auf einmal dastand, mit glühenden Augen und vorgereckten Krallen zum Sprung ge-

duckt. Aus dem weitaufgerissenen Rachen, in welchem die grimmigen scharfen Zähne blinkten, hatte er stinkenden Glutatem ausgeströmt, dazu das wilde, unheimliche Knurren.

Diesen Glutatem und das Knurren meinte die arme Grasmücke immer noch zu fühlen und zu hören, als hätte der Kater Flügel bekommen und flöge hinter ihr her. Sie flatterte also hastig immer weiter über Wiese und Feld und Weinberg, den steilen Hang bergan, der hinaufführt aus dem Tauberthal zur uralten Stadt Rothenburg, über die graue Stadtmauer weg, und dann über hochfirstige, graurote Ziegeldächer hin, aus denen seltsam geformte Schornsteine ragten.

Hier war sie noch nie gewesen und das Erstaunen über die neue Welt ringsum verdrängte die Furcht aus ihrer Brust.

Ob das Ungeheuer wohl noch da war? Vorsichtig lugte sie zurück. Keine Spur von dem Kater. Nicht ein Haar seines schwarzen Fells war zu sehen, überhaupt nichts Lebendiges als ein paar Tauben, die auf dem Rande einer Dachtraufe saßen und sich schnäbelten.

Wenn's nur irgendwo etwas Grünes gäbe! Das arme Vögelchen fühlte sich plötzlich so müde von dem weiten Flug.

Halt — ist das nicht ein Baum, das Grüne da unten zwischen den Häusern, das so erquicklich heraufduftet? Wirklich — eine Linde!

Jauchzend flog der Vogel hin und schlüpfte in die kühle, schattige Krone.

Er fand einen herrlichen Zweig zum Ausruhen, gerade dünn genug, daß die Zehen ihn umfassen konnten, und doch nicht zu dünn. Zu dünne Zweige sind nämlich nicht gesund, man bekommt Krampf in den Füßen davon. Auf diesem Zweige ließ die Grasmücke sich nieder, schüttelte ihre Federn zurecht und haschte dann ein Räuplein fort, das eben hastig unter ein Blatt kriechen wollte.

Als das gute Räuplein gegessen war, kam eine gar andächtige Stimmung in das kleine Herz des Vogels. Er wollte dem lieben Gott danken, der seine Grasmücken aus den Klauen der bösen Katzen errettet und die Raupen für sie erschaffen hat. — — Ja — hat er denn aber die Katzen nicht auch erschaffen?

Keine Spur! Die Katzen, die hat der böse Feind gemacht, drum sind sie auch so grausam und so häßlich. Wie wird er denn etwas so Böses und Häßliches erschaffen, der gute, liebe Gott! Und jetzt wollen wir ein Tedeum singen.

Sie piepte ein paarmal, um das Kehlchen von Raupenresten rein zu kriegen, putzte den Schnabel an dem Zweiglein, setzte sich dann zurecht und begann zu singen, den lieblichen kleinen Grasmückengesang.

Hinter der Linde war ein offenes Fenster, das führte in ein großes, behaglich eingerichtetes Gemach, und in dem Gemach saß an einem großen Tische ein Mann. Die Töne des Grasmückenliedes schlugen wohl an sein Ohr, aber er hörte sie nicht. Er hatte ein seltsam geformtes Glas vor sich, wie deren viele auf den Wandbrettern ringsum standen, und sah mit aufmerksamen Blicken zu, wie die Stoffe, die er in die Retorte gethan hatte, darin wallten und brodelten.

Endlich beruhigte sich das Gemisch. Der Mann goß einen Tropfen davon auf eine kleine, runde Glasplatte, besah und beroch ihn, rührte kostend mit der Zunge daran und legte dann das Plättchen wieder hin, wobei seine Augen vor Freude glänzten.

„Das Präparat ist gelungen,“ sagte er für sich und schrieb mit Bleistift ein paar chemische Formeln auf einen großen Bogen Papier, der zu seiner Rechten lag. Dann warf er den Bleistift hin und lehnte sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück.

Nun erst wurde er des Gesangs inne, der aus der

großen Linde immer jauchzender und jubelnder herüberklang. Er horchte auf.

„Wahrhaftig, eine Grasmücke,“ dachte er verwundert. „Die muß aus dem Burggraben oder vom Tauberthal heraufgekommen sein. Bei uns im Garten giebt es keine.“

Er stand auf und trat vorsichtig an das Fenster, um in der hellgrünen, sonnendurchrieselten Welt der Lindenkrone die kleine Sängerin zu erlugen.

„Da sitzt sie ja! Wie sie die kleine Kehle wölbt und mit den Flügelchen zuckt vor Wonne. Spürst du den Mai in deinen Adern, kleines Ding?“

Er stand an den Fensterrahmen gelehnt und lauschte und schaute in die Lindenkrone hinein, in der goldgrüne Lichter um das Schwarzbraun der knorrigen Aeste huschten. Nur an einer Stelle fiel ungefärbt und ungedämpft ein breiter Sonnenstreif herein. Da war eine fast kreisrunde Lücke in der dichten Laubwand. Im vorigen Winter war da ein großer Ast abgebrochen, überlastet von dem auf ihm wuchtenden Schnee. Dort die Wunde am Stamm und hier die Lücke im Laubdach gemahnten noch trübselig an ihn.

Durch diese Lücke sah der schauende Mann auf einen fernen Schöpfbrunnen, dessen Schwengel ein junges Mädchen auf und nieder bewegte. Wenn sie, ehe der Schwengel aufs neue niederging, einen Augenblick still hielt, die niedliche Gestalt in die Höhe gereckt, die schlanken Arme erhoben, stand das Ganze wie ein anmutiges Bildchen in dem grünen Blätterkranze.

Dem Manne that es leid, daß er das Gesicht des Mädchens nicht deutlich genug zu erkennen vermochte, der großen Entfernung wegen. Er trat vom Fenster weg zu einem Schrank, von dessen Simse er sein Fernglas herablangte. Das Rohr auseinander ziehend, eilte er auf seinen Lugaus zurück.

Sie war noch da. Rasch erhob er das Fernglas.

Da lächelte ihm am anderen Ende des dunklen Schachtes, in den er hineinsah, ein gar liebliches Mädchengesicht entgegen. Unter wirrem, braunem Gelock eine weißklare Stirn, auf der sich die zierlichen Bogen der dunklen Brauen abzeichneten. Unter diesen Brauen blitzten voll Lebenslust die tiefblauen fröhlichen Augen. Das etwas kecke Näschen schien neugierig in den Frühlingswind zu schnuppern, der kleine rote Mund stand halb offen und ließ hinter den weichen Lippen die festen, schönen Zähnchen hervorleuchten. —

Nun ruhte der Schwengel; das Mädchen faßte mit der Rechten die schwere Gießkanne, in die sie gepumpt hatte, und trug sie, den Oberkörper ein wenig nach links neigend, fort. Das Fernrohr folgte ihr beharrlich, bis sie hinter dem linken Rande des Gesichtsfeldes verschwand. Dann erst ließ der spähende Mann die Linke, die das Fernglas hielt, herabsinken und strich sich mit der Rechten über die Stirn.

Das war ja Nägeleins Rosel? Aber nein, die Rosel ist ja noch ein Kind. Hab' sie doch vor ein paar Jährchen erst behandelt, damals, wie sie so schwer krank lag am Typhus, und da war sie gerade zehn Jahre alt. Ein paar Jährchen? Schöne paar Jährchen das! Eins — zwei — drei — vier — fünf — sieben — natürlich, sieben Jahr ist das her! Herrgott, wie die Zeit rinnt! Die Dinger, die neulich noch im Steckkissen gelegen sind, wachsen mächtig daher und wir — wir werden alt.

Er wandte sich schier unmutig vom Fenster ab, legte das Fernrohr auf den Tisch und stellte sich vor den Spiegel. Na, so ganz alt sah das Beduinengesicht noch nicht aus, das in der dunklen Tiefe des Glases erschien. Die Stirne noch glatt, das Auge glänzend und lebhaft, das Haar noch voll — freilich, da an den Schläfen schon

ziemlich grau. Ja, ja, so beginnt's und dann geht's immer weiter bergab. Und unten im Thal sitzt Freund Hein und sieht dem thalwärts Wandernden gemächlich entgegen — ah!

„Donner und Doria, was für ein leidiger Unsinn ist denn da in mich gefahren? Ich glaube wahrhaftig, ich stehe da vor dem Spiegel und jammere über meine grauen Haare wie eine alte Kokette und spinne lyrische Gedanken über die Thatsache, daß die Zeit vergeht! Pfui Teufel!"

Er ging rasch zu dem mächtigen Bücherschranke, der die eine Wand des Zimmers fast ganz einnahm, und holte, sich auf die Fußspitzen erhebend, ein dickes Buch aus einem der oberen Fächer. Kants „Kritik der reinen Vernunft". Die abstrakten Gedankengänge des alten Königsbergers galten ihm von jeher als wirksame Beschwörungsformeln, lyrisches Fieber zu besprechen und Maigespenster zu bannen.

Er setzte sich in den Lehnstuhl, schob die Retorte zur Seite, legte das Buch vor sich hin und begann zu lesen.

Aber das Ding wollte nicht gehen. Die Grasmücke draußen sang noch immer, grün-goldige Lichter spielten auf dem vergilbten Papier der Rosencrantzischen Ausgabe, und der Herr Doktor mochte sich noch so sehr anstrengen, alle Winkelchen seines Gehirns mit scharfsinnigen Schlußrechen auszufüllen, die stachelig waren wie ein beschaulich eingerollter Igel, das ärgerliche Bild eines jugendschönen Mädchenkopfes mit wirrem, braunem Gelock und lachenden Blauäugelein ließ sich ebensowenig verdrängen wie das beschämende Gefühl, daß an seinen eigenen Schläfen graue Haare wuchsen. Ja, ja, er fühlte sie wachsen. Und bei solcher Zerstreutheit soll einer die Idealität des Raumes und der Zeit einsehen.

Ueber eine Stunde hatte er sich so herumgequält, da pochte es an die Thür.

„Sind Sie's, Brigitta? Nur herein!"

Die Thür öffnete sich ein wenig und durch die Spalte streckte sich ein kleines Köpflein herein, das eine große schwarze Haube umhüllte. Das von dieser Haube umrahmte Gesichtchen war runzelig wie ein vorjähriger Apfel, über der Stirne lugte ein eisgraues Haarlöckchen unter dem Haubenrande vor, nur die Augen hinter der großen, in Horn gefaßten Brille waren jugendlich, lebhaft und hell.

„Das is aber ein gar arg's Wunder, Herr Doktor! Sonst mueß ich dreimal klopfen und Sie höre 's nit. — Mittagbrots Zeit is!"

„Gut, gut, ich komme schon!"

Das Köpflein verschwand, und die Thüre wurde leise zugeklinkt. Der Doktor klappte die „Kritik der reinen Vernunft" wieder zu und trug sie an ihren Platz zurück. Dann wusch er sich an dem Waschtisch in der Ecke die Hände und verließ das Zimmer, um die breite, braungebeizte Holztreppe, die in das Erdgeschoß des Hauses führte, hinabzusteigen.

Die Speisestube, in die er sich begab, war mit uralten Dingen vollgepfropft, die der Doktor aus Rothenburg und Nürnberg zusammengekauft hatte. Das schön geschnitzte Spind war dreihundert Jahre alt, die hochlehnigen Stühle weit über hundert, die dunkle Wandvertäfelung stammte gar noch aus der Zeit, da Meister Georg Nusch den wilden Tilly durch seinen vielbesungenen Riesentrunk besänftigte, und die Bilder, die an ihr hingen, waren echte Dürer.

Sonst war es dem Herrn Doktor eine Herzensfreude, während er auf das Essen wartete, in der Stube hin und her zu gehen und diese schönen Sachen mit liebevollen Augen zu betrachten. Heute sah er gar nicht auf sie hin, sondern ging schnurgerade auf das Fenster los, stieg auf den Tritt, der zu ihm hinaufführte, und starrte hinaus auf den schönen alten Marktplatz, über den die hung-

rigen Rothenburger Väter in gemessener Eile heimwärts schritten.

Als Brigitta die Suppe brachte, stieg er von dem Tritt herab und verfügte sich auf seinen Platz an dem schön gedeckten Tisch. Er aß zerstreut in sich hinein, was die Brigitta ihm vorlegte, ohne wie sonst ein freundliches Gespräch mit ihr zu führen und die Speisen zu loben. Und doch war just heute die Suppe ausnehmend kräftig und der Braten von seltener Zartheit. Der guten Alten schwoll der Bissen im Munde vor Herzeleid und Aerger.

Das erste Wort sprach der Herr Doktor, als er die Serviette wieder zusammenfaltete und in den Ring steckte. Und auch das war nur die kurze Frage:

„Jemand im Ordinationszimmer?“

„Nein.“

„Auch keine Post geschickt worden, ich soll zu einem Kranken kommen?“

„Nein. Die arme Leut in Rotheburg sind jetzt alle ganz g'sund. Aber Sie selbst müsse krank sei, Herr Doktor.“

„Ich habe ein wenig Kopfschmerzen. Am besten ist's, ich gehe eine Stunde spazieren, oder zwei.“

„Kopfweh hebbe Sie, Herr Doktor? Na ja, ich hab' mir's ja gleich gedacht, weil Sie so still ware. Das kommt von dem ewige Studiere — und drauß ist's so wunnerscheen. Das is g'scheit, daß Sie wolle spazieren gehn. Gleich bring' ich Stock und Huet!“

Die Alte trippelte dienstfertig zur Thür hinaus und gleich darauf wieder herein, Hut und Stock, ein frisches Taschentuch und eine Kleiderbürste in den Händen. Sie bürstete ihres Herrn Rock sauber, schob ihm das Sacktuch in die Tasche und überreichte ihm dann knixend Stock und Hut.

„So und nu gehe Sie mit Gott, Herr Doktor, und lasse Sie die Kopfschmerze draußen.“

Er nickte dankend und ging.

Als er die Thür seines Hauses hinter sich zuklinkte, an deren kunstreich geformten Eisenbeschlägen irgend ein ehrsamer Handwerksmeister des siebzehnten Jahrhunderts wohl zwei Monate lang fleißig hatte arbeiten müssen, kamen knixend ein paar kleine Mädchen zu ihm heran, die in der Mitte des Platzes mit einem gefleckten jungen Hunde gespielt hatten, und boten ihm zutraulich die nicht allzu sauberen Patschhändchen. Er tätschelte zerstreut die runden Kinderwangen und wanderte dann mit langen Schritten die breite Herrengasse hinab gegen das Burgthor. Wer ihm begegnete, grüßte respektvoll. Die Männer, indem sie verneigend den Hut zogen, die Frauen mit einem etwas altfränkisch steifen Kratzfuß.

Der Weinwirt Eisenhut hatte für einen Fremden, der des Morgens bei ihm abgestiegen war, ein eisernes Tischchen und einen Stuhl auf den Bürgersteig hinausgestellt, damit der Gast, ein norddeutscher Professor oder so etwas, zu seinem Schoppen Frankenwein den Anblick der altertümlich schönen Seitenfront des Rathauses mit dem hohen Turm und der vornehmen Patrizierhäuser ringsum genießen könne, die mit heraldisch krausen Bürgerwappen geschmückt waren, manches auch mit einer zierlichen Gedenktafel: „Hier wohnete Kayser Maximilian I. zweymal A. D. 1513“ oder „Hier wohnete 1472 Kayser Friedrich III.“

Als dieser Fremde den klug aussehenden Herrn die Straße entlang schreiten sah, den alles so respektvoll begrüßte, fragte er den langen, hageren Wirt, der sich neugiershalber zu ihm gesellt hatte und auch sein Käppchen grüßend schwang: „Wohl der Herr rechtskundige Bürgermeister, nicht?“

„I wo,“ antwortete der Wirt, indem er dem Dahinschreitenden nachsah, „das ist der Doktor Raphael Schwenck,

ein Arzt, der hier von seinem Gelde lebt. Dreihundert Thaler hat er alle Monat zu verzehren, ja.“

„Und dafür ehren ihn die Rothenburger so?“ fragte der Fremde ein wenig sarkastisch.

„I wo werden sie denn... das Geld ist's allein nicht. Aber der Herr Doktor, das ist ein Mann! In Indien war er und in Amerika, als Schiffsarzt. Wie er aber die große Erbschaft gemacht hat, wo ist er hin damit? Her nach Rothenburg ist er, wo er geboren ist, hat sich das schönste Haus, das er kriegen konnte, gekauft und mit Antiquitäten ausmöbliert.“

„Und was treibt er denn in diesem Hause?“

„Studieren thut er den ganzen Tag. Bücher hat er, einen ganzen Berg von Büchern, und alleweil bringt die Post noch neue. Und arme Leut kuriert er. Zu denen, wo zahlen können, geht er nicht; er will den zwei jungen Aerzten, die hier leben, nicht das Brot abschneiden. Nur, wo die nicht aus noch ein wissen, geht er ins Konzilium, wie sie's nennen, statt daß man früher einen Professor aus Würzburg rufen mußt', und da reißt er den Kranken meistens heraus, so geschickt ist er. Was er dafür kriegt, stiftet er in den Armensäckel.“

„Also eine Art philanthropischer Sonderling?“

„I wo wird unser Herr Doktor ein phi — phi — ein Sonderling sein? Wahr ist's, er ist alleweil noch ledig, obwohl er schon längst die Jahre hätte — vierzig ist er schon — und studiert viel zu viel und geht wenig unter Menschen. Aber wo findet so ein Herr hier in der kleinen Stadt auch Gesellschaft, die zu ihm paßt? Nein, Sonderling ist der keiner. Ein herzensguter, gescheiter Mann ist er, der auch fürs gemeine Wesen was thut. Haben Sie die neuen Anlagen schon gesehen im äußeren Burggärtel? Zu denen hat er zweitausend Mark gegeben, der Doktor Schwenck, jawohl! Und nicht etwa aus Ehr-

geiz. Was hat man ihm nicht schon alles angetragen! Stadtverordneter, Landtagsmandat, Reichstagsmandat — nischt war's, alles hat er abgelehnt, jawohl."

Der Mann, zu dessen Ruhme sich der redselige Weinwirt so ereiferte, hatte indessen längst die Herrengasse durchwandert und war durch den Gang im Unterbau des alten Turmes, der die Straße abschließt, und durch das äußere Burgthor in den Garten gelangt, der „die alte Burg" heißt, weil auf seinem Boden einst die von der Stadt durch einen tiefen Felsengraben getrennten zwei alten Burgen standen, die Vorderburg und die Hinterburg.

Hier war's wunderschön. Der Springbrunnen rauschte und plätscherte gar heimlich, die Bäume standen so hochzeitlich im jungen, hellgrünen Laubschmuck, die Rasenflächen, zwischen denen die weißen Spazierwege sich hinzogen, waren so saftig tiefgrün, und die weiche Luft war voll Fliederduft und Vogelsang. Wunderschön war's, aber zu wenig einsam. Da und dort spielten Kinder, auf mancher Bank saßen Frauen, den zappelnden Strickstrumpf in den Händen, und fleißige Gymnasiasten gingen auf den Spazierwegen hin und her, ihren lateinischen Klassiker in der Hand, oder ein Lehrbuch der Weltgeschichte, und alle begrüßten den verehrten Mann. Das war ja sonst sehr angenehm und erfreulich, aber heute, wo er so eine rätselhafte Unruhe in seiner Brust fühlte, über die er sich in Einsamkeit und Stille klar werden wollte, woher sie käme und wie sie zu bannen sei — heute störte es ihn.

Er wanderte die halbmannshohe Mauer entlang, die den Garten der „alten Burg" umschließt und über die man hinabsieht in das anmutige Tauberthal. Da unten glitzerte aus dem Buschwerk der leicht bewegte Wasserspiegel der Tauber, welche die vielen Mühlen treibt. Drüben, jenseits des Flüßchens, winkten die weißen Häuser des ehedem freien Reichsdorfes Dettwang herauf, die sich

um den altersgrauen, viereckigen Kirchturm zusammendrängen, in dem die vielen Eulen horsten, und hinter dem Dorfe hob sich der Boden wieder. Grüne Wiesen und Kornfelder stiegen, erst mählich, dann immer steiler, bergan und verloren sich endlich im Walde. Der Weg heißt die Engelsburg.

Dort hinüber wollte der Doktor.

Er ging durch ein Pförtchen, das in die Mauer gebrochen war, und eilte dann einen steinigen, steilen Pfad hinab, der zwischen bergaufsteigenden Weingärten zur Rechten und thalwärts sich senkendem Wiesengrund zur Linken hinabführt zur „Doppelten Brücke“ über die Tauber. Die älteren, bereits bequem gewordenen Rothenburger Herren nennen den Steig die „Kniebreche“ wegen seiner üblen Gangbarkeit und ziehen den mählich sich senkenden „Langen Weg“, der weiter westlich von der Stadt ins Thal hinunterführt, vor. Doktor Schwenck aber that heute wie ein junger Springinsfeld und scheute den Umweg.

Mit langen Schritten eilte er den schlechten Steig hinab, schritt über die Brücke, umging auf Feldwegen das ehedem freie Reichsdorf und stieg dann bergan. Am Rande des Waldes fand er eine breitwipfelige Eiche, unter der das Gras besonders schön und dicht war. Dort warf er sich seitlings nieder, stützte den Kopf in die Hand und sah hinüber auf das graue, von zahllosen Kirchtürmen, schlanken und plumpen, überragte Häusergewimmel von Rothenburg.

Ueber ihm rauschte das Eichenlaub im Winde, vom Himmel klang verhallendes Lerchenjauchzen, rundum im Grase zirpte und summte es. Doktor Schwenck schaute und lauschte eine Weile. Dann schloß er die Augen, um nicht abgelenkt zu werden, und legte sich die schwere Frage vor: „Raphael Schwenck, was für ein Satan ist heute in dich gefahren?“ Da sah er es schon vor sich, das holde kleine

Teufelchen. Wirre braune Locken hatte es, eine reine, weiße, von schön gezogenen Augenbrauen abgeschlossene Stirn, fröhliche blaue Augen, ein kühnes Näschen, einen süß lächelnden Mund, ganz so, wie er's heute morgen im Fernglase gesehen hatte. Seine Seele jubelte dem lieben Bilde zu und beobachtete zugleich sich selber, wie ein Naturforscher sein Objekt beobachtet. Endlich stand die Diagnose fest. Sie lautete: „Raphael Schwenck, du bist ein Esel. Hast dich mit deinen vierzig Jahren verliebt — in ein Mädchenkind von siebzehn!“

Als er sich das so recht nachdrücklich sagte, lachte das Teufelchen schalkhaft dazu, als wolle es sagen: „Raphael Schwenck, du bist wirklich einer!“ Nur darüber konnte der Doktor sich nicht klar werden, ob das Teufelchen meine, seiner Verliebtheit wegen sei er einer, oder deshalb, weil er sich so viel Kopfbrechens mache über dieses Unglück, das im Mai sich ja öfter ereignet, ohne so schwer genommen zu werden.

„Also: ich habe mich verliebt, auf höchst merkwürdige Weise, durch das Fernrohr!“ meditierte er weiter. „Schlimm. Ich kenne mich. Ein schwerblütiger, nachdenklicher Mensch bin ich. Wenn ich das Ding in mich verschließe, kann's mich Rast und Ruhe kosten, für lange Zeit. — Wenn ich's aber nicht in mich verschließe? Wenn ich hingehe und ihr's sage? So ein zierliches, wohlgeflochtenes Körbchen soll ein guter Dämpfer sein. Man steht einer Gewißheit gegenüber, diese Gewißheit heißt „Nein“, also schlägt man sich die Sache viel leichter aus dem Kopf. — Und wenn ich keinen Korb kriege? Wenn sie ja sagt? Wird das kein Unglück geben, da ich noch einmal so alt bin, wie sie, und noch sechs Jahre drüber, und graue Haare kriege? — Ach, Unsinn! Als ob man nicht Fälle von Beispielen erlebt hätte! Und bin ich nicht inwendig ein Jüngling geblieben in der Einsamkeit meiner Studierstube?

Wenn sie ja sagt, das herzliebe Kind, dann hängt der Himmel voll Baßgeigen. Dann ist in zwei Monaten, so Anfang Juli, Hochzeit, und dann führ' ich mein süßes Weibchen nach Norden, meinetwegen bis Hammerfest, und zeig' ihr die Mitternachtssonne, und dann im Herbst nach Süden, nach Venedig und Rom, — wie sie da staunen wird, das liebe Kindchen! — und im Winter nach London und Paris und Berlin. Und dann im Frühjahr, da kommen wir zurück, hierher nach Rothenburg. Wird sich das alte Haus wundern über das süße, jugendfrische Leben, das im hellen Kleidchen über die braune Holztreppe huscht und in den großen, hohen Zimmern mit silberhellem Stimmchen singt und lacht. Und wieder ein wenig später ... ach was, das sind Luftschlösser. Erst wollen wir den Grundstein legen."

Er sprang auf und sah nach der Uhr.

„Vier Uhr schon. Drei Stunden verträumt, wie ein Gymnasiast geträumt. Aber nun wollen wir scharf ins Zeug gehen."

Er schüttelte die Grashalme von seinem Rock, hob seinen Hut vom Boden auf und eilte den Weg, den er gekommen war, zurück, aber jetzt mit hochgehobenem Haupte und strahlendem Gesicht, so daß ihn die grüßenden Leute verwundert ansahen. Er ging lächelnd an ihnen vorüber. Wenn die es alle erst erführen, würde das verwunderte Augen geben!

Aus der Herrengasse bog er rechts ab in das Feuerkesselgäßlein. Da wohnte Herr Leonhard Nägelein, Rentner und Stadtverordneter, in einem großen, schönen Hause, an dessen Pforte Doktor Schwenck stehen blieb und die Glocke zog.

Die Thür ging auf, und der Doktor trat in eine dämmerige Halle. Aber niemand kam ihm entgegen. Die Thür öffnete sich durch einen Mechanismus von selbst, wenn jemand die Glocke zog.

Schwenck ging auf die Treppe zu. Da hörte er von oben herab eine etwas heisere Frauenstimme rufen: „Bist du's, Nägelein?"

„Nein, Frau Nägelein, der Herr Gemahl ist's nicht. Ich bin's — Doktor Schwenck!" antwortete er treppauf steigend.

Da kam ihm die große, starke Frau eilig entgegengelaufen. „Ihre Dienerin, Herr Doktor! Nein, diese Ehre! Wollen gewiß zu meinem Manne? Nägelein ist nur ein wenig an die schöne Luft gegangen — er muß gleich wiederkommen."

„Thut nichts, Frau Nägelein," antwortete Schwenck, die Hand der Matrone kräftig schüttelnd. „Da plaudern wir ein wenig zusammen. Wie geht's Ihnen? Immer ein bissel kurzen Atem, was?"

„Danke schön, Herr Doktor, für die gütige Nachfrage. Es geht, es geht. Wissen Sie, die Pulver, die Sie mir damals aufgeschrieben haben, wie Sie zu unserem Röschen kamen, das so krank war — sieben Jahr ist's jetzt her — das Rezept hab' ich immer noch. Na und wenn's einmal schlechter werden will — schwupp! ein Pülverchen und dann ist's wieder gut. Na und jetzt, wo die schöne Zeit endlich gekommen ist nach dem arg strengen Winter, da ist's ja ohnehin besser."

Unter solchen Reden führte Frau Nägelein den werten Besuch nach der guten Stube im ersten Stockwerk, nahm den leinenen Ueberzug von einem der Fauteuils, damit der Gast auf dem teuren Plüsch sitze, setzte sich selbst auf das Sofa und redete dabei immerzu, so daß der freundliche Arzt sich auf das beruhigendste davon überzeugen konnte, daß es mit ihrer Kurzatmigkeit so schlimm nicht mehr war.

Doktor Schwenck saß ruhig und wartete, bis der Strom ihrer Rede sein Schifflein dahin treiben würde, wo er zu

landen wünschte. Endlich kam Frau Nägelein auf ihre Tochter zu sprechen, und nun sagte der Doktor: „Röschen ist ja nun ein erwachsenes Fräulein geworden und ein bildhübsches Mädchen dazu. Ich — ich habe sie neulich gesehen. Da wird sie wohl bald heiraten?“

Die kleinen gutmütigen Augen der Frau Nägelein wurden ordentlich groß vor Erstaunen. „Das Rösele?“ rief sie und schlug die fetten Hände zusammen. „I du mein allerliebstes Herrgöttle! Die hat noch Zeit. Wir denken noch nicht dran ... und sie auch nicht.“

Herrn Raphael Schwenck wurde merklich leichter ums Herz. „So so,“ sagte er und strich mit der rechten Hand über seinen schwarzen Vollbart. „Denken nicht daran. Ja, ja, so ist's gewöhnlich, bis einer kommt. Wenn nun einer käme?“

„Ach, du mein liebes Herrgöttle, wer soll denn kommen? Wenn das Kind sein Glück mache thät', da wollten wir ja nicht im Weg sein. Aber wenn's nicht was ganz ausnehmend Besonders wär', so thäten wir sagen: Thut uns leid, aber 's Rösele ist noch zu jung.“

Der Doktor saß ein wenig unruhig auf dem guten Plüsch. „Zu jung — zu jung!“ wiederholte er. „Beste Frau Nägelein, Sie machen mir's ordentlich schwer, mit der Farbe herauszurücken. Wenn — nun — angenommen, daß —“ er schnappte ein paarmal nach Luft, dann platzte er plötzlich los: „Ich selbst möchte Ihr Röschen zur Frau haben!“

Frau Nägelein stieß einen schwachen Schrei aus, fiel in die Sofaecke zurück und schnappte nun ihrerseits nach Luft, die immer größer werdenden Augen mit seltsamem Ausdruck auf den Doktor richtend. Dieser sprang auf und sah sich nach einer Wasserflasche oder sonst etwas Erfrischendem um, womit er der offenbar einer Ohnmacht nahen Dame beispringen könnte. Sie aber winkte ihm

mit beiden Händen, er möge es gut sein lassen, und richtete sich wieder auf.

„Es — ist — ja nur — der Schrecken — und — die Freude, die — mir in die Kehle — gefahren sind. Nein, diese Ehre — und das Glück — für unser Röſele —“

Klinglingling! schellte es auf dem Flur. Frau Nägelein sprang wie elektrisiert auf.

„Da kommt der Vater! Nein, wird der Augen machen!“ Sie stürzte nach der Stubenthür, riß sie auf und schrie aus vollem Halse hinaus: „Nägelein! Nä—gelein!“

„Ja doch!“ scholl es in tiefem Baß von der unter gemessenen Tritten würdevoll knarrenden Treppe her. „Was giebt's denn?“

„Komm schnell! Der Herr Doktor Schwenck ist da mit einer großen Neuigkeit. Na, du wirst Augen machen.“

Der Rentner und Stadtverordnete Nägelein, ein kleiner, wohlbeleibter Herr mit dem Ausdruck eines Mannes, der seinen eigenen Wert zu schätzen weiß, in dem runden, glatt rasierten Gesicht, trat in die Stube und schüttelte, sich schicklich verneigend, die Hand des Doktors.

„Herr Doktor Schwenck, sehr, sehr angenehm —“

„Ja, denke nur, Nägelein,“ fuhr die aufgeregte Dame dazwischen, „der Herr Doktor will unser Röſele heiraten!“

Der Stadtverordnete reckte seine kurze Gestalt zu möglichst imposanter Höhe.

„Ich begreife dich nicht, Katharina,“ sagte er gemessen, „was du daran so merkwürdig findest. Der Herr Doktor ist nachgerade in dem Alter, wo ein patriotischer, wohldenkender Mann — als pater familias, wie der Lateiner sagt — die Familie ist der Grundstein des Staates und der Gesellschaft —“ er hatte sich verwickelt und durchschnitt den gordischen Knoten des verunglückten Satzes, indem er mit der fleischigen Rechten eine horizontale Linie in die Luft zeichnete, „— na kurz, der Herr Doktor muß hei-

raten. Daß er unter den Töchtern seiner Heimatstadt wählen würde, war von seiner bewährten Anhänglichkeit an diese unsere schöne alte Stadt nur zu erwarten ... ich bitte, Herr Doktor, diese Ihre Anhänglichkeit ist im Stadtverordnetenkollegium oft und oft rühmend erwähnt worden! ... nur zu erwarten, habe ich gesagt. Daß er aber, wenn er schon in Rothenburg freit, sich an die ersten Familien der hiesigen Gesellschaft hält, das ist er seiner Stellung und dem Ansehen, das er in der Stadt genießt, schuldig. Wenn er anders thäte, würde er Aergernis geben. Noch einmal also: ich begreife dich nicht, Katharina!"

Er beobachtete mit Genugthuung, wie Frau Katharina, die ihn an Leibeslänge um mehr als eine Spanne überragte, sich in schöner Bewunderung der Rednergaben ihres Eheherrn förmlich duckte, und wandte sich dann an Schwenck, dem er beide Hände reichte: „Ihnen aber, Herr Doktor, sage ich, daß ich Ihren ehrenden Antrag von ganzem Herzen annehme. Jedem anderen Bewerber hätte ich gesagt, daß wir uns von unserem einzigen Töchterchen noch nicht trennen wollen, Ihnen aber sage ich: Nehmen Sie es hin, das Kind! Daß Sie es glücklich machen werden, weiß ich, lieber Herr Schwiegersohn."

Er zerdrückte eine männliche Thräne zwischen den Wimpern und umarmte, sich auf die Zehen erhebend, den etwas hochwüchsigen Brautwerber, ihn unter den Achseln um den Leib fassend. Es sah aus wie ein Ringkampf, in welchem der kleine, stämmige Kämpe seinen Vorteil über den Langen und Schlanken gebraucht, indem er ihn unterläuft.

Doktor Schwenck, den die warme, selige Glücksempfindung in seinem Herzen übermütig machte, fühlte das Komische der Situation so stark, daß er beinahe herzhaft herausgelacht hätte. Da kam ihm ein Gedanke, der seinen Jubel dämpfte.

„Noch hat Röschen nicht gesprochen!“ sagte er zweifelnd.

Herr Nägelein trat einen Schritt zurück und hob die Augenbrauen hoch. „Das Kind?“ fragte er gedehnt. „I, die thut, was ihr ihr Vater sagt. Das ist immer so gewesen bei uns.“

„Ja, aber ...“

„Mein bester Herr Doktor,“ sagte der Dicke ein wenig erbost, „Sie thun gerade, als ob Sie kein ernsthafter Mann wären, sondern so ein Romanschreiber. Na, wenn Ihr Herz so sehr an den neumodischen Sachen hängt, Liebeserklärung et cetera, so reden Sie in Gottes Namen mit dem Mädel. Sie ist ja wohl hinten im Garten bei ihren Blumen. Sie soll frei über ihr Herz verfügen. Aber wenn sie nein sagen sollte — Weiber haben ihre Mucken, zumal junge —, so machen Sie sich nichts daraus. Ich bin der Vater und will ihr die Mucken wohl austreiben.“

Er wandte sich würdevoll ab. Der Doktor trat zu Frau Katharina, die inzwischen sanft zu weinen begonnen hatte vor Aufregung, küßte ihr die Hand und eilte dann aus dem Zimmer, die Treppe hinab und über den Hof in den Garten, zu Röschen.

Durch einen Fliederbusch sah er ihr helles Kleidchen schimmern. Sie kauerte gerade an einem Nelkenbeet und raufte Unkraut aus und war so vertieft in ihre Arbeit, daß sie den Nahenden gar nicht bemerkte. Als eine fremde Stimme sie aus nächster Nähe anrief: „Fräulein Röschen!“ wurde sie rot und sprang rasch auf. Dann erkannte sie den Arzt, reichte ihm mit aufleuchtendem Gesicht die Hand und knixte genau so kindlich dabei, wie die kleinen Schulmädchen zu thun pflegten, die den beliebten Mann auf der Straße grüßten.

„Herr Doktor!“ rief sie mit heller Stimme. „Sie haben mich arg erschreckt.“

Dem Manne schlug das Herz bis in den Hals hinauf,

als er das geliebte Mädchen so jugendschön vor sich stehen sah und ihre warme Hand in der seinen fühlte. Alle die schönen, vorsichtig einleitenden Worte, die er ihr hatte sagen wollen, waren fort, und die ungefügen, stürmischen, die sich ihm auf die Zunge drängten, konnte er nicht sagen, sondern nur stammeln.

„Erschreckt hab' ich Sie? Erschrecken Sie nur gleich noch einmal. Röschen, ich liebe Sie — ich liebe Sie wahnsinnig! Eben habe ich bei Ihrem Vater um Sie geworben. Er sagt ja — sagen Sie — sag' auch du ja, mein holdes — holdes — holdes Lieb!"

Fräulein Röfele stand da wie ein Marmorbild, dem man ein Hauskleidchen angezogen und eine krause braune Perücke aufgesetzt hat, und sah regungslos auf den Mann herab, der sich auf ihre Hand gebückt hatte und diese mit Küssen bedeckte.

Auf einmal kam Leben in die Statue. Sie warf das Köpfchen zurück, machte mit einem jähen Ruck ihre Hände frei und lief quer durch die so sorglich gehegten Beete nach der Gartenthür, daß die starken braunen Zöpfe hinter ihr her flogen und ihre Röckchen flatterten.

Doktor Raphael Schwenck sah ihr einen Augenblick verblüfft nach. Dann folgte er dem lieben Flüchtling, aber im Schritt und hübsch auf dem Kiesweg bleibend. Manchmal schüttelte er wehmütig das Haupt. In seiner Seele war ein böses Fragezeichen aufgestiegen. —

In der guten Stube gab es indessen eine aufgeregte Scene. Röschen war mit angstvoll aufgerissenen Augen hereingestürzt und hatte ihre Eltern ganz gegen alle Sitte eines gut erzogenen Kindes wild angeschrieen: „Ist es wahr, daß ihr mich dem Doktor Schwenck versprochen habt?"

„Natürlich ist es wahr!" polterte der Vater, dem der Zorn in die Schläfen stieg.

„Mein Gott! — Ich kann ja nicht —! Ich kann ja nicht —!“

„Was soll denn das heißen? Du kannst nicht? Ja warum denn nicht? Etwa weil er älter ist als du? Dummheiten! Das giebt die besten Ehen. Ich habe ja gesagt, und du wirst auch ja sagen. Erstens mußt du gehorchen, Mamsell, zweitens machst du eine glänzende Partie, und drittens darfst du ja dem Doktor gar keinen Korb geben. Ohne ihn wärst du längst gestorben, damals, am Typhus.“

Vater Nägelein sah mit Befriedigung, wie das leidenschaftlich aufgeregte Mädchen unter diesem letzten Argument zusammenknickte. Ja, ja, er war ein Redner, der immer das rechte Wort am rechten Ort bereit hatte. Aber jetzt heulte die Kleine ganz jämmerlich und die Alte half ihr. Das war unangenehm.

„Ich gehe zum „Eisenhut“ hinüber, ein Schöpplein trinken,“ sagte er und faßte seinen Hut. „Zum Abendbrot bin ich wieder da. Inzwischen habt ihr euch wohl beruhigt.“

Auf der Treppe begegnete er dem Doktor, der ihn mit langem Gesicht ansah.

„I wo!“ antwortete Nägelein ärgerlich auf die stumme Frage. „Sie haben das Mädel erschreckt, das ist alles. Wenn Sie morgen abend kommen, giebt Ihnen Ihr Bräutchen hübsch artig den Verlobungskuß. Jetzt weinen die Weiber oben, wie immer in solchen Fällen, da muß man sie allein lassen.“

Er faßte den künftigen Schwiegersohn am Arm und zog ihn mit sich, die Treppe hinab.

Auf der Straße sah der Herr Stadtverordnete hochmütig um sich, ob die Leute auch wohl bemerkten, wie er mit dem berühmtesten Manne von Rothenburg Arm in Arm ging, und er stellte mit Befriedigung fest: sie bemerkten es, ganz gehörig.

Als er auf die Thür der Weinstube lossteuerte, blieb Doktor Schwenck stehen. „Lieber Herr Nägelein,“ sagte er, „Sie entschuldigen mich. Ich habe heute keinen Weindurst.“

„Aha!“ lachte der Kleine, „wollen Ihre Gefühle nicht profanieren in einer Gesellschaft, wo lauter höchst triviale Sachen gesprochen werden. Kenne ich, Herr Schwiegersohn! Das heißt — nicht aus eigener Erfahrung. Behüte! Ich bin immer Realpolitiker gewesen, auch in Liebessachen. Aber wissen Sie, wie ich den Spezereiladen noch hatte, da habe ich zum Zeitvertreib, wenn gerade wenig zu thun war, und im Laden mußte ich doch sein, Geschichtenbücher gelesen, Romane und so 'n Zeug. Sehen Sie, da hat's drin gestanden, genau so, wie Sie sich jetzt haben, Herr Schwiegersohn.“

„Ich dächte, man braucht nicht gerade Romanheld zu sein, um an solchem Tage, wie für mich der heutige einer ist, nicht sehr stammtischmäßig gelaunt zu sein,“ erwiderte Schwenck ein wenig empfindlich.

„La la — nur nicht böse werden, Herr Schwiegersohn!“ begütigte Nägelein. „War ja nur Spaß. Aber was ich sagen wollte: Gelt, Sie sagen niemandem was? Wissen Sie, ich halte auf Schick und Form in solchen Dingen. Und da in acht Tagen meine silberne Hochzeit ist, so möchte ich bei dieser Gelegenheit die Verlobung bekannt machen. Stellen Sie sich vor, wie das feierlich sein wird. Meinen Weibsleuten hab' ich schon aufgetragen, reinen Mund zu halten bis dahin.“

„Meinetwegen dürfen Sie außer Sorge sein,“ antwortete trübe lächelnd der Doktor. „Selbst wenn das Renommieren sonst meine Art wäre, in einer Sache, deren ich selbst so wenig sicher bin —“

„Larifari!“ fiel ihm der Stadtverordnete ärgerlich ins Wort. „Sie sind — entschuldigen Sie! — ein Hasenfuß.

Sind Sie nicht der angesehenste Mann von Rothenburg? Und ein schöner Mensch dazu? Und der romantische Zauber — Weltreisender, Menschenfreund, gelehrter Einsiedler, was weiß ich? Was meinen Sie, wie das auf so 'n Mädchenhirn wirkt? Morgen nach dem Verlobungskuß werden Sie schon anders reden, hahahaha!"

Er schüttelte die Hand des Arztes immer wieder, dann stieg er gravitätisch die drei zur gastlichen Pforte hinanführenden Stufen empor und verschwand in der Weinstube. Doktor Schwenck schlenderte langsam weiter.

An der Thür seines Hauses blieb er unschlüssig stehen. Ihm war so unsicher und bang zu Mute. Da kam ihm eine Idee. Rasch machte er Kehrt und eilte über den Rathausplatz nach dem Laden des Goldarbeiters Rothbart. Er wollte ein Brautgeschenk kaufen. Wenn er das in der Tasche fühlte, würde er vielleicht eher daran glauben, daß er morgen schon das dazu gehörige Bräutchen besitzen werde.

Er kaufte dem erstaunten Geschäftsmann das schönste Stück ab, das es in dem kleinen Laden gab, ein goldenes, mit Brillanten besetztes Armband im Werte von mehreren hundert Mark, und trug das Unterpfand seines Glückes befriedigt nach Hause.

Kaum war er aus dem Laden, so rief Meister Rothbart schon seine Ehehälfte aus der Wohnstube herab und erzählte der erstaunten Dame, das Nesthäkchen, das drei Jahre lang Einheimischen und Fremden zu teuer war, sei verkauft und an wen? — An den berühmten Mitbürger und Hagestolz, an Doktor Schwenck.

Frau Rothbart schlug bei dieser Wundermär die Hände über dem Kopf zusammen und konnte erst gar nicht reden vor Erstaunen. Als sie die Sprache wiedergewonnen hatte, that sie etwas, was sie vorher in dreißig Jahren glücklichen Ehelebens nicht gethan hatte. Sie riet ihrem

Gemahl, zum „Eisenhut“ hinüber zu springen und einen Schoppen zu trinken. Dort war um diese Stunde eine Stammrunde beisammen, lauter angesehene Männer und Familienväter, vielleicht war dort zu erfahren, was sich mit dem Doktor zugetragen hatte.

Meister Rothbart, den neben außergewöhnlicher Neugier auch noch sein gewöhnlicher Durst quälte, ließ sich das nicht erst ein zweites Mal sagen. Eilig fuhr er aus seinem Ladenwämschen in den guten Ausgehrock, riß den Hut vom Nagel und stieg auch schon mit langen Schritten über den Platz auf das Haus zum „Eisenhut“ los, nicht achtend der Stimme der treuen Gattin, die hinter ihm her rief, er möge ja nicht zu lange sitzen, des warmen Abendbrotes wegen.

Zu seiner Freude fand er den gemütlichen Ecktisch im Herrenstübel des „Eisenhutes“ dicht besetzt. Er schob sich nach geziemlicher Begrüßung der Anwesenden einen Stuhl in die schmale Lücke, die sich durch bereitwilliges Zusammenrücken rechts und links aufthat, bestellte sein Schöpplein Tauberwein und krähte dann mit aller Kraft seines hohen, weiberähnlichen Organs in das summende Tischgespräch hinein: „Eine Neuigkeit, meine Herren! Doktor Schwenck hat mir das Armband abgekauft, das goldene mit den großen Brillanten, das drei Jahre lang in mei'm Schaufenster gelege ist, weil's den Rothenburgern zu teuer war und den Fremden aa!“

Die Märe fuhr wie ein lähmender Blitz in die ehrsame Versammlung. Das Gespräch stockte, einer sah den anderen an und dann alle zusammen den Stadtverordneten Nägelein, den man zuvor durchs Fenster beobachtet hatte, wie vertraulich er mit dem Doktor Arm in Arm gegangen war. Herr Nägelein gab sich alle Mühe, möglichst unbefangen auszusehen.

„Eine merkwürdige Geschichte!“ brach endlich der Herr

Postexpeditor das Schweigen. „Was kann der Junggesell mit dem Armbändchen wollen. Wissen Sie vielleicht was, Herr Stadtverordneter Nägelein?“

„Der Doktor ist ein Sammler,“ sprach Nägelein schlau. „Vielleicht thut er's in seine Sammlungen.“

„'s is aber kee Rarität, kee Altertum!“ protestierte der Goldarbeiter. „Ganz moderne Arbeit.“

Nun blinzelte Herr Dietrich Haase, der Bankier, mit den grauen Augenwimpern und spitzte den welken, von einem bereits gelb werdenden weißen Schnurrbart überschatteten Mund. Daraus sah man, daß der alte Herr sich anschicke, etwas zu sagen, und lauschte achtungsvoll. Herr Haase war ein hochangesehener Herr, seiner Betagtheit und seines Reichtums wegen.

„Herr Nägelein,“ sagte der Alte endlich in singendem Tone, „mir scheint, mir scheint, bei Ihnen giebt's nächstens Verlobung! 's Röśele ist ja schon ein großes Mädchen.“

„'s Röśele ist noch sehr jung,“ antwortete der Stadtverordnete diplomatisch und schnitt ein Gesicht dazu, das deutlich besagte, Herr Nägelein wünsche dieses Thema baldmöglichst verlassen zu sehen.

Man that ihm den Gefallen und begann eine Reihe höchst lahmflügeliger Hypothesen über den seltsamen Ankauf des Doktors fliegen zu lassen. Aber die Beteiligung an dem Gespräch war so schwach, daß man deutlich fühlte, wie sehr jeder der mit Töchtern gesegneten Väter heimlich beschäftigt war, das Glück Herrn Nägeleins zu erwägen, der die seinige mit Doktor Schwenck verlobt hatte — ganz gewiß war das Röśele mit dem Doktor verlobt! Wie wäre denn sonst die auffällige Vertrautheit der beiden Männer und der Brillantenkauf zu erklären gewesen. Ja, ja, der Nägelein, der war wieder einmal der Pfiffikus gewesen und lachte sich nun heimlich ins Fäustchen, der unausstehliche Glückspilz, der!

Als der Stadtverordnete durch die dämmernde Herrengasse heimwärts schritt, fluchte er nicht wenig in sich hinein wegen des vorzeitig entstandenen Gerüchts.

„Ist doch 'n Klatschnest, 'n verdeubeltes, das Rotheburg! Ich glaub', wenn einer in sein Keller ging' um Mitternacht und im Finstere rohe Erdäpfel fresse thät', thäten s' 'n andern Tags im Wirtshaus frage: Na, hebbe s' arg guet g'schmeckt, die ung'sottene Grundbirn? — So 'n Klatschnest!"

Dann aber tröstete er sich. Das Ding hatte seine gute Seite auch: die Rothenburger mußten bald herausgetüftelt haben, daß gelegentlich der bevorstehenden silbernen Hochzeit des Nägeleinschen Ehepaares die offizielle Verlobung stattfinden würde, und von dem Augenblicke, da das herausgetüftelt war, redete man in ganz Rothenburg von nichts mehr als von diesem immer näher heranrückenden Tage. Sein, des Stadtverordneten Nägeleins Ehestandsjubiläum stand dann, parlamentarisch ausgedrückt, im Brennpunkt des öffentlichen Interesses. Das war doch schmeichelhaft. Es war sogar sehr schmeichelhaft, so sehr, daß Herr Leonhard Nägelein ein solches Gerücht selbst hätte aussprengen müssen, wenn es nicht von selbst entstanden wäre.

In dieser aufgeheiterten Verfassung trat er in die Eßstube, in welcher der gedeckte Tisch bereits wartete, pätschelte dem traurigen Röslele väterlich die blasse Wange und gab seiner darob aufs tiefste erstaunten Frau sogar einen Kuß. Darauf setzte er sich zu Tische, aß mit vollen Backen und erzählte dazwischen mit innigem Behagen, wie die Sache bereits ruchbar geworden sei und nun ganz Rothenburg dem Nägeleinschen Ehrentage sehnsüchtig entgegenharre.

Als er des Armbands Erwähnung that, schielte er verstohlen nach dem Gesichte seiner Tochter. Die kannte

das Prunk- und Schaustück des Rothbartschen Ladens sehr wohl. Er wollte sehen, was die Nachricht, daß sie das viel begehrte, sündteure Ding erhalten solle, auf sie für Eindruck machen würde.

Aber da war von keinem Eindruck was zu spüren. Das Mädchen saß unbeweglich da und hielt die rotgeweinten Augen auf seinen Teller geheftet, von dem es langsam kleine Bissen aß, offenbar mit Widerwillen und nur um nicht gescholten zu werden.

Was das verrückte Ding nur hatte? Pah, das gab sich schon noch.

Als man fertig gegessen und die Magd Teller und Schüsseln abgetragen hatte, zog Vater Nägelein die Flasche mit Hauswein näher an sich heran, Frau Katharine brachte ihren Strickstrumpf hervor, und Röſele stand auf, um des Vaters Rauchgerät zu holen. Sie stellte den Tabakskasten auf den Tisch, überreichte knixend die Pfeife und bat dann mit müder Stimme um Erlaubnis, noch ein wenig in den Garten zu laufen. Der Kopf thäte ihr so furchtbar weh.

Der Vater brummte etwas in den Bart. Der Garten war sicher, denn auf der einen Seite stieß er an den Hof des Hauses, auf den drei anderen umzog ihn eine genügend hohe, mit Stacheldraht gekrönte Mauer. Er nickte also mit dem Kopfe.

Die Mutter gab die Erlaubnis gern. „Geh nur, geh, mein Kindchen. Das erfrischt dich. Dann schläfst du besser.“ Sie legte dem Töchterchen noch ihr eigenes warmes Tuch um die Schultern zum Schutz gegen die Abendkühle.

Röschen schlüpfte eilig aus dem Zimmer und sprang flink die dunkle Treppe hinab. Durch Hof und Garten lief sie schnurgerade auf die Ecke los, mit der der Nägeleinsche Garten an den Hof eines alten, jetzt unbewohnt stehenden Klosters grenzte. Diese Ecke füllte ein mächtiger Flieder-

busch aus, in dessen Zweigen versteckt eine Nachtigall gerade wunderschön schlug und schluchzte.

Fräulein Röschen achtete gar nicht auf das süße Vogellied, dem junge Mädchen sonst mit so viel Wonne lauschen, sondern kroch hastig von der Seite her in den Busch, daß die Zweige knackten und die Blätter rauschten und die gestörte Sängerin erschreckt verstummte.

Das junge Mädchen drang bis zu einer Stelle vor, an der ein Loch in dem festen Steingefüge der Mauer war, gerade groß genug, daß man die Hand durchstecken konnte, wenn man sich nicht scheute, eine Kröte oder ein Schlänglein, die sich in dem feuchten Mauerloch verkrochen haben konnten, zwischen die warmen Finger zu kriegen. Zu diesem Loch bückte sich Röschen herab und fragte leise hinein: „Hans — bist du da?

„Freilich bin ich da!“ antwortete eine gedämpfte Männerstimme von der anderen Seite. „Alle Abend bin ich dagesessen — bis um zwölfe, aber du bist ja nicht gekommen, du böse Rosel, du!“

„Ach, Hans — ich — ich — ich werde wohl überhaupt nicht mehr kommen!“ seufzte das arme Kind kläglich.

„So! Magst mich wohl gar nimmer? Ist dir zu hoffnungslos und zu gefährlich, die G'schicht? Und das sagst mir grad heut, wo ich nur so juchezen möcht', weil mein Bild fertig ist! Wunderschön ist's worden. Rosel — Rosel! Ich sag' dir, ich muß ein'n Preis darauf kriegen, ich muß! Und abkaufen wird mir's g'wiß einer, so ein Engländer oder ein Russ' — und wenn's dann in meiner Tasch'n so fein klingen thut, dann geh' ich zu dein'm Vater und schlag' auf die Taschen und sag': Herr Nägelein, sag' ich, ich bin zwar nur ein Maler, aber einer, dem die Goldfüchs von der Palett' springen — geben S' mir die Rosel. — Aber ja, richtig, du magst mich ja nimmer!“

„Ach, Hans — ich hab' dich ja so lieb — aber — aber — ich bin verlobt!"

„Verlobt?! Ja — um Gott's willen — hast du dich denn nit g'wehrt — hast du denn dein'm Vater nix g'sagt oder der Mutter?!"

Das Mädchen brach in Thränen aus. „Du — du kennst — den Vater nit — Hans! G'schlag'n hätt' er mich — und du hätt'st fort müssen aus Rothenburg, weil er mit allen Wirten g'redt hätt', sie sollen dir keine Wohnung geben — und g'nutzt hätt's doch nix. Und der Mutter wollt' ich's nit erscht sage. Die arme Frau hätt' sich so bitter 'kränkt und mir nit helfen können — sie hat gar keine Macht nit über'n Vater — und dann — und dann kann ich ja gar nit nein sagen — der Doktor Schwenck hat mir ja 's Leben gerettet, wie ich sterben sollt' am Typhus — ich hab' dir's ja erzählt!"

„Der also ist's!" tönte es durch das Mauerloch, und die Stimme klang so sterbenstraurig, daß dem armen Mädchen das Herz aus der Brust springen wollte vor Leid und Weh. „Der Doktor Schwenck. Ja, gegen den kann der arme Hans freilich nit aufkommen. Reich mir noch einmal die Hand durch das Loch, Rosel, und dann — dann ist's aus!"

Rosel streckte laut weinend den schlanken Arm durch die Mauer. Sie fühlte ein paar heiße Lippen auf ihren zuckenden Fingern und auf dem Handrücken einen großen Tropfen. Dann waren die Lippen fort und nur noch der Tropfen da.

Hastig zog sie den Arm zurück und rief schluchzend in die Oeffnung: „Hans! Hans!" Aber die liebe Stimme antwortete nicht mehr.

Peter Winterbart, der diensthabende Nachtwächter von Rothenburg, machte in dieser Nacht allerlei Beobachtungen.

Ein langer Mensch lief wie besessen in der Stadt herum. Bald stand er auf dem Marktplatz und starrte nach dem schlanken Turm hinauf, der sich finster abhob von dem sternbesäeten Nachthimmel, bald war er am Klingenthor zu sehen oder im Galgengäßchen. Dabei redete der Mensch immer mit sich selber und lachte manchmal dazwischen, ganz grauenhaft anzuhören.

Herr Winterbart ging dem sonderbaren Gesellen nach und sah ihn scharf an, als er ihn endlich im Durchgang bei der schwarzen Jakobskirche eingeholt hatte. Da erkannte er das hübsche, blondbärtige Gesicht des Münchener Malers Hans Niederreuther, der im Greifen-Wirtshaus wohnte und den Winter über in Rothenburg geblieben war. Nun war er beruhigt. Die Maler sind ja alle ein bissel verdreht im Kopf, bei so einem hatte das Herumlaufen zu nachtschlafender Zeit weiter nichts zu bedeuten.

Als der Nachtwächter darauf die Herrengasse abschritt, kam aus dem Feuerkesselgäßlein eine Frauensperson gelaufen und nahm die Richtung gegen den Marktplatz. Er sprach sie an, da war's die Hausmagd des Herrn Stadtverordneten Nägelein. Fräulein Röſele war unwohl geworden, und nun lief die Magd nach der Apotheke um stärkende Tropfen und Riechsalz. Herr Peter hielt sich nun über eine Stunde lang in der Herrengasse auf, immer wieder von der Apotheke auf den Marktplatz nach der Ecke des Feuerkesselgäßchens und von der Ecke des Gäßchens nach der Apotheke wandelnd. Er wollte sehen, ob etwa gar ein Arzt geholt würde zu dem kranken Fräulein. Da sich aber nichts ereignete, langweilte er sich und sah zum Zeitvertreib an den Häusern hinauf.

Das war doch komisch. Im Hause des Herrn Doktors Schwenck war das ganze erste Stockwerk hell erleuchtet, die Fenster standen offen und die hohe Gestalt des Herrn Doktors erschien bald an dem einen, bald an dem anderen

Fenster. Es sah fast so aus, als wäre der verehrte Mann auf einmal auch ein Maler geworden. Was brauchte der so spät in der Nacht, wo alle guten Christen auf dem Ohr lagen, nach Geschmack auf dem rechten oder dem linken, sich die liebe Nachtruhe zu versagen und so viel Licht zu verbrennen? —

Herrn Raphael Schwenck ließ das große Fragezeichen nicht schlafen, das er aus dem Nägeleinschen Garten mitgebracht und mit dem Flimmern des brillantenbesetzten Brautgeschenkes hatte verjagen wollen. Röschen war so wunderlich! Sollte das nur die jungfräuliche Scheu gewesen sein, oder …? Aber das war ja Unsinn! Die Eltern wußten ja nichts, und ohne Wissen der Eltern giebt es kein Liebesverhältnis in Rothenburg ob der Tauber. Aber Röschen war so wunderlich. Die Franken sind ein schüchternes, leicht errötendes Geschlecht, Jungfrauen sind scheu in allen Landen, fränkische Jungfrauen sind doppelt scheu und schämig. Sollte es nur das gewesen sein, oder …?

Diesen Gedankenkreis durchlief der aufgeregte Mann immer wieder und rannte immer wieder gegen das große Fragezeichen, bis ihm endlich der helle Tag in die Fenster schien. Nun drehte er die Lampen ab und ging hinüber in sein Arbeitszimmer, vor dessen Fenster die große Linde stand, in der jetzt die Vögel ihr Morgenlied sangen.

Er verriegelte die Thür hinter sich und machte nicht auf, als die alte Brigitta klopfte. Er brauchte kein Frühstück. Ein paar Stunden später, so um neun Uhr, pochte sie wieder.

„Was giebt's?"

„Ein fremder Herr ist da — will den Herrn [illegible] sprechen."

„Hole ihn — er soll heraufkommen!"

Ein Weilchen später kam ein [illegible] junger Mensch herein, der sich [illegible]

vorstellte: „Hans Niederreuther, akademischer Maler aus München."

„Sehr angenehm," sagte der Doktor, schon bedeutend milder gestimmt. Er war ein Kunstfreund, und das Aeußere des jungen Mannes war ihm überdies merkwürdig sympathisch. Ein bedeutender Kopf, ein rechter Künstlerkopf — und einen so schwermütigen Ausdruck um Mund und Augen. Der Arme litt offenbar. Vielleicht konnte er ihm helfen.

Als man Platz genommen hatte, sagte der Besuch ganz unvermittelt. „Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Doktor, eine Bitte, die — die Ihnen vielleicht närrisch vorkommen dürfte. — Kommen Sie mit mir in mein Atelier und sehen Sie sich meine Sachen an."

Er bat so dringend, daß der Doktor nicht wußte, was er davon denken solle; das drückte sich in seinem leicht beweglichen Gesicht äußerst verständlich aus.

„Die Sache ist so," redete Niederreuther hastig weiter. „Es giebt ein Gefühl, das — na, Lampenfieber! Ueber den Schauspieler kommt dieses plötzliche Mißtrauen gegen die eigene Leistungsfähigkeit, wenn er in einer neuen Rolle auf die Bühne hinaus soll, wir Maler kriegen es merkwürdigerweise meist, wenn ein Bild fertig ist. Da schaut es auf einmal so trostlos daher. Schwunglos in der Zeichnung, jämmerlich grau in der Farbe. Eben jetzt geht's mir so. Ich habe da ein Bild fertig gemacht, den Meistertrunk des Georg Nusch, wissen Sie, einen großen Schinken. Es soll mir den Preis für historische Gemälde eintragen. Solange ich daran malte, setzte ich alle Hoffnung darauf; jetzt, wo's fertig ist — pfui Teufel! — In so einer Lage fragt man jemanden, nicht wahr? Ja, aber wen hier in Rothenburg? Die anderen Maler, die mit mir im Markgrafenbräu zusammenkommen? Prost die Mahlzeit! Da hat jeder seine separate Personalkunst

im Kopf und hält alles für Quark, was anders aussieht als die. Sie würden mich in Grund und Boden hinein nörgeln, die Herren Kollegen. Es müßte ein Kunstkenner sein, der nicht selber klext, und einen solchen giebt's in der ganzen Stadt nicht — außer Ihnen, Herr Doktor!"

Schwenck hatte mit steigendem Interesse zugehört. Als der junge Mensch nun schwieg und ihn bittend ansah, stand er auf und reichte ihm die Hand.

„Zum Versuchskaninchen wollen Sie mich also haben, Herr Niederreuther?" fragte er scherzend. „Ich stehe zu Diensten, gern. Heute kommt mir die Sache sogar gelegen. Sie müssen nämlich wissen, ich habe heute auch eine Art Lampenfieber im Leib, so ein großes Fragezeichen, wissen Sie. Und für mich war's immer das beste Mittel, den Sorgen um meine eigenen Angelegenheiten zu entrinnen, wenn ich mich mit den Angelegenheiten anderer beschäftigte. Gehen wir also in Ihr Atelier."

In seinen Augen leuchtete, in seiner Stimme klang so viel warmherzige Güte, daß der blonde Hünenjüngling mit hochrotem Gesicht und niedergeschlagenen Augen vor ihm stand und eine Miene machte, als wolle er mit irgend etwas herausplatzen. Auf einmal wurde er wieder blaß, der unentschlossene Ausdruck machte dem einer finsteren Entschlossenheit Platz.

„Gehen wir," sagte er mit einer so rauhen Stimme, daß der Arzt sich versucht fühlte, ihm ein Rezept gegen Rachenkatarrh aufzuschreiben. Er verschob das aber auf später. Jetzt wollte er erst die Bilder ansehen.

Der wortkarge, finster blickende Maler führte ihn durch Gassen und Gäßchen in das alte Klostergebäude, in welchem der kunstfreundliche Magistrat der Stadt Rothenburg ob der Tauber eine Reihe nach Norden liegender ehemaliger Mönchszellen zu Ateliers umgewandelt hat, welche

den die Stadt besuchenden Künstlern unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden.

Eines dieser Ateliers schloß Niederreuther auf und bat seinen Gast, einzutreten.

Raphael Schwenck hatte seine helle Freude an den Bildern, die in dem kleinen Raume an allen Wänden hingen und lehnten. Da gab es Genrebilder — hübsch, sehr hübsch! Voll sonnigen Humors und virtuos gemalt: Landschaften aus dem Tauberthal, Architekturen aus der alten Stadt — geradezu großartig. Die Palme von allem war aber doch der „große Schinken", das geschichtliche Preisgemälde, den Rothenburger Meistertrunk darstellend, das auf der großen Staffelei mitten im Zimmer stand. Der Herr Doktor stieß immer neue Rufe der Bewunderung aus, je nachdem, ob er die hagere Gestalt Tillys betrachtete mit dem herrischen Spöttergesicht, oder die rundliche Figur und das von ehernem Mute zeugende, von wackerer Becherkunde sanft angerötete Antlitz des trinkfesten Ratsherren Georg Nusch, oder die durcheinander wogenden Gestalten der zuschauenden Menge, verwegene Lanzenknechte hüben und drüben angstschlotternde Städter, manches verzweifelte Weiblein unter ihnen, das seine Kinder ängstlich an sich drückte, oder die reizende Architektur des den Hintergrund bildenden Rathauses.

„Herr Niederreuther," sagte der Doktor endlich, nachdem er das alles immer wieder betrachtet hatte, „wissen Sie, was Sie sind? Ein großer Künstler! Das heißt, einstweilen steckt der große Künstler noch teilweise in Ihnen, aber wenn er erst ganz heraus ist, können Sie sich getrost den Besten an die Seite stellen."

„So?" fragte der junge Mann in einem seltsamen Tone. „Na, wenn Ihnen meine Sachen so gefallen, will ich Ihnen halt noch was zeigen."

Mit einem Ruck hob er ein ziemlich großes Bild, das

mit dem Gesicht gegen die Wand in einer Ecke gelehnt hatte, auf die kleinere Staffelei, die leer neben der großen stand. „Da schauen S' her!"

Schwenck sah neugierig hin.

Ein sehr schönes Bild. Es stellte ein Stück alte Stadtmauer dar, über deren zerbröckelnden Rand ein mächtiger Rosenbusch emporwuchs und blühende Zweige über die Mauer herabhängen ließ, dem Beschauer entgegen. Das Bild blühte und duftete förmlich von Rosen, Rosen, Rosen überall. Und mitten in dem Strauche lugte ein Mädchengesicht schelmisch lächelnd über die Mauer, hold und frisch, als wäre es eben erst an dem Rosenstrauche aufgeblüht, selbst eine Rose.

Krauses Braungelock über klar-weißer Stirn, die von schön gezeichneten Brauen abgeschlossen wurde, blaue, lachende Augen, ein keckes Näschen, rotleuchtend der Mund darunter, der halb geteilt die festen, weißen Zähnchen sehen ließ.

„Herr," fuhr der Doktor auf, „hat Ihnen meine Br—, Fräulein Nägelein wollt' ich sagen, Modell gesessen?"

Das nicht," sagte der Maler mit zitternder Stimme und sah hartnäckig auf das Bild, statt dem Doktor ins Gesicht, „das nicht; ich hab' sie aus dem Gedächtnis gemalt. Im Winter, auf dem Kasinokränzchen, haben wir uns kennen und — lieben gelernt ... so innig lieben! — Das ist jetzt vorbei! Sie ist mit einem anderen verlobt, und ich kann ein Messer nehmen und die Leinwand da zerschneiden."

Der Doktor war sehr bleich geworden und seine Hände zitterten. Aber aus seinem Auge blickte klare Entschlossenheit.

„Schneiden Sie noch nicht, junger Mann!" sagte er rauh. „Verlobt ist noch lange nicht verheiratet, und Sie können gar nicht wissen, ob der Verlobte des Fräuleins

ein solcher ehrloser Kerl ist, der ein Mädchen zur Frau nimmt, von dem er weiß, daß es einen anderen lieb hat. — Ihre Bilder sind sehr schön, auch dieses hier, aber ich muß jetzt gehen."

Er wandte sich mit kurzem Gruße um und wollte aus der Thür gehen. Da fühlte er sich am Arme festgehalten. Sich umwendend blickte er in das betrübte, bittende Gesicht des Malers.

„Herr Doktor — sind Sie mir sehr böse?" fragte der junge Mensch schüchtern.

Schwenck mußte lachen, so weh ihm ums Herz war.

„Sie Kindskopf, Sie! Angenehm ist so etwas ja nicht, aber warum soll ich auf Sie böse sein? Sie haben mir ja nur das bittere Tränklein eingeflößt, das mir meine eigene Thorheit gebraut hat, und ich muß gestehen, Sie haben es schonungsvoll genug angefangen. Na — wenigstens bin ich das Fragezeichen los! Und damit Sie sehen, daß ich Ihnen ganz und gar nicht böse bin: ich gehe jetzt direkt zu Herrn Nägelein und cediere mein Bräutchen Ihnen, dem es von Rechts wegen zugehört."

Mit dieser Rede hatte sich der unvorsichtige Mann in eine Lebensgefahr begeben, gegen die alle Seestürme und Tigerjagden seiner früheren Weltreisen das reine Kinderspiel waren. Der ungestüme, mit Herkuleskräften begnadete Altbayer erdrückte ihn fast in seiner bärenhaften Umarmung.

„Herr," ächzte Schwenck, mäßigen Sie Ihre Freude — sonst — au! — gehen meine Knochen entzwei! Herrgott, so lassen Sie doch los!"

Der Maler ließ los und sah dem keuchenden Doktor mit leuchtenden Augen ins Gesicht. „Herr," sagte er, „sei'n S' nit bös, wenn ich Ihnen ein bissel 'druckt hab', aber ich hab' nicht anders können, bei Gott! Ich hab' mein Rosel doch wirklich lieb, sakrisch gern, wie

man sagt bei uns z' Haus, aber jetzt reut mich's beinah, daß ich nit 's Maul g'halten hab' und still fortgangen bin. Leicht hätt' das Mädel mich vergessen — sie ist ja noch so jung! — und dann hätt' sie's ja bei Ihnen g'habt wie im Himmel. So eine Seel von Menschen, wie Sie sind! Hab' mir immer was einbildt auf meine Gutheit, aber gegen Ihnen bin ich ja der reine kohlschwarze Teufel! Ich hätt' so was nie nit z'sammbracht!"

„Seien Sie nur ruhig," sagte der Doktor elegisch, „der kohlschwarze Teufel ist dem Röschen viel lieber, als meine ganze Engelhaftigkeit, das habe ich gestern gesehen. Und jetzt geh' ich, adieu!"

„Was adieu?" rief der Maler. „Ich geh' mit!"

„Keine Idee!" wehrte Schwenck den Stürmischen ab. „Sie könnten mir das ganze Konzept verderben. Wenn alles gut abgelaufen ist, lasse ich Sie schon rufen. So lange gedulden Sie sich eben."

Fort war er; Hans Niederreuther sah einen Augenblick ganz verdutzt die Thür an, die hinter dem Enteilenden ins Schloß gefallen war, dann lachte er hell auf von Glückseligkeit und begann, um seiner Freude und seiner Aufregung Luft zu machen, einen ganz seltsamen Schuhplattler zu tanzen, ohne Tänzerin und ohne Musikanten. Die Dielen zitterten unter dem jubelnden Stampfen seiner Füße, und der sarkastische Tilly auf dem Preisbilde sah seinem Schöpfer, der so wahnsinnig vor ihm herumsprang und sich mit den Händen auf Schenkel und Waden und Schuhsohlen klatschte, spöttisch lächelnd zu.

Schwenck hatte indessen einen schweren Strauß auszufechten. Der Stadtverordnete, zu dem er sich schnurstracks begeben hatte, war nach den ersten Worten, die er ihm gesagt hatte, von seinem Stuhle emporgeschnellt und hatte,

die Fäuste ballend und sein Gegenüber giftig anstarrend, geschrieen: „So! Jetzt wollen Sie zurücktreten? Jetzt, wo das Gerücht von der Geschichte schon in ganz Rothenburg laut geworden ist? Und warum denn, wenn ich bitten darf?"

Schwenck horchte auf. Man redete schon von der Sache? Das paßte ja prächtig in seinen Kram! Ruhig und würdevoll antwortete er: „Das Warum sollen Sie gleich erfahren, Herr Stadtverordneter, das heißt, wenn Sie sich entschließen können, Ihren Stuhl wieder einzunehmen und das Gespräch in weniger belferndem Tone weiterzuführen. Sonst würde ich den Grund vorschützen, daß ich einen Mann von so schlechten Manieren nicht zum Schwiegervater haben will."

Herr Nägelein fügte sich knurrend, und Schwenck erzählte ihm nun in kurzen Worten, daß Röschen offenbar den Maler Hans Niederreuther liebe, und auf welche Weise er, der Doktor, hinter die Sache gekommen sei. Bei solcher Sachlage müsse er natürlich zurücktreten und dem Vater anraten, das Mädchen dem besagten Herrn Niederreuther zu geben.

Da fuhr Herr Nägelein, der vorher schon in allerlei Zeichen seine Ungeduld zu erkennen gegeben hatte, zornig auf: „Einem Maler? So einem Ritter Habenichts und Binnichts? Niemals! Lieber soll sie mir als alte Jungfer auf dem Halse bleiben nach der entzwei gegangenen Verlobung. Ist selber schuld! Wäre die Kröte nur nicht krank, ich ginge sofort zu ihr hinüber und gäbe ihr die verdienten Backpfeifen dafür, daß sie hinter ihres Vaters Rücken so eine nichtsnutzige Liebschaft..."

„Das arme Kind ist krank?" fiel ihm der Arzt ins Wort.

„Heute nacht hat sie auf einmal Nerven gekriegt, Ohnmacht und was weiß ich! Um zwei Uhr morgens haben wir in die Apotheke schicken müssen."

„Ich will dann gleich nach ihr sehen," sagte Schwenck. „Um aber auf den Maler zurückzukommen: ein Herr Binnichts ist der nicht. Er ist ein großer Künstler. Ich habe seine Bilder gesehen."

„Kann er herunterbeißen von seiner Kunst?" fragte Herr Nägelein höhnisch.

„O ja!" antwortete Schwenck ruhig. „Er hat da ein Historienbild gemalt, den Meistertrunk des Nusch — das kauf' ich ihm heute noch um zehntausend Mark ab und stifte es in den Sitzungssaal des Rathauses, und ich weiß, was ich thue. In fünf Jahren ist Hans Niederreuther ein berühmter Maler und das Bild das Dreifache wert."

„Sie können Ihr Geld hinauswerfen, wenn's Ihnen Spaß macht," knurrte der Stadtverordnete grimmig, „aber ich kauf' keine Katze im Sack und nehme mir keinen Schwiegersohn, der nichts hat als eine Zukunft, ich nicht!"

„Das können Sie natürlich halten wie Sie wollen," antwortete Schwenck kühl. „Aber Sie müssen eines bedenken. Sie sagten: man spricht in Rothenburg von der Sache. Was kann man reden? Daß wir gestern Arm in Arm gegangen sind, und daß ich ein Armband gekauft habe. Wenn Sie jetzt ja sagen und bei Ihrem silbernen Hochzeitsfest die Verlobung des jungen Paares bekannt geben, so glauben die Leute eben, ich hatte damals den Brautwerber des Münchener Malers gemacht, und die bösen Mäuler sind gestopft. Im anderen Falle möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken! Was die Leute alles reden werden. — Sie haben genug Neider und Feinde!"

Herr Leonhard Nägelein kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. „Sie glauben wirklich, daß der — der Niederreuther was werden wird?" fragte er endlich zweifelnd.

„Gewiß!"

„Etwa gar Professor an der Akademie in München?"

„Höchst wahrscheinlich auch das," meinte Schwenck.

„Na — dann in des T... in Gottes Namen! Weil ich schon so in der Sackgasse sitze, daß ich nicht anders kann."

„An diesem Entschluß erkenne ich den verständigen Mann wieder," sagte der Doktor sich erhebend, „für den ich Sie immer gehalten habe. Jetzt kann ich die ärztliche Visite bei Ihrer Tochter auch bleiben lassen ... ich sende ihr lieber den richtigen Arzt."

Er eilte aus der Stube und die Treppen hinab. Als er auf die Straße trat, sah er schon den an der Ecke lauernden Maler. Er winkte ihn mit beiden Händen heran.

„Gehen Sie hinauf," sagte er ihm, als der junge Mann in großen Sätzen herangeeilt war, „gehen Sie hinauf, stellen Sie sich Ihren Schwiegereltern vor und warten Sie dann hübsch artig, bis Ihr Bräutchen, das ein wenig unwohl ist von dem gestrigen Schrecken, Toilette gemacht hat, um Ihnen an den Hals zu fliegen."

Der Maler schrie laut: „Hurra!" zerquetschte beinahe die Rechte des Doktors in seinen Fäusten und verschwand dann in dem Nägeleinschen Hause, dessen Thüre Schwenck offen gelassen hatte.

Der aber ging, wehmütig vor sich hin lächelnd, seiner Wege und überlegte das wunderliche Schicksal, das ihm in den letzten vierundzwanzig Stunden widerfahren war. Als er an den Vogel im Lindenbaum zurückdachte, der ihn ans Fenster gelockt hatte, aus dem er dann das Mädchen an dem fernen Schöpfbrunnen belauschte, klang auf einmal der Vers durch seinen Sinn:

„... Wenn zwei sich lieben mit Gottesflammen
Geschieht ein Wunder und führt sie zusammen."

Er blieb stehen und lachte seltsam auf.

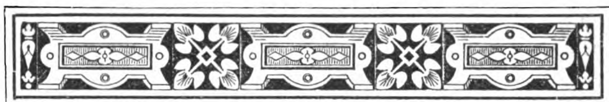
„Das also war's!" sagte er sich. „Raphael Schwenck, du warst das Werkzeug in der Hand des Schicksals, das

die beiden mit Gottesflammen Liebenden zusammenbringen mußte. Der arme liebe Gott hat es heutzutage schwer mit dem Wunderthun. Die Menschen sind ungläubig geworden. Aber er weiß sich zu helfen. Statt der redenden Steine und Weisheit predigenden Raben verwendet er ein piependes Grasmücklein und die Verliebtheit eines grauhaarigen Thoren, und es wird auch ein Wunder und erfüllt seinen Zweck."

Er ging nachdenklich nach Hause; das Armband, das er auf seinem Tische liegen hatte, sandte er als Brautgeschenk durch die alte Babette an Schön-Röschen. Er selber holte seinen Kant aus dem Bücherschrank und setzte sich mit ihm an das Fenster, vor dem die breitästige Linde rauschte im Frühlingswind.

Heute sah er die Idealität des Raumes und der Zeit schon besser ein....





Ein Kinderrettungswerk.

Beitrag zu den humanen Bestrebungen der Gegenwart.

Von **Robert Neumann.**

Mit 14 Illustrationen.

Bei der letztjährigen Gewerbeausstellung zu Berlin erregte ein kleiner Pavillon allgemeine Aufmerksamkeit, der die französische Inschrift „œuvre maternelle — mütterliches Werk“ trug. In zwei Monaten besichtigten diesen Pavillon über hunderttausend Menschen. Dieser seltsame Ausstellungsgegenstand war eine Kinderrettungsanstalt, jedoch nicht eine solche im moralischen Sinn, welche verwahrloste Kinder aus dem Schlamm der Verkommenheit hervorzuheben trachtet, sondern eine Rettungsanstalt für solche zu früh geborenen Kinder, die fast einem sicheren Tode bestimmt zu sein scheinen. Dieser Pavillon zeigte nämlich, wie kleine Kinder, die zu früh auf die Welt gekommen und daher unvollkommen ausgebildet und viel zu schwach sind, dennoch unter Aufwand von großer Sorgfalt, Mühe und Kosten dem Leben erhalten werden können.

Und zwar bewies dieser Pavillon dies nicht etwa nur wissenschaftlich-theoretisch, sondern er konnte auf praktische Erfolge hinweisen, auf Hunderte sonst einem sicheren Tode

geweihten Kinder, welche diese Anstalt gerettet hatte. Der Erfinder und Begründer dieser seltsamen Anstalt ist ein französischer Arzt, Doktor Alexander Lion. Er ist in Nizza geboren, und dort entstand auch seine erste Säuglingsrettungsanstalt im Jahre 1891. Dieses Institut machte ein solches Aufsehen, daß bald darauf in Paris ein gleiches entstand, und zwar am Boulevard Poissonnière.



Bellingard in Lyon phot.

Dr. Alexander Lion.

Die Hauptursache, weshalb zu früh geborene Kinder fast stets zu Grunde gehen, liegt in der geringen Widerstandsfähigkeit der schwachen Wesen gegen kühle Luft und Temperaturschwankungen, und auf diese Erfahrung hin baute der französische Arzt sein System der Rettung. Er sagte sich, daß, wenn solche Kinder dauernd in einer höheren Temperatur, als jener ihrer Umgebung, erhalten werden könnten und nicht dem Wechsel von Kalt und Warm ausgesetzt würden, die Hauptbedingung gegeben wäre, um sie durchzubringen. Geleitet von dieser Anschauung, ersann Doktor Lion zuerst ein Warmhäuschen — Inkubator ist der medizinische Name — bestehend aus Metallplatten und Glasscheiben, das sozusagen das Wohn- und Schlafzimmer eines dieser schwachen Wesen bildet. Den ganzen unteren

Raum dieser kleinen Stube nimmt das Bett ein. Dasselbe ist hergestellt aus einem elastischen Geflecht von Draht, auf welchem eine weiche Matratze und die Bett-



G. Newnes in London phot.

Die Säuglingsrettungsanstalt auf dem Boulevard Poissonnière, Paris.

stücke liegen. Das kleine Kind braucht, wenn es in großem Schwächezustand ankommt, eine dauernde Temperatur von 37 Grad Celsius Wärme für die äußere Umgebung, während seine Körperwärme etwas höher sein muß. Je älter und kräftiger der kleine Insasse des Häuschens wird, um

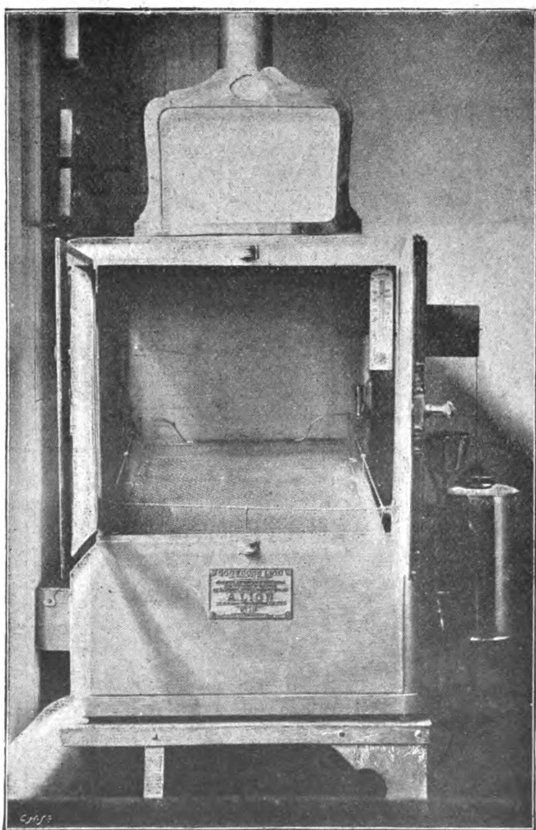


G. Newnes in London phot.

Inkubator (Warmhäuschen) mit Kind.

so mehr setzt man die Temperatur in seinem Stübchen herab, bis auf 24 Grad schließlich. Um diese Wärmeverhältnisse in dem Häuschen zu erreichen und sie nach

den Umständen festzuhalten, sind unter dem Drahtgeflecht des Bettchens gewundene Metallröhren angebracht, durch



G. Newnes in London phot.

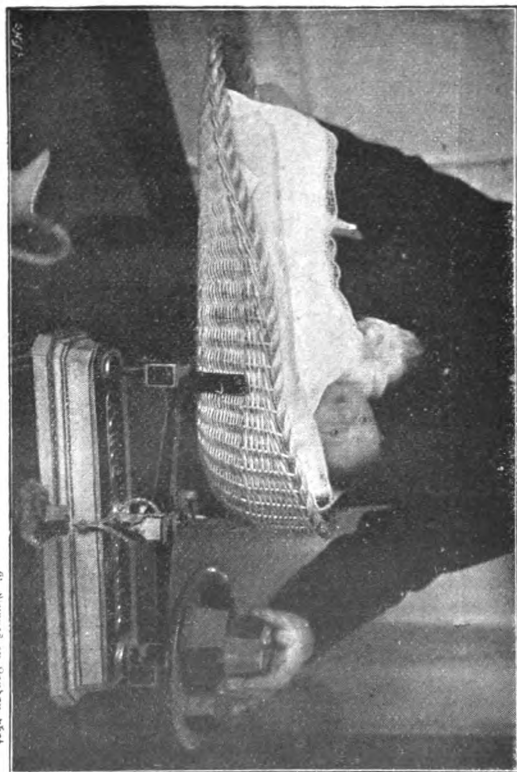
Das Innere des Warmhäuschens.

welche beständig heißes Wasser läuft. Geheizt wird dieser Wärmeapparat durch eine unterhalb des Kästchens brennende Flamme, und man kann nach Belieben Spiritus,



Blick in die Anstalt zu Paris.

Gas, Elektrizität oder Kohlen hierbei verwenden. Der Umlauf des heißen Wassers reguliert sich selbst, und ein Thermometer in jedem Häuschen innerhalb des großen



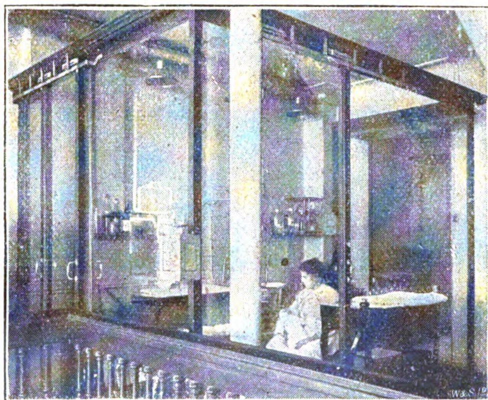
G. Newnes in London phot.

Das Wiegen der Pfleglinge.

Glasfensters, das zugleich Thür ist, zeigt den Wärmegrad an.

Eine sehr wichtige Sache in diesem kleinen Raum ist aber auch die Erneuerung der Luft, denn das Zimmerchen des Säuglings muß stets frische Luft haben, und die ver-

brauchte muß ohne Zug zu verursachen entweichen können. Zu diesem Zweck ist eine Ventilation angebracht. Die von unten einströmende erwärmte und oben wieder abziehende Luft setzt hierbei ein Rädchen in Bewegung, das durch die Art seiner Drehung den Stärkegrad der Luftströmung anzeigt. Außerhalb der rechten Wand jedes Häuschens nimmt man eine Maschinerie wahr, die dazu dient, die Wärmeverhältnisse und die Luftzufuhr zu regeln



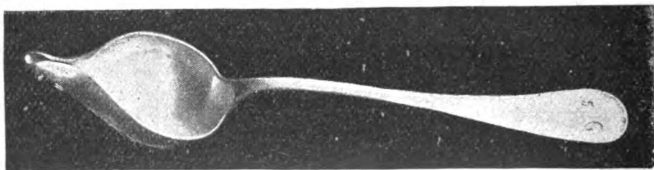
G. Newnes in London phot.

Der „Speisesaal".

und etwaige Ungehörigkeiten hierin zu beseitigen. Bei dem geöffneten Häuschen, aus dem, der Reinigung und Lüftung wegen, das Bettzeug genommen und nur das mit Leinwand überzogene Drahtgeflecht geblieben ist, erblicken wir diese äußere Maschinerie rechts.

Tritt man in die Pariser Anstalt des Doktor Lion, so bietet sich ein seltener Anblick dar. Auf einer Art Galerie stehen in einer Reihe zwölf derartige Warmhäuschen; oberhalb eines jeden ist eine Tafel befestigt, die in einer Art graphischen Darstellung über den Bewohner des

Kästchens sozusagen Buch führt. Dieses Kartonblatt enthält den Namen, den Tag und die Stunde der Geburt und der Aufnahme des Pfleglings; ferner sein anfängliches Gewicht, dessen Zunahme im Laufe der Zeit, die täglichen Temperaturgrade in dem kleinen Raum, die je nach dem Befinden erhöht und erniedrigt werden; endlich die Angabe der Eigenwärme des Pfleglings, welche täglich genau gemessen wird. Die in kleine Vierecke eingeteilte Tafel zeigt höchst übersichtlich das Wachsen und Gedeihen des Pfleglings oder im ungünstigen Fall die Hemmungen und Schwankungen im Befinden. Jeden Morgen werden die



Löffel für Milcheinflößung durch die Nase.

Pfleglinge dieser Anstalten auch gewogen. Wiegt nämlich ein Kind weniger als 2½ Pfund bei seiner Ankunft und ist seine Körpertemperatur niedriger als 34 Grad des hundertteiligen Thermometers, so ist sehr wenig Aussicht auf Erhaltung des Lebens vorhanden. Das normale Gewicht eines neugeborenen Kindes soll 6 bis 7 Pfund sein und dessen Eigenwärme etwa 37 Grad des hundertteiligen Thermometers betragen. Daher ist die Zunahme des Gewichtes und der Körperwärme des kleinen Insassen des Häuschens das Hauptkennzeichen für seine Fortschritte auf dem Wege des Lebens, und die sorgfältige Kontrolle nach dieser Richtung wird von den Aerzten in den Anstalten des Doktor Lion sehr eifrig geübt. Neben der Erhaltung der gleichmäßig warmen Temperatur, die den Pflegling

des Häuschens umgeben muß, spielt jedoch bei diesen schwachen Kindern naturgemäß auch die Ernährung eine große Rolle. Diese geschieht durch Ammen. Auf je drei Häuschen kommt eine Amme, welche auch die sonstige Pflege der drei ihr anvertrauten Kästchenbewohner zu be-



Fütterung des Kindes mit dem Löffel.

sorgen hat. Etwas anderes als Muttermilch bekommen die Kinder nie. Alle zwei Stunden erhalten die Kleinen zu trinken. Die Ammen achten auf jeden Laut, der aus dem Häuschen dringt; ertönt ein Schrei von dort, so eilen sie herbei und nehmen ihren Pflegling heraus. Das geschieht aber nicht so ohne weiteres. Doktor Lion hat als ein unerläßliches Hilfsmittel bei der Behandlung dieser Kleinen das wollene oder seidene Häubchen erklärt, welches die Pfleglinge stets auf dem Kopfe tragen müssen, damit

das Zentralorgan des Nervenapparates gleichmäßig warm erhalten wird. Nimmt nun die Amme eines ihrer Kleinen aus dem Häuschen, so zieht sie ihm die Kappe tief über das Gesicht und trägt das Kind in den „Speisesaal“. So wird diese Abteilung in den Anstalten scherzweise genannt. Der „Speisesaal“ ist ein ganz aus großen Spiegelglasplatten und Eisenpfeilern hergestellter Raum, in welchem stets eine Temperatur von wenigstens 25 Grad Celsius herrschen muß.

Darin steht ein Wickeltisch, mehrere niedere Sessel und Hilfstischchen mit Körben voll Windeln, Binden u. s. w.; ferner befinden sich hier Waschschüsseln, Schwämmchen, Puderbüchsen, Puderquasten und ähnliche Gerätschaften der Kinderstube. In diesem Raum werden mit erstaunlicher Geschwindigkeit die Kleinen aus ihren Umhüllungen genommen, in frische Wäsche gethan und zu jener Vollkommenheit in dem Reinlichkeitszustande gebracht, der für das Gedeihen kleiner Kinder durchaus nötig ist. Durch die große Uebung der Ammen nimmt diese Prozedur selten mehr als zwei bis drei Minuten in Anspruch. Ist das geschehen, nimmt das Kleine sein Mahl ein. Oft sind die Pfleglinge so schwach, daß sie nicht saugen können, für diesen Fall hat Doktor Lion einen Löffel erfunden, in welchem den Säuglingen die Milch durch die Nase zugeführt wird. Er ist von Silber und hat einen kleinen sanft abgeschliffenen Schnabel. Nachdem der Löffel mit Milch gefüllt worden, wird seine rundliche Verlängerung dem armen Schwächling in die Nase geschoben, und der Pflegling zieht, da der Mund geschlossen ist, statt der Luft die Milch ein, welche auf diesem ungewöhnlichen Wege tropfenweise in den Mund gelangt und geschluckt wird. Manchmal bedient man sich auch für diese Schwächsten der Schwachen zu dem Zwecke kleiner Röhrchen zur Uebertragung der Nahrung von der Amme zum Kinde. So-



Régis in Nizza phot.

Gruppe geretteter Kinder mit ihren Müttern.

fort nach dem Trinken kommen die Kleinen in ihr Häuschen zurück, wo sie ihre Zeit fast stets mit Schlafen zubringen. Wenn sie schreien, haben sie entweder Hunger oder müssen ausgewickelt werden. Diese Operation darf stets nur in dem Glashause, dem „Speisesaal“, vorgenommen werden. Da die Temperatur des Außenraums naturgemäß fast immer kühler ist, als die im Häuschen, so muß bei dem Ueberbringen der Kinder in den erwähnten Glassalon die größte Vorsicht und Sorgfalt angewendet werden, denn die leichteste Erkältung der zarten Pfleglinge ist stets lebensgefährlich. Die Anstalt hat schwarze und weiße Ammen, aber keine darf länger als sechs Monate dort bleiben. Die Abgehenden werden durch neue, sorgfältig von Doktor Lion vorbereitete und eingeschulte ersetzt. Jede Amme erhält zwei Franken Lohn täglich und freie Kost, Wohnung und Kleidung. Der Dienst ist jedoch durchaus nicht



G. Newnes in London phot.

Die kleine Julie.

leicht und erfordert große Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit. Schon die hohe Temperatur in dem Eßraum bedingt längere Gewöhnung und große Vorsicht gegen Erkältungen. Der Photograph unserer Bilder zum Beispiel, der nur wenige Minuten in dem „Speisesaal“ zubrachte, kam atemlos, die Stirn mit Schweißtropfen bedeckt, heraus, und konnte erst nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen die kurzdauernde Arbeit der Aufnahme der Kleinen vollenden.



Henry in Bordeaux phot.

Ein Negermädchen aus der Anstalt von Bordeaux.

Die Erfolge des Doktor Lion mit seinem Warmhaussystem sind bedeutend. Er nahm in den ersten drei Jahren des Bestehens seiner Anstalt in Nizza 187 Kinder auf, die unter gewöhnlichen Umständen zweifellos hätten sterben müssen. Von diesen rettete er 132; durchschnittlich hat Doktor Lion in seinen verschiedenen Anstalten die Zahl der Geretteten auf 72 Prozent feststellen können. Die geretteten Kinder sind meist später blühend und gesund und unterscheiden sich im Aeußeren nicht im geringsten von normalen Kindern. Als „Preiskind“ zeigte Doktor Lion in Nizza mit Vorliebe ein jetzt 4½ Jahr altes Mädchen, die kleine hübsche Julie, die als hoffnungslos

in die Anstalt kam. Sie wog nur wenig über 2 Pfund und die Körperwärme war etwas unter 34 Grad. Der Pflegling blieb in dem Institute vom 1. Juli bis Mitte September, hatte in dieser Zeit sein Gewicht bis zu 3 Kilo 260 Gramm gebracht und verließ die Anstalt als lebenskräftiges Wesen. — Nicht minder kräftig, wenigstens dem Aussehen nach, ist ein kleines Negermädchen, das aus der Rettungsanstalt zu Bordeaux hervorgegangen ist. Mädchen sind überhaupt leichter zu erhalten als Knaben.



Guarnero in Nizza phot.

Geretteter Knabe aus Nizza.

Die Anstalt in Nizza wird durch freiwillige Beiträge wohlhabender, dort ansässiger Damen erhalten. Das Institut auf dem Boulevard Poissonnière in Paris erhebt von jedem Besucher ein Eintrittsgeld von einem halben Franken und nimmt auf diese Weise etwa dreitausend Franken jährlich ein; dafür ist aber auch für arme Kinder die Aufnahme unentgeltlich, und die Anstalt behandelt und verpflegt sie völlig kostenlos. Reiche Eltern zahlen nach Gutdünken, wenigstens jedoch 60 Franken monatlich. Verschiedene Privatkrankenhäuser und die großen Hospitäler in Paris haben jetzt die Erfindung des Doktor Lion bei

sich eingeführt und behandeln derartige schwache kleine Weltbürger nach seinem System. Er hat auch jetzt die Einrichtung getroffen, daß seine Wärmehäuschen in Privatwohnungen aufgestellt werden können. Dafür ist der Betrag von mindestens 60 Franken monatlich zu zahlen. Doktor Lion pflegt in diesem Falle auch die Ammen zu stellen und auf Wunsch die Beaufsichtigung und Behandlung der Kleinen zu übernehmen. Wir geben noch einige Bilder von geretteten Kindern, die gleichfalls als Muster- und Reklamestücke aufgenommen worden sind. Die Erfindung des Doktor Lion hat denn auch schon in anderen Großstädten Aufnahme gefunden. Sie zeigt jedenfalls, wie viel menschliche Wissenschaft, Kunst und Sorgfalt vermag, um den Tod selbst von denen abzuwehren, die eigentlich von vornherein bereits seine sichere Beute waren.



Monnet & Damoiseau in Lyon phot.

Gerettetes Mädchen aus Lyon.

In einem so kinderarmen Lande wie Frankreich dürfte der Wert einer solchen Erfindung immerhin nicht gering anzuschlagen sein, die infolgedessen auch viel Aufsehen erregt und große Beachtung gefunden hat.





Die Berliner Polizei bei der Arbeit.

Von Th. Gandert.

(Nachdruck verboten.)

VI. Ein eisgrauer Mörder.

In einem Dorfe in der Nähe Genthins war vor mehreren Jahren ein Pfarrer ermordet worden, und bei dem ungeheuren Aufsehen, welches der Fall machte, wurde seitens der Provinzialbehörde das Berliner Polizeipräsidium ersucht, die Sache in die Hand zu nehmen, um so mehr, als man vor einem scheinbar unlösbaren Rätsel stand. Die Fenster in dem zu ebener Erde gelegenen Mordzimmer waren nämlich von innen zugemacht und die Thür zum Schlafzimmer nicht nur fest verschlossen gefunden, sondern es steckte auch der Schlüssel inwendig im Schloß der Thür, und der Nachtriegel war vorgeschoben. Wie war der Mörder hinein-, wie war er namentlich wieder herausgekommen?

Die Untersuchung wurde dem jüngst verstorbenen Kriminalpolizeiinspektor Pick anvertraut, und ich demselben auf mein ganz besonderes Ansuchen zugeteilt. Mich interessierte die Angelegenheit insofern doppelt, als mein Großvater einst in demselben Dorfe die Pfarrstelle innegehabt, mein Vater dort geboren und ein jüngerer Bruder

desselben, den ich als Knabe ab und zu in den Ferien besucht hatte, der Vorgänger des jetzt Ermordeten gewesen war. —

Der Pfarrer war ein älterer, alleinstehender, kränklicher, sehr wohlhabender Mann, der von einer Wirtschafterin gepflegt und seit einigen Wochen in den Amtsgeschäften von seinen benachbarten Amtsbrüdern vertreten wurde. Der Mord wurde erst am zweiten Tage entdeckt und zwar durch das laute Brüllen der halb verhungerten Kuh. Als der Gendarm mit dem Schulzen endlich durch die erbrochenen Thüren in das Schlafzimmer eindrang, fand man den alten Herrn mit zertrümmertem Schädel, im Hemd, an der Erde liegen; der Wirtschafterin, welche dicht am Bett gleichfalls an der Erde lag, war der Hals halb durchgeschnitten.

Alle Kasten waren durchwühlt, der altväterische Schreibsekretär erbrochen. Kein Mensch wußte, ob und wie viel Geld der Pfarrer wohl im Hause gehabt hatte; da aber gar kein Geld gefunden wurde, so schien es klar, daß solches geraubt worden war.

Die beiden Leichen waren schon seit vier Tagen begraben, als wir ankamen. Eine Wache hatte dafür gesorgt, daß im Hause alles unangetastet blieb, und etwas abergläubische Furcht oder auch heimliches Grausen hatte wohl die Dorfjugend abgehalten, Hof und Garten zu betreten.

Pick begann seine Forschungen im Hause. Es war auffällig, daß bei Entdeckung des Mordes sämtliche Thüren im Hause verschlossen waren, auch diejenige, welche aus der nach dem Garten zu belegenen Schlafstube nach dem Wohnzimmer führte, und die von diesem nach dem Hausflur sich öffnende. Da der Pfarrer krank gewesen war, und die Wirtschafterin ihn gepflegt hatte, so war es unerklärlich, weshalb diese die Thüren fest verschlossen haben

sollte, da sie doch gewiß häufig Gänge nach der Küche zu machen gehabt haben mußte. Pick nahm daher an, daß die Thüren nachträglich von dem Mörder geschlossen worden seien. Dieser Annahme aber schienen der Nachtriegel und die geschlossenen Fenster des Mordzimmers zu widersprechen.

Ich suchte unterdessen mit unendlicher Mühe und Vorsicht den Hof und den mir ja von meiner Knabenzeit her genau bekannten Garten nach irgend einer Spur ab. Die Nachforschungen dort währten zwei volle Tage.

Der ziemlich große Garten war von einer alten Dornhecke eingefaßt, die schon in vollem Frühlingsschmuck prangte. Diese Hecke hatten wir damals als Jungen stets als ein verbotenes, aber deswegen erst recht beliebtes Kommunikationsmittel bei unseren Spielen als „Räuber und Gendarmen" benutzt. Denn eine solche Hecke, so buschig sie oben ist, läßt sich doch an der Erde leicht durchkriechen, ohne daß später besondere Spuren des Eindringens zu bemerken sind. Durch diese Hecke mußte der Mörder, dies stand sofort bei mir fest, gekrochen sein. Als ich nun, immer die Augen auf die Hecke und den Erdboden gerichtet, an ersterer wohl zum zwanzigstenmal langsam entlang ging, bemerkte ich hinter einer Laube, die fast dicht an jene heranreichte, einen kleinen Fetzen grober blauer Leinwand, der an den Dornen der Hecke hing, und dicht dabei Fußspuren. Letztere führten um die Laube herum und in den Garten hinein.

Das Herz schlug mir fast hörbar gegen die Rippen, als ich nun, dicht über die Fußspuren gebückt, diese ganz genau betrachtete. Denn es waren ganz merkwürdige Fußspuren. Groß, unzweifelhaft von Plattfüßen herrührend, zeigte der Eindruck des linken Fußes, daß der Mensch, der ihn gemacht hatte, mit dem linken Fuße sehr einwärts ging; der rechte Fuß war dagegen nach auswärts

gestellt; der Eindruck des linken Fußes war viel deutlicher, als ob der Mann lahm auf dem rechten Bein sei und daher naturgemäß weniger fest mit diesem auftreten könne. Außerdem lagen die Eindrücke der beiden Füße nach seitwärts wenigstens zwei Fuß auseinander, als ob ihr Besitzer gewöhnt oder gezwungen sei, recht breitbeinig zu gehen!

Ich fühlte bei dem Betrachten der Fußspur plötzlich, wie mich ein ganz merkwürdiges Gefühl beschlich. Wo hatte ich eine solche Fußspur, ein solches Gangwerk schon gesehen? Und während ich noch immer auf der feuchten Erde kniete, trat ein Bild vor mein geistiges Auge, das immer festere, greifbarere Gestalt annahm.

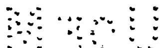
Vor langen Jahren, im Frühjahr 1860, hatte ich als junger Lieutenant eines Tages die Wache auf der Citadelle zu Magdeburg.

Gleich nach der Uebernahme derselben wurde ich von dem Platzmajor in Begleitung des alten Schließers Adam, des sogenannten Spitzbubenvaters, abgeholt, um dienstlich einem eigentümlichen, ziemlich aufregenden Vorgange beizuwohnen. Es galt die Einschmiedung eines Baugefangenen.

Die „Baugefangenen“ existieren heute nicht mehr; die Unglücklichen, welche als Soldaten wegen schwerer militärischer Vergehen oder anderer Verbrechen mit Ausstoßung aus dem Soldatenstande und Baugefangenschaft bestraft wurden, erhalten heute Zuchthaus. Sie wurden damals, begleitet und bewacht von einem Infanteriekommando mit geladenen Gewehren, zu schweren Festungsarbeiten, zum Teil auch zur Reinigung der Straßen verwandt, und es war ein schauerlicher Anblick, wenn man einer solchen Schar, die sich von weitem schon durch das Klirren und Rasseln der schweren Ketten bemerkbar machte, begegnete. Um die Knöchel der Gefangenen waren handbreite Eisen-

bänder geschmiedet, welche eine etwa sechs Fuß lange Kette verband. Die Kette war an der Innenseite der Beine hochgeführt, in der Mitte durch ein ledernes Band am Gürtel festgehalten und sollte die Flucht der Baugefangenen unmöglich machen.

Der, dem es an jenem Mittag galt, war der alte Guerike, ein etwa vierzigjähriger schwerer Verbrecher, mit damals schon schneeweißem Haar, der wegen wiederholter Desertion, Raubes und anderer Verbrechen zu lebenslänglicher Baugefangenschaft verurteilt worden und, da er wiederholt schon ausgebrochen und eben jetzt wieder eingebracht war, ganz besonders behandelt werden sollte. Durch gewichtige Hammerschläge wurden ihm über einer starken ledernen Schutzbinde die schweren Fußbänder um beide Fußgelenke geschmiedet. Anstatt der sonst üblichen eisernen Kette aber erhielt er zwei je anderthalb Fuß lange eiserne Stangen, die, durch Ringe an den Fußbändern befestigt und durch einen ferneren Ring in der Mitte verbunden, dem gefährlichen Menschen das Gehen kaum noch gestatteten. An dem Ringe zwischen diesen Stangen wurde eine sechs Fuß lange schwere Kette angebracht und an deren Ende eine fünfzigpfündige Bombe! Diese Bombe hatte Guerike auf dem Arm zu tragen, wenn er sich fortbewegte, und er schleppte die Kugel zwei Jahre lang, bis seine vom Arzte bescheinigte Gebrechlichkeit dies unmöglich machte. Man gab ihm daher eine Schiebkarre, damit er die Kugel darin nun vor sich her fahre. An ein erneutes Durchbrennen war natürlich unter diesen Umständen nicht zu denken — so dachte man wenigstens. Da der trotz seiner verhältnismäßigen Jugend schon merkwürdig hinfällige Mann aber tief und aufrichtig zu bereuen schien, nahm sich nun die Geistlichkeit seiner an, und er wurde nicht nur die Bombe nebst Kette ganz los, sondern auch zum Kalfaktor im Lazarett der Baugefangenen gemacht.



Wenige Wochen später war Guerike verschwunden. Seine Fesseln lagen zerbrochen oben auf dem Wall, während unten im Wallgraben das Attribut seines Amtes im Lazarett, ein starker Reisigbesen, aufgefunden wurde. Der tollkühne Verbrecher, der natürlich den Arzt getäuscht und seine Gebrechlichkeit nur simuliert hatte, war, auf dem Stiele des Besens reitend und ersteren fest in den Händen haltend, das Reisig, sowie beide Füße aber gegen das etwas schräg geneigte Mauerwerk des haushohen Walles fest anstemmend, in den Festungsgraben hinabgerutscht! Dies geschah im März 1864.

Natürlich war ganz Magdeburg und im weiteren Verlauf die ganze Polizei des preußischen Staates auf den Beinen; der Telegraph spielte nach allen Seiten, nach allen Grenzen. Guerike war und blieb verschwunden. —

Dies eben Erzählte ging an jenem Morgen, als ich vor der aufgefundenen Fußspur in dem Garten des ermordeten Pfarrers kniete, durch meinen Sinn, und ich wußte plötzlich genau, daß der alte Guerike ein paar ungeheure Plattfüße gehabt, mit dem linken Fuße sehr einwärts, mit dem rechten auswärts gegangen war, daß er auf letzterem hinkte und endlich durch die eisernen Stangen zwischen seinen Beinen gezwungen gewesen war, sehr breitbeinig und schwerfällig zu gehen.

Mit ein paar Sätzen war ich bei Pick, ihn nach der aufgefundenen Fußspur hinziehend und ihm mit fliegenden Worten auf das Charakteristische hinweisend. Dann teilte ich ihm die Magdeburger Geschichte mit und rief: „Der Baugefangene von damals, der alte Guerike, ist der Mörder!“

Der alte erfahrene Kriminalist prüfte die Spur genau; dann erst richtete er sich auf und fragte: „Den haben Sie gekannt? Na, dann werden wir auch sofort wissen, ob er's wirklich war und wie er hinein- und herausgekommen

ist, denn den schweren Jungen und seine Spezialität kenne ich ebenfalls von früher her!"

Und nun zeigte uns Pick, als ob er bei der That dabei gewesen sei, wie der Mörder sich Eingang verschafft und wie er hatte das Zimmer wieder verlassen können, trotzdem es verschlossen und von innen verriegelt gefunden wurde. Die Thüren waren, mit Ausnahme der Hausthür, vor dem Morde sämtlich unverschlossen gewesen. Der Mörder hatte die Hausthür mit einem Dietrich geöffnet und war dann, vermutlich auf Strümpfen, in das Schlafzimmer gelangt. Der Pfarrer hatte geschlafen, die Pflegerin auf dem Stuhl neben dem Bett wahrscheinlich auch; letztere hatte der Stahl des Mörders zuerst getroffen, und auf ihren Todesschrei war der alte Mann aus dem Bett gesprungen; sofort hatte ihm ein Hieb den Schädel zerschmettert. Dann hatte der Verbrecher in aller Ruhe nach Geld gesucht und mitgenommen, was er vorgefunden hatte.

„Und nun sehen Sie hier, meine Herren," so fuhr Pick fort, indem er uns nach der Schlafstubenthür führte, „zwei Zoll seitwärts von dem Kastenschlosse" — dabei machte er sich an der bezeichneten Stelle mit seinem Fingernagel zu thun — „hat der Mörder die Thür mit einem Nagelbohrer durchbohrt. Dann hat er zusammengedrehte Pferdehaare, an einem Ende zu einer länglichen Schlinge geformt, letztere um den Knauf des unter dem Schloß befindlichen Riegels gelegt, sie durch das Bohrloch nach außen geführt, die Thür eingeklinkt und durch festen Zug den vorher gut geölten Riegel vorgeschoben; darauf hat er die Schlinge entfernt und den inwendig in das Schloß gesteckten Schlüssel von der Wohnstube aus mit einem Vierkant durch das Schlüsselloch gefaßt und herumgedreht, mithin die Thür verschlossen; schließlich das Bohrloch von außen durch eine Mischung von Brot und Wachs nach

Möglichkeit ausgefüllt. So ist's denn gekommen, daß der gewandte Verbrecher beinahe mich alten Praktikus mit seiner verriegelten Thür dumm gemacht hätte!"

„Die Geschichte war also ganz einfach," so meinte wenigstens am Spätnachmittage der durch einen reitenden Boten herbeigerufene Untersuchungsrichter, der vorher allerdings ratlos sein weises Haupt geschüttelt hatte. Wer der Mörder war, und wie er es angefangen hatte, wußten wir nun. Aber wo steckte der Kerl?

Es wurde selbstverständlich alles, dessen eine so große, gut geschulte Behörde wie die Berliner Kriminalpolizei fähig ist, aufgeboten, um den alten Guerike zu fangen. Einige Vigilanten ließen sich sogar in verschiedene Zuchthäuser einsperren, um daselbst zu horchen, und ich selbst, der ich in Verbrecherkreisen eine ziemlich ausgebreitete und sehr „ausgewählte" Bekanntschaft habe, nutzte diese in vollem Umfange aus. Umsonst!

Da besuchte mich eines Abends — es war mittlerweile fast ein Jahr seit dem Morde verflossen — Pick auf meinem Bureau, und ich merkte auf den ersten Blick, daß nicht ein freundschaftlicher Besuch allein ihn zu mir geführt hatte.

„Sie haben ja in Magdeburg in Garnison gestanden; wissen Sie dort noch genau Bescheid?" fragte er mich. „Sie haben uns damals durch die Auffindung der Fußspur und Ihr gutes Gedächtnis auf die Spur des Mörders — ich meine des alten Guerike — gebracht. Kennen Sie die kleine Fischergasse in Magdeburg? Der Kerl soll nämlich in Magdeburg stecken und die Stadt, seitdem er damals von der Citadelle entflohen ist, überhaupt nicht auf die Dauer verlassen haben; nur zu kleinen Ausflügen, wie zu dem armen Pfarrer. Sein Geld geht auf die Neige, und da habe ich denn, wie das ja immer so ist, einen Wink bekommen. Ich will ihn mir morgen nacht holen. Wollen Sie mit?"

Ob ich wollte!

Der Polizeipräsident von Magdeburg, welcher früher beim Berliner Polizeipräsidium ein Dezernat innegehabt, war uns genau bekannt, ebenso der Polizeiinspektor U., und so war es uns leichter, eine Brücke über die Empfindlichkeit der Magdeburger Polizei zu bauen, welcher wir Berliner einen schweren Verbrecher, der jahrelang unter ihren Augen gelebt haben sollte, aus den Zähnen ziehen wollten. U. unternahm es bereitwillig, das kleine Häuschen in der kleinen Fischergasse beobachten zu lassen, und wir wollten um drei Uhr morgens das Nest ausnehmen.

Aber es schwebte ein Unstern über unserem Unternehmen.

Ich hatte mich im Gasthofe früh schlafen gelegt, um frisch zu sein. Plötzlich wurde ich aufgerüttelt; Pick stand leichenblaß vor mir. „Es ist alles verloren; der Kerl ist mir ausgerückt!“ rief er in höchster Erregung. Und dann erzählte er folgendes.

Er hatte eine innere Unruhe verspürt, hatte gefürchtet, die Magdeburger möchten uns den Fang nicht gönnen und allein vorgehen; er war daher um zwölf Uhr allein nach der Fischergasse, deren Lage ich ihm am Nachmittage auf einem genauen Plan gezeigt, gegangen, um Umschau zu halten. Als er bei dem Hause, es war Nr. 2, eben vorbeigehen wollte, trat der Verbrecher, den er an seinem eisgrauen Kopf und an seinem Gange sofort erkannte, gerade aus der Hausthür auf die Straße. War dem Mörder unsere Ankunft und unsere Absicht verraten? Wollte er fliehen? Wer kann's wissen — kurz, in dem Moment, als Pick sich auf ihn stürzte, feuerte der verzweifelte Kerl ihm ein Pistol fast ins Gesicht hinein ab. Glücklicherweise stolperte der Beamte in demselben Augenblicke, so daß die Kugel über seinen Kopf hinwegpfiff; als er sich aber wieder aufraffte, war der Verbrecher verschwunden.

Und er blieb auch verschwunden, trotzdem in den folgenden Tagen halb Magdeburg durchsucht wurde.

Natürlich reisten wir ziemlich kleinlaut nach Berlin zurück und mußten es uns noch gefallen lassen, daß wir bei unserer Abreise vom Magdeburger Präsidenten ob unseres Mißgeschicks „aufrichtig bedauert" und bei unserer Ankunft in Berlin ebenfalls mit „aufrichtigem Bedauern" empfangen wurden.

— — — — — — — — — — — —

Und abermals verging fast ein Jahr, da wurde ich des Nachts im Februar durch die an dem Kopfende meines Bettes angebrachte elektrische Klingel geweckt. Da dies nur bei ganz besonderen Anlässen geschah, stand ich binnen zwei Minuten schon in meinen Stiefeln und ließ von meinem Sprechzimmer aus die Gegenglocke ertönen. Hastigen Schrittes trat der Kriminalschutzmann meines Reviers ein und machte mir die Meldung, daß der bisher überall vergeblich gesuchte Guerike seit sechs Wochen in Berlin sei und bei dem Anweiser auf einem Holzplatz am Maybachufer Unterkunft gefunden habe. Die Geschichte sei ihm verraten worden.

„Sie kennen meinen Gewährsmann, Herr Lieutenant, es ist „Tenorfranz", der schon seit langer Zeit obdachlos ist und mit verschiedenen Kumpanen auf diesem Holzplatze zu nächtigen pflegt. Der alte Guerike hat den „Tenorfranz" mit Unterstützung des Anweisers aus seiner sicheren Schlafstelle in einem Bretterschuppen verscheucht, und dieser will sich nun rächen. Ich habe den „Tenorfranz" mitgebracht, Herr Lieutenant. Darf ich ihn hereinrufen?"

Gleich darauf stand der mir wohlbekannte Obdachlose vor mir, dessen wenig vertrauenswürdiges Aeußere durch eine fast faustgroße blutunterlaufene Beule vorn an der Stirn noch mehr entstellt wurde.

Ich will hier einschalten, daß zwischen den Obdachlosen

am Maybachufer (im äußersten südöstlichen Umkreise Berlins) und mir eine Art stillschweigenden Bündnisses geschlossen war. Ich ließ die armseligen Kerle, die sich bei Tage durch Lumpensammeln, gelegentliche Arbeiten auf den vereinzelt in jener unbebauten einsamen Gegend liegenden Holz- und Kohlenplätzen oder auch durch Betteln notdürftig ernährten, ungeschoren, und sie sorgten wiederum dafür, daß die früher so verrufene Gegend sich einer bis dahin unbekannten Sicherheit erfreute und räuberische Ueberfälle gänzlich aufgehört hatten. Außerdem bekamen wir von den Leuten ab und zu auch schätzenswerte Winke. „Tenorfranz" hatte sich zu einer Art Häuptling unter jener Gilde aufgeschwungen, denn er hatte stets etwas Geld in der Tasche oder fand im schlimmsten Falle auch Kredit in den umliegenden Budiken. Seine hübsche Stimme schuf ihm überall Freunde, außerdem wußte man, daß ihn seine Frau nicht gänzlich untergehen lassen werde. Dieser durch den Trunk völlig heruntergekommene Mensch hatte nämlich in Pommern eine von seiner Frau und zwei Kindern bewirtschaftete kleine Besitzung. Er selbst konnte sich freilich dort nicht mehr blicken lassen; er stand auf der schwarzen Tafel der Trinker, so daß kein Gastwirt des Amtsbezirks ihm Schnaps verabreichen durfte. Aber die Frau gedachte zuweilen des Unglücklichen; sie sandte ihm kleine Geldbeträge, welche leider sofort in Schnaps umgesetzt wurden, und ab und zu kam auch eine Kiste mit Lebensmitteln an. Das waren dann Festtage bei jenen Elenden, denn „Tenorfranz" hielt treue Kameradschaft und teilte mit seinen Genossen.

Seit einiger Zeit — so erzählte mir jetzt der etwas heisere Tenor, dessen Kehle ich durch ein Weinglas voll Cognac erst geschmeidig machte — habe er bemerkt, daß der auf dem Holzplatze wohnende Anweiser Besuch bekommen habe, einen alten, dem schleppenden Gange nach sehr gebrech-

lichen Mann, der in der Nacht angekommen sei und sich merkwürdigerweise niemals, wenigstens bei Tage nicht, sehen lasse. Aber bei Nacht sei der Ankömmling ziemlich rührig gewesen, sei überall herumgekrochen und habe schließlich ihn von seinem Lager, das er sich mit Stroh und Heu zwischen zwei Bretterstapeln hübsch eingerichtet, aufgestöbert. Als „Tenorfranz“, auf seine älteren Rechte pochend, nicht weichen wollte, hatte ihn der Alte, der plötzlich durchaus nicht gebrechlich ausgesehen, mit einem dicken Knüppel vor den Kopf geschlagen (daher die vorerwähnte Beule), und bei dem nun entstandenen Lärm hatte der hinzueilende Anweiser Franz vom Platze gejagt. Diese Handlungsweise war sehr unklug gewesen, denn der Häuptling der Obdachlosen hatte seine Getreuen noch in derselben Nacht um sich versammelt, und diese hatten sich nun als eifrige Späher an die Sohlen des Anweisers und seines heimlichen Gastes geheftet. Es war ihnen gelungen, in Erfahrung zu bringen, daß der Alte allnächtlich auf die Reise sich begab und nach der im äußersten Norden gelegenen Prenzlauerstraße ging, woselbst er in einem berüchtigten Verbrecherkeller Bekannte traf. Bei zwei Einbrüchen, die der heimlich Verfolgte mit je einem Genossen ausgeführt hatte, war der rachsüchtige „Tenorfranz“ ungesehen zugegen gewesen. Er hatte den Hehler, zu welchem das gestohlene Gut gebracht worden war, ausfindig gemacht und dann von diesem unter der Drohung sofortigen Verrates Ausführliches über die Person des Alten erfahren.

Es war der alte Guerike, der sein ihm so lange Jahre Sicherheit gewährendes Asyl in Magdeburg verlassen hatte, weil das Geld ihm ausgegangen war und er deshalb zu dieser Sicherheit kein rechtes Vertrauen mehr hatte. Er rannte in sein Verderben.

Bevor ich dies alles von meinem nächtlichen Gaste erfuhr, mußte ich schwören, nicht zu verlangen oder zu ver-

anlassen, daß er den betreffenden Hehler, von dem er die wichtige Nachricht bekommen hatte, verrate. Ich habe natürlich mein Versprechen gehalten, und die Behörde, schon aus Klugheit, ebenfalls — wir haschten den Biedermann späterhin auch so!

Noch in derselben Nacht ließ ich sämtliche dienstfreien Beamten meines Reviers heraustrommeln, und kurz vor Tagesanbruch war der betreffende Holzplatz umstellt, wobei „Tenorfranz" mit seiner Garde mir hilfreichen und höchst wertvollen Beistand leistete. Der Anweiser, den ich persönlich herauspochte, war ganz außerordentlich erstaunt von meinem Besuch, wußte angeblich von nichts und verfärbte sich erst, als, von mir gerufen, „Tenorfranz" vor ihm auftauchte. Aber er blieb stumm, und wir durchsuchten den ganzen weiten Platz vergeblich. Plötzlich ertönte von der Rückseite des Platzes aus ein lautes Hallo. Den Anweiser in der Obhut eines Beamten lassend, stürmte ich, da ein Umlaufen des großen Platzes zu viel Zeit gekostet haben würde, quer durch den Holzplatz, turnte über den hohen Plankenzaun, der das Grundstück einschloß, und sah nun im Morgengrauen eine Gestalt über das Gelände dahinhuschen nach Rixdorf zu. Kein Zweifel, Guerike wäre noch einmal entwischt, wenn nicht die Meute der Obdachlosen auf seiner Fährte gewesen wäre, denn der einzige Beamte, der dort stand, war zufällig ein etwas dicker, schwerfälliger älterer Mann und blieb ein paar hundert Schritte zurück. So aber war der Flüchtling verloren, und ehe er noch in dem fast schon erreichten Gewirr von Gassen und Gäßchen untertauchen konnte, sah er sich abgeschnitten. In dem Moment, als ich völlig atemlos und erschöpft anlangte, war er schon von einem halben Dutzend menschlicher Leiber bedeckt, und ein Dutzend Arme hatten ihn überall gepackt. Schnell hatte ich ein paar Handschellen mit feiner, aber unzerreißbarer stählerner

Kette aus der Tasche gezogen und sie um seine Handgelenke gelegt.

„Steh auf, Guerike," sagte ich jetzt zu ihm; „du siehst, Alter, es ist alles zu Ende!"

Da warf mir der alte Mann aus seinen dunklen, unter buschigen, weißen Brauen hervorblitzenden Augen einen finsteren Blick zu, erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, und wandte seinen Fuß rückwärts nach Berlin zu.

„Tenorfranz" ist kürzlich gestorben. Er starb an der auf Guerikes Ergreifung ausgesetzten und ihm ausgezahlten Belohnung, die er so schnell als möglich in Branntwein umzusetzen trachtete.

Guerike gestand alles; der Mord des Pfarrers und seiner Pflegerin hatte sich genau so abgespielt, wie Pick damals vermutet hatte. Noch so manches andere Verbrechen, so manche andere Schandthat kam zu Tage. Er hatte, so unglaublich dies auch klingt, bis vor kurzem die ganzen langen Jahre hindurch seit seiner Flucht von der Magdeburger Citadelle in Magdeburg gelebt. Seinen Gastfreund dort verriet er nicht.

Der eisgraue Mörder starb, durch seine Ergreifung an Leib und Seele gebrochen, noch während der Untersuchung; ich glaube, daß ihn die nagende Wut über seine eigene Dummheit, den Obdachlosen seiner Heimstätte beraubt zu haben und somit an seinem Verderben selbst schuld gewesen zu sein, umgebracht hat.

Auch der Holzanweiser, der bisher als ein durchaus achtbarer Mann gegolten, entpuppte sich als ein alter Verbrecher, der nun seiner Strafe nicht entging.





Der Indigo.

Ein technisches Kapitel. Von **Gustav Mayfeldt.**

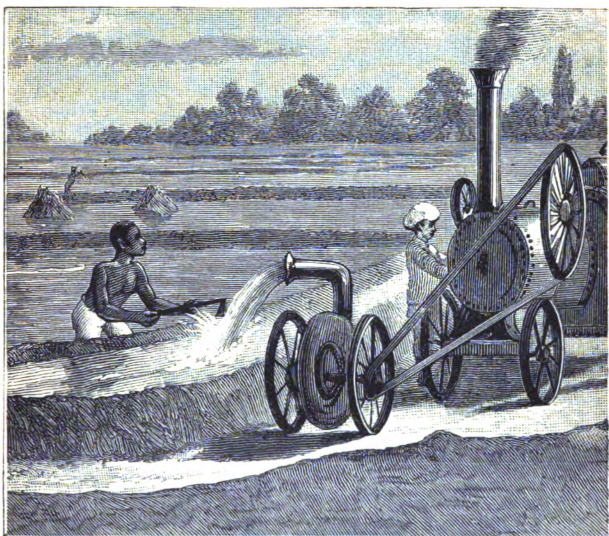
Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die Kunst der Färberei ist eine überaus alte und wird bereits an verschiedenen Stellen der Bibel erwähnt. Die älteste davon steht im ersten Buche Moses und berichtet, daß Joseph von seinem Vater einen „bunten Rock" erhielt, und daß seine Brüder deswegen eifersüchtig auf ihn wurden; es erhellt daraus, daß gefärbte Gewänder als eine Auszeichnung galten, was auch bei anderen Völkern des Altertums der Fall war. Die Aegypter und Inder kannten die Verwendung der Farbstoffe in der verschiedensten Weise, auch Chinesen und Japaner haben seit Jahrtausenden die Bereitung und Uebertragung der Farben gekannt und geübt; das eigentliche Schönfärbervolk des Altertums aber sind die Phöniker gewesen.

Die Farben des Deutschen Reiches: Schwarz, Weiß, Rot, scheinen in den ältesten Zeiten auch diejenigen gewesen zu sein, welche man ausschließlich zum Färben der Kleidungsstoffe benutzte; erst viel später, nachdem die Kunst des Färbens sich weiter entwickelt hatte, traten Blau, Gelb und andere Farben hinzu. Einen großen Aufschwung nahm die Schönfärberei seit der Entdeckung Amerikas, wodurch

eine Menge der kostbarsten neuen Farbstoffe, wie Cochenille, Brasilien- und Blauholz, Querzitron, Orlean und andere, in den Handel gelangten. Die Auffindung des Seeweges nach Ostindien aber vermittelte den leichteren



Künstliche Bewässerung der Felder.

und billigeren Bezug des „Königs der Pflanzenfarbstoffe", des Indigos.

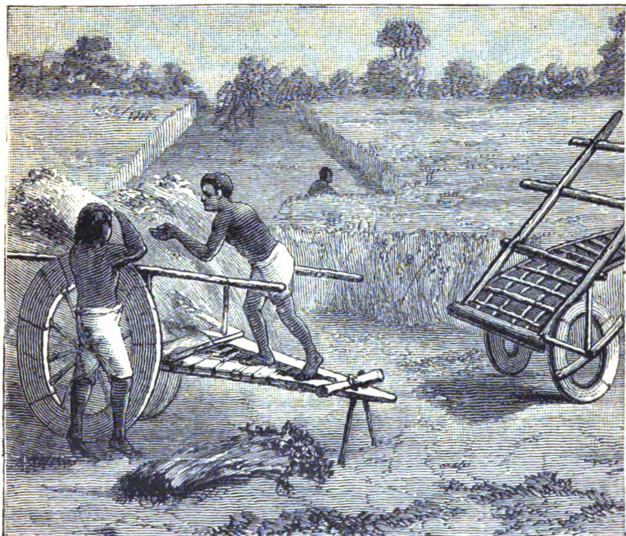
Der Indigo oder das Indigblau, mit dessen Gewinnung und Benutzung wir uns eingehender beschäftigen wollen, ist einer der wichtigsten Farbstoffe überhaupt; er dient zum Färben der verschiedensten Gespinstfasern, und seine Farbe zeichnet sich sowohl durch hohe Schönheit, wie durch größte Echtheit aus. Die Alten nannten den geschätzten Stoff Indicum, das Indische; Griechen und Römer kannten ihn; später handelten die Araber damit, und

Marco Polo berichtete im dreizehnten Jahrhundert von den ostindischen Indigopflanzungen. Seit der oben erwähnten Auffindung des Seeweges zog Portugal den Handel mit diesem kostbaren Blaustoffe an sich; in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ging er an die Holländer über, allein erst im siebzehnten wurde der Indigo in Europa allgemeiner bekannt und begann den Waid zu verdrängen, mit dem man bis dahin blau gefärbt hatte.

Die deutschen Waidbauern wehrten sich aus Leibeskräften gegen die Einführung dieser ausländischen „Teufelsfarbe", wie der Indigo unter anderem in der seine Benutzung streng verbietenden Frankfurter Reichspolizeiordnung vom Jahre 1577 genannt wird. In Nürnberg ließ man die Färber jedes Jahr einen Eid schwören, kein „Teufelsauge", wie der Indigo dort hieß, zu verwenden, und in Sachsen war sein Gebrauch von 1650 bis 1653 sogar bei Todesstrafe verboten. Allein die Vorzüge des neuen Farbstoffes waren zu einleuchtend, deswegen sank der Waidbau und die Waidfärberei sehr rasch. Vergeblich suchten erst Kaiser Joseph II., nachher Napoleon I. zur Zeit der Kontinentalsperre den Waid wieder in Aufnahme zu bringen. Letzterer setzte sogar einen Preis von 500,000 Franken auf die Entdeckung eines Verfahrens zur lohnenden Gewinnung von Indigo aus Waid, den aber niemand zu erwerben vermochte, weil ein Zentner Waid kaum 130 Gramm Indigo liefert. Die Waidkultur wird deswegen auch nur noch ganz vereinzelt und in geringem Umfange betrieben, während Deutschland im Jahre 1892 nicht weniger wie 1,743,500 Kilogramm Indigo, im Durchschnittswerte von 10 Mark für das Kilogramm, einführte.

Im Handel unterscheidet man ostindischen und westindischen Indigo. Ersterer wird nach seiner Herkunft als Bengal-, Koromandel-, Oudh-, Madras-, Karratschi-, Manila- und Java-Indigo bezeichnet; der westindische als

Guatemala- (Salvador-), Caracas-, Neugranada- und Mexiko-Indigo. Der Ertrag und die Preise schwanken, dem Ernteausfall entsprechend. Im Durchschnitt liefern alljährlich: Bengalen 4½ bis 5 Millionen Kilogramm, Java



Die Ernte der Indigopflanzen.

1 bis 1½ Millionen Kilogramm, Salvador 700,000 Kilogramm.

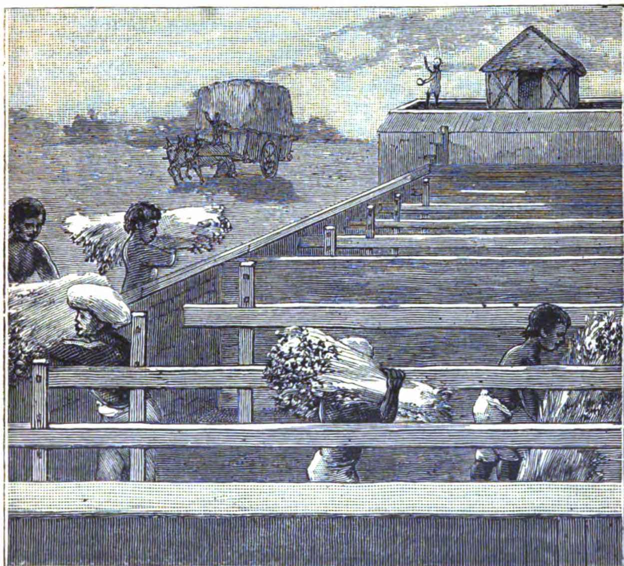
Die Indigopflanzen gehören zu den Schmetterlingsblütlern, und diejenigen von den etwa 200 Arten, welche den blauen Farbstoff liefern, haben eine große industrielle Bedeutung erlangt. Es sind meist strauchartige Pflanzen mit unpaarig gefiederten Blättern und rosenfarbigen oder purpurroten, in Trauben geordneten Blüten. Weitaus die wichtigste darunter ist die ostindische Indigofera tinctoria, die in Indien schon seit langem behufs Gewinnung

des Farbstoffes gezogen wird. Es sind dadurch verschiedene Kulturvarietäten entstanden, zu denen auch die ebenfalls in Indien wie in Zentral- und Südamerika vielfach angebaute Indigofera anil zu gehören scheint. Indigofera tinctoria wird auch in Südasien und in bedeutenden Mengen in Amerika gebaut. Sonstige, zur Indigobereitung verwendete Arten sind noch die abessinische Indigofera argentea, die ostindische Indigofera pseudotinctoria, die den vorzüglichsten Farbstoff liefern soll, und die gleichfalls aus Indien stammende Indigofera disperma.

Diese sämtlichen Arten samt ihren Varietäten werden in Amerika, Ostindien, Arabien, Nordafrika u. s. w. gezogen. Eine lohnende Kultur ist nur möglich in Ländern mit heißem und dabei feuchtem Sommer. Das Indigblau ist nicht fertig in der Pflanze enthalten, sondern es bildet sich erst durch die Zersetzung der in ihrem Safte enthaltenen, an und für sich farblosen Muttersubstanz Indikan mittels der Gärung, wenn man frische Pflanzen verwendet, oder durch Maceration (Zerkleinerung mit Auslaugung), wenn getrocknete Pflanzen benutzt werden. Das erstgenannte Verfahren ist jedoch das weitaus üblichere. Das Indikan, die Quelle des so wertvollen Farbstoffes, ist eine zur Klasse der Glykoside gehörende organische Verbindung, ein nahezu farbloser Sirup, der sich beim Erwärmen zersetzt, von bitterem Geschmack und saurer Reaktion, in Wasser und Alkohol löslich. Beim Gären der mit Wasser übergossenen Indigopflanzen oder beim Kochen mit verdünnten Säuren wird es unter Abscheidung einer Zuckerart zersetzt und an der Luft zu Indigo oxydiert, der sich in Form eines blauen Pulvers absetzt.

In Ostindien geht man bei der Gewinnung und Bereitung des Indigos folgendermaßen zu Werke. Nachdem das zur Kultur der Farbpflanzen bestimmte Land gedüngt und mit der Hacke oder dem Spaten gehörig umgearbeitet

und darauf mit dem einfachen indischen Pfluge noch einmal durchgeackert worden ist, erfolgt die Aussaat, meist mittels der Säemaschine. Sodann wird das Land gewalzt, indem man den Hengah, einen von Ochsen gezogenen mächtigen Baumstamm, darüber hinweggehen läßt.



Transport nach den Wasserbehältern.

Dies geschieht Anfang März, zu Beginn der heißen Zeit. Wo es an genügender Feuchtigkeit mangelt, sorgt man für künstliche Bewässerung mittels eines wohlangelegten Netzes von Gräben, in die man Wasser aus Flüssen oder Seen durch einfache Schöpfräder hebt, neuerdings auch mittels Dampfmaschinen. Gegenwärtig findet auch in den ostindischen Fabriken trotz der billigen Arbeitskräfte die Dampfmaschine mehr und mehr Eingang an Stelle der

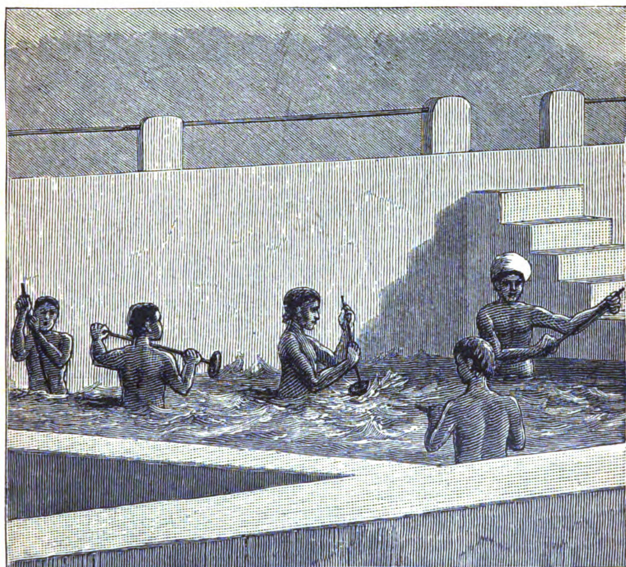
alten schwerfälligen persischen Zahnradsysteme (Rahut), die durch Göpel, an die man Zeburinder spannt, in Bewegung gesetzt werden.

Bei günstiger Witterung erscheinen die Sämlinge bereits nach einer Woche, und vorläufig bildet die Reinhaltung des Feldes von Unkraut die einzige Kulturarbeit. Ungefähr drei Monate nach der Aussaat tritt der Indigo in die Blüte und muß dann sofort geschnitten werden. Dies geschieht mit sichelartigen Messern und zwar, da der untere Stengelteil keinen Farbstoff enthält, etwa 12 Centimeter über dem Boden. Beim Binden und Einfahren der Ernte, deren man in guten Lagen drei, mitunter sogar vier in einem Jahre gewinnt, muß darauf gehalten werden, daß die Pflanzen nicht zu sehr gepreßt werden.

Man schafft sie auf Handkarren nach der Fabrik, wo sie meist in frischem, selten nur in getrocknetem Zustande verwendet werden. Arbeiter nehmen sie bündelweise, wie bei uns das Korn, in Empfang und tragen sie nach großen, mit Wasser gefüllten Behältern, worin die Pflanzen nun, nachdem sie vorher in Stücke geschnitten wurden, einen zwölf- bis vierzehnstündigen Gärungsprozeß durchzumachen haben. Der Saft gerät schon nach kurzer Zeit in Gärung, es bildet sich eine Schaumschicht, und ein ammoniakalischer Geruch macht sich bemerkbar. Die Pflanzen werden dadurch völlig ausgelaugt und geben ihren Saft an das Wasser ab, das nun eine gelblichgrüne Färbung zeigt.

In diesem Zustande wird alsdann die in Ammoniak gelöste Flüssigkeit, welche Indigweiß (eine vom Indigblau durch Mehrgehalt von zwei Wasserstoffatomen unterschiedene chemische Verbindung) enthält, in niedriger liegende Behälter abgelassen. Darin wird sie entweder von Arbeitern mit eigens dazu verfertigten Stöcken und Schaufeln oder durch von Maschinen in Bewegung gesetzte Schaufelräder so lange geschlagen, bis sie eine tief dunkelblaue Färbung

annimmt. Dieses Schlagen des Wassers bezweckt nämlich, jedes Teilchen der Farbflüssigkeit in möglichst innige Berührung mit der Luft zu bringen, wobei sich durch eine Verbindung des ausgelaugten Pflanzensaftes mit dem Sauerstoff der Luft Indigo bildet: das Indigweiß wird



Das Schlagen der Farbflüssigkeit vermittelst Schaufeln.

zu Indigblau oxydiert. Letzteres ist unlöslich und scheidet sich bei ruhigem Stehen als schlammiger Niederschlag ab.

Nachdem dieser blaue Farbstoff sich gesetzt hat, läßt man das Wasser ablaufen und pumpt den zurückbleibenden dickflüssigen Indigo in große Siedekessel, worin er mehrere Stunden gekocht und dann durch ein großes Tuch geseiht wird. Zuletzt läßt man ihn in hölzernen Handpressen zwölf Stunden lang unter starkem Druck stehen. Man schneidet

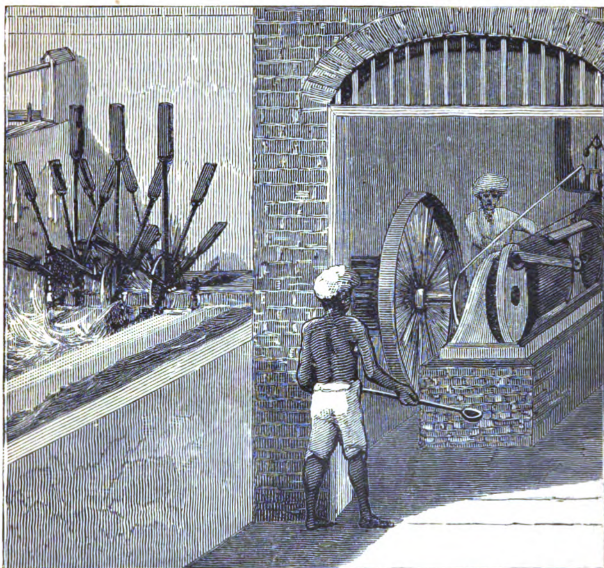
die auf diese Weise erhaltenen Tafeln in viereckige Stücke, trocknet diese auf hölzernen Gestellen völlig aus und bringt sie so in den Handel. Als die besten Stücke gelten die leichtesten, welche eine tiefblaue Färbung zeigen und beim Reiben kupfrigrot glänzend werden. Verpackt werden sie in Kisten oder Seronen (Säcke aus frischen Tierhäuten).

Der Indigo enthält auch noch andere Farbstoffe; er stellt keine chemische Verbindung dar, sondern vielmehr ein Gemenge verschiedener Substanzen, unter denen jedoch das Indigblau die einzig wertvolle ist. Sonst finden sich darin noch: Indigbraun, Indigrot, Indigleim und verschiedene andere Stoffe.

Seinen Wert und seine Bedeutung hat der Indigo einzig und allein seiner Verwendung in der Färberei zu verdanken, welche die Aufgabe hat, Gespinstfasern und die daraus verfertigten Stoffe dauernd mit Farbstoffen zu verbinden, und zwar in chemischer Verbindung, nicht in mechanischer durch bloßes Anhaften, wie solches beim Bemalen oder Lackieren geschieht. Alle Naturreiche liefern dazu geeignete Farbstoffe, nicht wenige darunter das Pflanzenreich, und unter diesen Pflanzenfarbstoffen steht — wie schon wiederholt betont — der Indigo unbestritten obenan.

Sonst benutzt die Blaufärberei noch Berlinerblau, Blauholz und die auf chemischem Wege erzeugten verschiedenen Arten des Anilinblau. Ferner als Hilfsfarben noch Orseille, Kupferoxydhydrat, auch wohl Molybdänblau. Allen diesen Stoffen ist der Indigo aber weit überlegen, und deswegen betrachtet man die Indigofärberei gewissermaßen als die Grundlage der gesamten Färbekunst. Das durch sie erzeugte Blau ist so dauerhaft und echt, daß es der Einwirkung von Licht, Wasser und Seife besser als alle übrigen Farben Widerstand leistet; dabei läßt es sich in gleicher Vollkommenheit auf Baumwolle und Wolle, wie auf Seide und Leinwand erzeugen.

Der Färber kann nun nicht den Indigo unmittelbar auf die zu färbenden Fasern übertragen, weil dieser Farbstoff nämlich in Wasser gänzlich unlöslich ist und von der Faser nicht direkt aufgenommen wird. Man vermag ihn jedoch durch Reduktion in Indigweiß zu verwandeln, eine



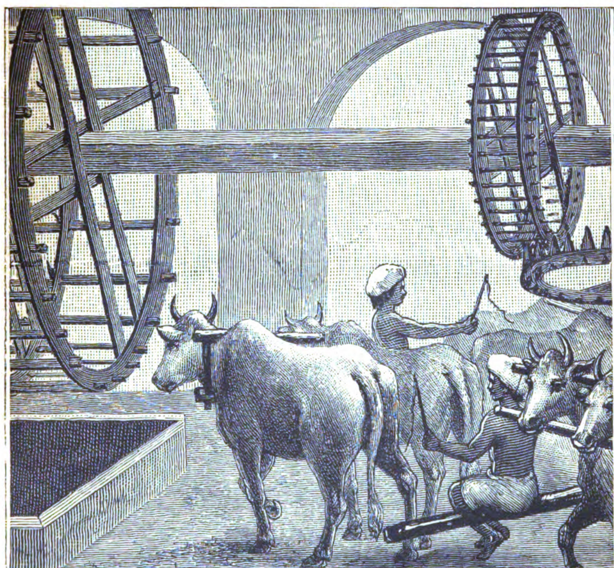
Das Schlagen der Farbflüssigkeit mit Maschinen.

in alkalischem Wasser leicht lösliche, aber gleichfalls farblose Verbindung, die dann durch den Zutritt des Sauerstoffes der Luft zu Indigblau oxydiert. Wenn man daher die Stoffe, welche blau gefärbt werden sollen, mit einer Lösung von Indigweiß tränkt und sie hierauf der Luft aussetzt, dann bildet sich auf der Faser selbst das unlösliche Indigblau, das so fest darauf haftet, daß es auf mechanischem Wege sich nicht wieder entfernen läßt.

Auf dieser Beobachtung beruht die Indigofärberei, die somit in zwei Hauptabschnitte zerfällt: in die Reduktion des Indigblau zu Indigweiß und der Wiederoxydation des letzteren auf der Faser selbst zu unlöslichem Indigblau. Das Verfahren dabei ist der Hauptsache nach folgendes. Man löst zunächst das Indigweiß in einer alkalischen Flüssigkeit; der Färber nennt das: eine Indigoküpe herstellen. Zu dem Zweck löst man in einem geräumigen, gemauerten und mittels Zement wasserdicht gemachten Behälter eine entsprechende Menge Eisenvitriol in Wasser und setzt gebrannten Kalk mit etwas calcinierter Soda zu. Nachdem dies Gemenge kräftig gemischt wurde, fügt man in richtigem Verhältnis den Indigo hinzu, der vorher auf der Indigomühle mit Wasser zu ganz feinem Schlamm zerrieben wurde. Hierauf wird abermals tüchtig umgerührt und dann mit Wasser verdünnt. An Stelle des Eisenvitriols wird bei diesem „Anstellen" der Küpe auch Zinkstaub benutzt, durch den die Umwandlung in Indigweiß bei Gegenwart von Kalk leicht erfolgt.

Die Flüssigkeit verliert sehr rasch ihre bisherige blaue Farbe; man schließt alsdann die Küpe mit einem Deckel und läßt ihren Inhalt ruhig stehen, bis der Niederschlag zu Boden gesunken und die Flüssigkeit vollkommen klar geworden ist. Sie sieht alsdann dunkel weingelb aus und enthält das reduzierte Indigblau als Indigweiß. In diese Flüssigkeit nun taucht man die vorher völlig mit Wasser durchtränkten Stoffe. Garne siedet man erst in Lauge, spült sie und hängt sie nach dem Abnehmen der „Blume" (blaue Blasen, welche die stattfindende Lösung des Indigo kundthun) in die Küpe, führt sie auch wohl darin hin und her. Dann bringt man sie an die Luft, um sie von neuem einzuhängen, und wiederholt dies Verfahren um so öfter, je dunkler die Blaufärbung ausfallen soll.

Stoffe schlingt man spiralförmig um einen Küpenrahmen, der mittels einer Rollschnur in die Küpe gesenkt und herausgezogen wird. In demselben Maße, als durch diesen Färbungsprozeß der Küpe Indigweiß entzogen wird, muß durch Zusatz von Eisenvitriol und Kalk „gespeißt“



Altes persisches Zahnradsystem (Rahut).

oder „geschärft“ werden, dabei findet nämlich eine fortschreitende Auflösung des sich an der Oberfläche stets erzeugenden und zu Boden sinkenden Indigblaus statt.

Die aus der Küpe genommenen Garne oder Stoffe ringt man aus und läßt dann die Luft auf sie einwirken. Sie zeigen sich zuerst grüngelb gefärbt, werden durch die Aufnahme des Sauerstoffes der Luft grün und schließlich blau; diesen Wechsel nennt der Fachmann „das Ver-

grünen". Soll die blaue Färbung noch vertieft werden, so bringt man die Stoffe so lange in die Küpe, bis der gewünschte Ton erzielt ist.

Große Färbereien verfügen gewöhnlich über zwanzig bis dreißig Küpen; man taucht die Stoffe zunächst in die

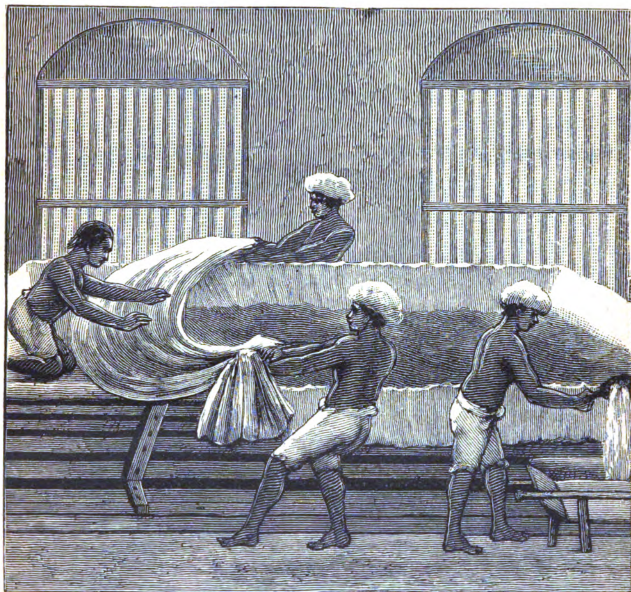


Die Presse.

am meisten erschöpfte Flüssigkeit, um sie zum Schluß in einer frisch „angestellten" auszufärben.

Hierdurch wird nicht nur eine möglichst vollständige Ausnutzung der Farbe, sondern auch eine möglichst schöne Färbung erzielt, da die Küpe außer dem Indigweiß auch noch gewisse andere Farbstoffe enthält, welche die Schönheit der blauen Farbe beeinträchtigen würden, wenn man

sie nicht durch das letzte Auffärben in der frischen Küpe verdeckte. Nach beendeter Prozedur erfolgt das sogenannte Schönen der Stoffe in einem Bade von sehr verdünnter Schwefelsäure; den Schluß bildet das Auswaschen und Walken. Wie groß das Färbevermögen des Indigos ist,



Das Durchseihen.

ergiebt sich wohl zur Genüge aus der Angabe, daß ein Kilogramm dieses Pflanzenfarbstoffes bequem ausreicht, um damit 125 bis 135 Meter Baumwollenzeug dunkelblau zu färben.

Statt durch dieses Küpenverfahren kann man auch blau färben, indem man Indigo in rauchender Schwefelsäure auflöst und so das Sächsisch-Blau erzielt, welches der säch-

sische Bergrat Barth zu Großenhain 1740 entdeckt hat. Diese Indigokomposition wird mit Wasser verdünnt, indem man den blauen Brei in die zehnfache Menge Wasser schüttet, nicht umgekehrt, dann mittels Wolle abgezogen und aus letzterer die Indigblauschwefelsäure mit einer Lauge von kohlensaurem Alkali wieder aufgenommen. Diese Lösung, welche abgezogenes Blau heißt, läßt sich, nachdem mit Alaun und Weinstein angebeizt wurde, zum Färben von Wolle und Seide benutzen. Wenn man mit der verdünnten Lösung von Indigo in Blausäure unmittelbar färbt, erhält man nicht so reine Farbentöne wie bei dem vorstehend angedeuteten Verfahren.

Zum Schluß müssen wir noch des künstlichen Indigos Erwähnung thun, dessen Herstellung Professor A. Baeyer in München nach fünfzehnjährigen Versuchen gelungen ist. Mit Recht hat man dieses Ergebnis als einen Triumph für die Chemie bezeichnet, doch können wir auf die Einzelheiten dieses chemischen Prozesses hier nicht näher eingehen, da sie sich dem Laien nicht genügend verständlich machen lassen. Es genüge die Angabe, daß der künstliche Indigo aus Nitrozimmetsäure gewonnen wird. Die Zimmetsäure erhält man aus Bittermandelöl und Essigsäure und das Bittermandelöl aus dem im Steinkohlenteer vorkommenden Toluol.

Eine Konkurrenz des künstlichen Indigos mit dem natürlichen ist jedoch — vorderhand wenigstens — ausgeschlossen, da seine Herstellung wegen des hohen Preises der Zimmetsäure viel zu kostspielig ist. In neuester Zeit sind noch verschiedene andere Verfahren zur Herstellung von Indigo patentiert worden, es muß indessen erst abgewartet werden, ob sie sich in der Praxis bewähren werden.





Mannigfaltiges.

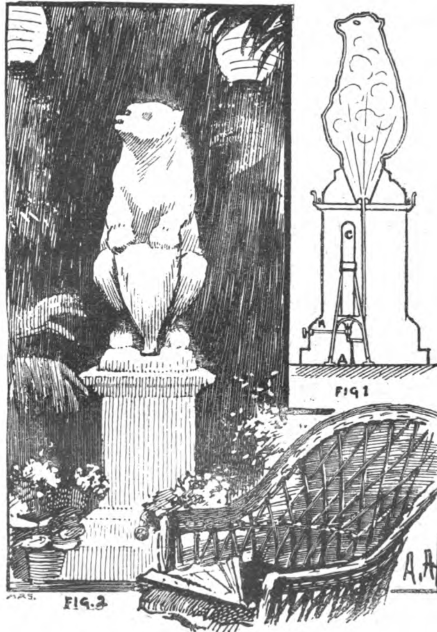
Und sie kriegten sich doch. — Vor ungefähr fünfzig Jahren lernte auf einem Balle im Hotel des englischen Botschafters in Paris Miß Ellen, die Tochter des Lords Harvey, den jungen Kapitän der französischen Armee, Auberi du Maurier, kennen. Es dauerte nicht lange, so hielt der letztere um ihre Hand an, jedoch erklärten die Eltern kurz und bündig, sie würden ihre Tochter nie einem armen, unbedeutenden Offizier geben. Miß Ellen aber beharrte ebenso fest darauf, nur dem Kapitän die Hand reichen zu wollen. Endlich ergriff man folgenden Ausweg. Die Tochter begab sich zurück nach England, und sie durfte mit dem Franzosen ein Jahr lang einen Briefwechsel unterhalten. Aenderten beide während dieser Zeit ihre gegenseitige Gesinnung nicht, so sollte die elterliche Erlaubnis erfolgen. Nun begann ein lebhafter Austausch von Briefen zwischen den beiden Liebenden, bis auf einmal, schon nach drei Monaten, die Antworten aus Paris beharrlich ausblieben. Miß Ellen zerfloß nicht in Thränen, sondern geriet in Wut. „Das ist Hinterlist," rief sie, „man unterschlägt seine Briefe! Auberi kann nicht untreu sein!"

„Wenn du das glaubst," sagte der Lord gelassen, „so gieb deine Briefe selbst auf die Post und frage selbst nach, ob Briefe an dich eingelaufen sind." Miß Ellen that dies, aber ohne Erfolg. Maurier antwortete nicht mehr. Die arme Betrogene gab schließlich den Vorstellungen ihrer Eltern nach und vermählte sich mit dem reichen Grafen Pembroke. Dann reiste sie mit ihrem Gatten nach Italien, und nach ihrer Zurückkunft folgte sie ihm auf seine

Besitzung in der Grafschaft Sussex. Nach einigen Jahren starb der Graf und bald auch Lord Harvey. Dessen Witwe zog zu ihrer Tochter. Als auch sie ihr Ende nahen fühlte, machte sie ihrer Tochter das Geständnis, daß ihr Gatte alle an sie aus Paris eingehenden und nach Paris abgesandten Briefe polizeilich hatte anhalten lassen. Nach dem Tode der Lady Harvey bewahrheitete sich das. Als die Gräfin eines Tages den Schreibtisch der Verstorbenen durchsuchte, fand sie jene unterschlagenen Briefe. Sie las, mit welcher rührenden Sehnsucht Auberi du Maurier schrieb, wie er sie beschwor, ihm eine Antwort zu geben, wie er klagte und flehte. Sofort stand ihr Entschluß fest. Der nächste Tag sah sie auf dem Wege nach Frankreich. Hier angekommen war ihr erstes, sich im Kriegsministerium nach dem Unvergeßlichen zu erkundigen. Der inzwischen zum General avancierte Auberi du Maurier war soeben im Begriff, von Marseille aus nach der Krim abzufahren. Er war unverheiratet. Ein Brief der Gräfin klärte ihn über die Täuschung auf, der sie beide zum Opfer gefallen waren, und ehe noch der General sich in den Kampf mit den Russen stürzte, stand er mit der Geliebten seiner Jugend zu Marseille am Altar. D.

Neue Erfindungen: Der Schneemann im Sommer ist keine Fabel mehr, denn dank unserer modernen Technik kann man sich einen solchen jetzt künstlich herstellen, wenn auch draußen die Sonne heiß herniederglüht. Sicherlich ist der Schneemann eine uralte Erfindung. Wie man in Petersburg unter Katharina II. einen Eispalast erbaute, so machte man in einem kalten Winter in Toskana Schneemänner zur Zeit der Herrschaft Lorenzos von Medici, und kein geringerer als der große Michel Angelo soll sich damals mit der künstlerischen Ausgestaltung eines Schneemannes vor der Villa des kunstsinnigen Herrschers abgemüht haben. Praktische Verwendung für den Sommer findet der moderne künstliche Schneemann zum Beispiel bei großen Festen, um bei einem Prunkmahl in einer Blattpflanzengruppe durch die Zusammenstellung von Weiß und Grün eine malerische Wirkung hervorzurufen, oder um im Ballsaale das Gefühl angenehmer Kühle, wenn auch nur in gefälliger Täuschung, zu wecken. Auf unserer Abbildung stellt Figur 1 einen aus dünnem Zinkblech

gefertigten Eisbären dar, der inwendig hohl ist. Ein Cylinder C, der komprimiertes Gas enthält, wird durch einen Griff R geöffnet, der dem Gas gestattet, zu entweichen und sich in dem hohlen Innern des Bären auszubreiten. Dadurch wird das dünne Metall so abgekühlt, daß sich eine kleine Schicht künstlicher



Ein künstlicher „Schneemann".

Eisblumen oder Schneekrystalle auf der Außenseite bildet, die sich bei Erneuerung des Gasvorrates immer aufs neue bilden lassen. Die zweite Figur stellt den Schneemann oder Eisbären in einer Pflanzengruppe oder in einem Garten dar. Ho.

Eine neue Heilmethode der Kurzsichtigkeit. — Während man bis vor kurzem nur die geringeren Grade von Kurzsichtigkeit durch geeignete Brillen erfolgreich beseitigen konnte, stand

man den höheren Graden machtlos gegenüber, da die dafür nötigen Augengläser die Gegenstände verzerrten, verkleinerten und in die Ferne rückten. Für Personen, welche mit einer derartig hohen Kurzsichtigkeit behaftet sind, kommt jetzt ein Verfahren in Anwendung, das in der Entfernung der Krystallinse des Auges besteht. Die Krystallinse ist bekanntlich der Körper des Auges, welcher hinter der Regenbogenhaut liegt und von dem Glaskörper umschlossen wird. Wie schon ihr Name andeutet, ist sie linsenförmig. Sie ist von einer äußerst dünnen Kapsel umgeben, ganz durchsichtig und stark lichtbrechend. Auch besitzt sie die Fähigkeit, ihre Gestalt bis zu einem gewissen Grade zu verändern, so daß sie bald eine flachere, bald eine gewölbtere Form annehmen kann. Beim Sehen in der Nähe wird sie stets gewölbter, blicken wir dagegen in die Ferne, so flacht sie sich ab. Unter gewöhnlichen Umständen wird dieser Wechsel durch gewisse Muskeln in regelmäßiger Weise ausgeführt. Gebrauchen wir aber das Auge fortgesetzt für das Nahsehen, so verfallen die Muskeln in eine krampfartige Zusammenziehung, die dann dauernd bestehen bleibt und infolgedessen auch die Krystallinse ununterbrochen in einer gewölbten Form erhält. Durch diese Vorwölbung übt nun die Linse einen vermehrten Druck auf die übrigen Teile des Auges und damit auch auf die Netzhaut aus. In ihr verlaufen aber die feinen Fasern des Sehnerven. Durch den andauernden Druck entzündet sich die Netzhaut, es kommt zu Blutungen, und es tritt die Ablösung der Netzhaut ein, was gleichbedeutend mit Erblindung ist.

Die jetzt angewendete Operation zielt nun darauf ab, den schädlichen Druck auf die Netzhaut aufzuheben. Das geschieht am einfachsten durch die Entfernung der Krystallinse. Das ganze Auge kehrt dadurch aus der Eiform, die es durch die Vorwölbung der Linse angenommen hatte, in die natürliche Kugelform zurück, und damit gewinnt es auch wieder seine Bewegungsfreiheit. Die neuerdings geübte Methode ist durch den Wiener Augenarzt Fukala in die Praxis eingeführt worden. Bekannt war sie eigentlich schon vor zweihundert Jahren. Bereits der holländische Arzt Boerhaave machte die Beobachtung, daß, wenn er Kurzsichtigen mit einer getrübten Linse, dem sogenannten

grauen Star, die Linse herausnahm, die Sehkraft derselben für die Ferne so stieg, daß sie keine Brille mehr brauchten. Das Verfahren fand dann aber später nicht die Beachtung, die es verdiente, ja, es wurde vor ihm von verschiedenen Autoritäten sogar dringend gewarnt. Fukala ist es nun gewesen, der ihm trotz aller Gegenbestrebungen die lange vorenthaltene Anerkennung verschafft hat. Er macht zuerst durch einen Einstich die klare Linse trübe, so daß ein künstlicher grauer Star entsteht. Nach einigen Wochen wird dann dieser durch einen einfachen Schnitt in die Hornhaut aus dem Auge entfernt. Die Operierten lesen dann mit schwachen Brillen bequem Zeitungsschrift in einer Entfernung von 30 bis 50 Centimeter und bedürfen auch für die Ferne entweder nur schwacher oder gar keiner Gläser. Nach den Erfahrungen von Professor Cohn, der anfänglich zu den Gegnern der Methode gehörte, jetzt aber zu ihren entschiedenen Anhängern zählt, wird die Sehschärfe der Operierten um das Dreifache bis Fünffache gegen früher gebessert. Die Operation ist nicht nur bei jüngeren Personen, wo man sie zuerst ausschließlich anwendete, von Nutzen, sondern auch bei älteren Leuten. Man hat schon Sechzigjährige mit Erfolg operiert. In den letzten drei Jahren sind bereits ungefähr tausend Kurzsichtige auf diese Weise behandelt worden, die alle von dem Erfolg außerordentlich befriedigt sind. Die Operation selbst ist gänzlich gefahrlos und für die Behandelten auch nicht störend, da immer nur ein Auge nach dem anderen operiert wird. In nicht mehr als einer Minute ist sie vollzogen. Das ganze Verfahren ist als ein bedeutender Fortschritt in der Augenheilkunde zu betrachten, der noch vielen Kurzsichtigen zum Segen gereichen wird. Th. S.

Der Torso des Ilioneus. — Die Reste der einst so berühmten, durch Kaiser Rudolph II. angelegten „Rudolphinischen Kunstkammer“ in Prag wurden im Jahre 1782 versteigert oder besser verschleudert. Die Krone wurde dem bei dieser „Kunstauktion“ zu Tage tretenden Unverstande und der Mißachtung der Kunst mit der Ausbietung des Torsos des Ilioneus aufgesetzt.

„Ein Eckstein von Marmor, 50 Kreuzer! Wer giebt mehr?“ rief spöttisch der Ausrufer, indem er auf den in der Ecke liegenden Torso hinwies. Aber kein Angebot erfolgte auf das lächer-

lich niedrige Ausgebot, da niemand mit dem „Steinblock" seine Habe beschweren wollte. Einer der eifrigsten Käufer auf dieser Licitation war neben dem Prager Buchdrucker Joh. Ferd. v. Schönfeld ein alter Tröbler Namens Helfer, der beim Volke den Spitznamen „Laudon" führte, da es seine Lieblingsredensart war, „man müsse bei Licitationen auf gut ‚laudonisch' einschlagen". Diesem raunte jemand ins Ohr: „Ihr kauft doch jeden Quark, Laudon, warum sollet Ihr nicht auch den Marmorblock erstehen? Und wenn Ihr denselben selbst zu Stockknöpfen verarbeiten ließet, so werdet Ihr Eure Rechnung finden." Die Gesellschaft lachte. „Laudon", sich dadurch geschmeichelt fühlend, rief: „51!" Neues Gelächter folgte dem Angebote, dessen Gegenstand jeder für wertlos hielt. Der dritte Hammerschlag ertönte, und der alte Tröbler war für 51 Kreuzer Wiener Währung (nach heutigem Gelde circa 35 Neukreuzer) im Besitze der griechischen Antike, für welche vor 200 Jahren Johann v. Achen 34000 Dukaten erlegt hatte.

Bald gereute der Kauf den alten „Laudon" und herzlich froh war er, als der bei der Licitation anwesende Steinmetz und Bildhauer Malinsky ihm den Torso um 4 Gulden abnahm, ohne jedoch dessen hohen Wert selbst dann zu erkennen, als ihm auch der abgeschlagene Kopf des „Ecksteines" von der Auktionskommission umsonst ausgeliefert wurde. Nach Malinskys baldigem Tode bemerkte den Torso in seinem Atelier der Prager Universitätsprofessor und Kunstkenner Chemant, der in ihm sogleich eine Antike vermutete und dies gesprächsweise dem eben in Prag weilenden Wiener Augenarzt und eifrigen Antiquitätensammler Barth, der auf einer wissenschaftlichen Reise nach Dresden begriffen war, mitteilte. Der letztere eilte ungesäumt zu Malinskys Witwe, aber die hatte den Kopf des Torsos von ihren Lehrjungen bereits zu Stockknöpfen verarbeiten lassen. (Der berühmte Tonkünstler Tomaschek hat zum Beispiel später einmal einen Spazierstock vorgezeigt, dessen Marmorknopf aus dem Haupte des Ilioneus geschnitten war.)

Barth war über diese empörende Handlungsweise ganz außer sich, schließlich aber doch noch froh, daß er wenigstens den Torso retten konnte und kaufte ihn hierauf um — sage — 6 Sieben-

zehner! In Wien stellte er ihn in seiner Kunstsammlung auf, und als zur Zeit des Wiener Kongresses 1815 der damalige Kronprinz von Bayern, später König Ludwig I., dieselbe besuchte und den Torso des Ilioneus gewahr wurde, bot er für ihn sogleich 6000 Dukaten, die auch angenommen wurden. Jeder von seinen 6 Siebenzehnern hatte demnach Barth ein volles Tausend Dukaten eingetragen. Auf diese Art gelangte der Torso nach München, und als Ludwig I. seine großartige Glyptothek schuf, erhielt der Ilioneus mit anderen Statuen der Niobidengruppe im Saale der Niobiden seinen Platz, wo ihn heute die ganze gebildete Welt bewundert. B—ck.

Klauenmenschen. — Im westlichen Teile des Staates New York liegt, von hohen Hügeln umschlossen, das Thal Zoar. Wild und unwegsam, wie die Gegend ist, wird sie nur selten von Fremden besucht. Sie weist aber eine Seltsamkeit auf, die auf dem Erdenrund nicht so leicht wieder anzutreffen sein dürfte. Mutter Natur hat nämlich dort in ihren manchmal wunderlichen Launen eine Anzahl Menschenkinder geschaffen, welche mit klauenartigen Fingern und Zehen ausgestattet sind. Und zwar beruht diese Abnormität augenscheinlich auf Vererbung, die sich, so weit bekannt ist, dort nunmehr bereits auf vier Generationen erstreckt hat. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war es, als sich im Zoarthale ein Mann Namens Robbins ansiedelte, dessen Finger und Zehen derartig gekrümmt waren, daß dieselben eher Klauen als den entsprechenden menschlichen Gliedmaßen glichen. Die Kinder Robbins' hatten regelmäßige Finger und Zehen, in der folgenden Generation aber trat die Abnormität wieder zu Tage und hat sich bis heute an Nachkommen Robbins' gezeigt und zwar in merkwürdiger Weise. Manchmal geschieht die Vererbung auf die Kinder vom Vater, manchmal von der Mutter. Zuweilen sind sämtliche Kinder einer Familie mit klauenartigen Fingern und Zehen versehen, zuweilen auch nur eins oder zwei von einer größeren Zahl. Manchmal besitzen die Eltern regelmäßig geformte Hände und Füße, während die entsprechenden Gliedmaßen aller ihrer Kinder jene Mißgestaltung zeigen. Im Gegensatze hierzu kommt es wiederum vor, daß sämtliche Kinder von Eltern mit dieser Abnormität regelmäßige Finger und Zehen haben.

Nicht selten ist ferner zu konstatieren, daß eine Person jene Mißbildung an den Fingern aufzuweisen hat, aber nicht an den Zehen und umgekehrt. Oft sind die Finger der einen Hand klauenartig gekrümmt, während die der anderen regelmäßige Form besitzen. Ueberhaupt ist jede Kombination, die man sich in dieser Beziehung denken kann, vorhanden. Die Hände dieser Personen sind gewöhnlich breit und kurz in der Handfläche. Die gekrümmten Finger bilden kurze Stummel, denen entweder die Gelenke ganz fehlen oder bei denen die letzteren der gewöhnlichen Anordnung entbehren. Das heißt: Entweder hat der Finger nur ein Gelenk oder die zwei Gelenke liegen dicht beisammen. Manchmal sind die Finger einer Hand zu einem einzigen breiten Stumpfen verwachsen. Gelegentlich wird auch ein Kind geboren mit einem überschüssigen Finger oder einer solchen Zehe.

Wenn die übrigen Bewohner jener Gegend die beschriebenen, so sonderbar ausgestatteten Menschenkinder auch nicht als besondere Geschöpfe ansehen, so existiert gegen sie doch ein starkes gesellschaftliches Vorurteil. Letzteres ist zwar nicht groß genug gewesen, daß es Verheiratungen zwischen Familien mit regelmäßigen Gliedmaßen und solchen mit den Mißgestaltungen völlig hätte verhindern können, es hat aber doch hinsichtlich solcher ehelichen Verbindungen abschreckend und entmutigend gewirkt. Die Folge hiervon ist, daß viele Verheiratungen innerhalb dieser mißgestalteten Familien selbst stattfinden, was wieder die Ursache dafür bilden mag, daß die erwähnten körperlichen Fehler sich forterhalten.

Die klauenfingerigen Bewohner jener Gegend gelten als etwas wunderlich, seltsam, was sich aus ihrer abgeschlossenen, des näheren Verkehrs mit ihren Nachbarn so gut wie ganz entbehrenden Lebensweise unschwer erklären läßt. Uebrigens scheinen diese mißgestalteten Leutchen ziemlich intelligent zu sein, von ihren Nachbarn wird ihnen Fleiß und Rechtschaffenheit nachgerühmt.

Wie lange die in jenen körperlichen Mißgestaltungen bestehende Naturverkehrtheit sich noch erhalten wird, vermag natürlich niemand zu sagen. Liegt in der That eine physische Entartung vor, so werden jene Menschen nach einer gewissen Zeit aussterben. v. W.

Schwachheiten bedeutender Geister. — Elisa v. d. Recke, die langjährige Freundin Tiedges, des Dichters der „Urania", nötigt uns durch ihr mutiges Vorgehen gegen Cagliostro, dessen Schwindeleien sie in ihrem Buch über den berühmten Gauner enthüllte, sowie durch die Gefühlstiefe ihrer geistlichen Lieder entschiedene Bewunderung ab, aber kann sich auch der aufrichtigste Verehrer Elisas eines Lächelns enthalten, wenn er hört, was Tiedge von seiner übereifrigen Pflegerin auszustehen hatte?

Elisa, fast beständig von Krankheit gequält, suchte ihre Zuflucht in allerhand Medikamenten und fühlte sich bemüßigt, ihren Freund an den ihr dienlich scheinenden Kuren stets teilnehmen zu lassen. Sie gebrauchte kein Säftchen, kein Pülverchen, keinen warmen oder kalten Umschlag, ohne daß Tiedge auch seinen Anteil erhielt, und zwar war Elisas Kammerfrau Bodijella die Sendbotin, die dem Dichter die heilsamen Grüße der Freifrau überbringen mußte.

Eines Tages, als Tiedge und Elisa sich in einer Gesellschaft befanden, vergaß Bodijella dieser Pflicht, indem sie dem Strickbeutel der Herrin die Pillenschachtel entnahm, Elisa mit zwei stärkenden Kügelchen versah, Tiedge aber nicht damit bedachte. Da legte Elisa ihre feine Hand auf die Pillenschachtel, ehe diese wieder im Strickbeutel verschwinden konnte, und lispelte mahnend, in süßem, bittendem Tone: „O Bodijella — Tiedge auch eine Pille!" —

Friedrich Rückert brachte den Sommer 1818 in Rom zu und erregte dort Aufsehen, ja förmlichen Schrecken durch seine lang und ungebändigt niederwallende Haarflut, die zu der eben damals auftauchenden sogenannten „deutschen" Tracht untrennbar gehörte.

Harmlos, des Eindrucks unbewußt, den er hervorbrachte, wandelte Rückert durch die Straßen Roms. Nach und nach gewöhnten sich selbst die Italiener an die Mähne des Dichters, aber als er einst der Principessa S. begegnete, sah zwar diese Dame über das sonderbare Aussehen des Dichters hinweg, die ihr mit dem Kindchen der Fürstin folgende Amme jedoch rief voller Entsetzen aus: „Simone mago, oimè Simone mago!" (Simon der Zauberer, wehe mir, Simon der Zauberer!) und lief davon, so schnell sie ihre Füße trugen.

Dabei war der Gefürchtete selbst nicht ohne Furcht; seine leb-

hafte Einbildungskraft zauberte ihm die schrecklichsten Gefahren vor, und namentlich waren es Briganten und giftige Schlangen, vor welchen er ein fortgesetztes Bangen fühlte —

Adam Oehlenschläger hingegen, der berühmte dänische Dramatiker, hatte eine beständige Angst vor etwa möglichen Ausbrüchen des Vesuvs, die ihm den Aufenthalt in Italien gründlich verleidete.

Die Gebrüder Riepenhausen, die bekannten Kupferstecher, machten in den dreißiger Jahren einmal mit Oehlenschläger einen Ausflug nach Tivoli und spielten ihm hierbei einen auf seine Furchtsamkeit zielenden Streich.

Sie verabredeten sich mit der Wirtin des Gasthofes in Tivoli, und diese begann plötzlich unter den Anzeichen großer Aufregung bald treppauf, treppab, bald im Zimmer umherzulaufen.

„Was fehlt Ihnen denn, liebe Frau?“ fragte Oehlenschläger.

Die Wirtin erklärte angstvoll, ein gewisser gelblich schweflichter Ton der Luft deute auf ein nahes Erdbeben hin.

Oehlenschläger erbleichte und fragte mit bebender Stimme, wie man der drohenden Gefahr entrinnen könne.

„Wohl dem, der klettern kann,“ sagte die Frau; „auf einem hohen Baume ist man immer noch am sichersten.“

Während die Wirtin das vorbrachte, hob einer von den Riepenhausens unbemerkt mit dem Knie den Tisch, so daß die Flaschen schwankten. Entsetzt fuhr Oehlenschläger auf und eilte aus dem Hause; die Anwesenden aber sahen vom Fenster aus den ergötzlichen Anblick, wie der beleibte, unbeholfene Mann mit Händen und Füßen eine hohe Pinie umklammerte und hinaufzuklettern versuchte. Mit schwerer Mühe gelang es ihm auch endlich, den Gipfel zu erreichen.

Da saß nun hoch oben auf der Pinie geduckt und zitternd vor Angst der Dichter, der den Mut so mancher Vaterlandsrecken besungen, die Zuckungen der Erde erwartend, welche natürlich ausblieben, und erst nach Stunden war der berühmte Däne zu bewegen, seinen unbequemen Zufluchtsort zu verlassen. F. W.

Gurken. Unter den ältesten Kultur- und Nährpflanzen finden sich überall die Kukurbitaceen, deren wichtigste Arten die Kürbisse und die Gurkenpflanzen sind. Zu letzteren gehören, außer

den eigentlichen Gurken, die Melone und die Koloquinte. Diesen Pflanzen und besonders der Gurke wurde seit jeher eine Aufmerksamkeit wie nur wenigen anderen zu teil. Nachdem sich schon die Israeliten in der Wüste wie nach ihren Fleischtöpfen so nach ihren Gurken und Laucharten zurückgesehnt hatten, lernten auch die Griechen und Römer diese Frucht kennen. Den Römern waren die Gurken ein hervorragender Gegenstand der Treibkultur, und man zog dieselben in den Treibkästen gemeinschaftlich mit Rosen, Pfirsichen und Weintrauben. Aus Italien kamen die Gurken nach Deutschland, woselbst sie, wie es scheint, schon vor Karl dem Großen in großer Menge angebaut wurden; denn in einem von Mönchen geschriebenen, etwa dem 6. Jahrhundert entstammenden Werke über Gartenbau findet sich ein „churpizgarden“ (Kürbisgarten) erwähnt. Karls des Großen Gemüsepflanzenverzeichnisse führen gleichfalls den „wilden Kurbiz“ an, eine Bezeichnung, durch welche man wahrscheinlich die eigentliche Gurke vom Kürbis unterschied.

In Rußland spielt die Gurke seit langer Zeit als Zuspeise zum trockenen Brote eine sehr wichtige Rolle; bei den Türken, Persern und Arabern genießt die Gurke die höchste Verehrung. Bartholdy, der bekannte preußische Diplomat, erwähnt, daß am 24. Mai 1803 Kanonendonner das Abschneiden der ersten Gurken in Smyrna begleitete, und von Sultan Mahomed II. wird erzählt, daß er sieben Pagen den Bauch aufschlitzen ließ, um zu erfahren, wer von seinen Gurken genascht habe.

Linné und Lamarck hielten die Heimat der Gurke für unbekannt, Candolle, einer der berühmtesten Botaniker der neueren Zeit, vermutete dagegen bereits im Jahre 1855, daß dieses Gewächs wohl aus dem nordwestlichen Indien stamme. Diese Vermutung erhoben verschiedene Forschungsreisende zur Gewißheit; denn die von ihnen am Himalayagebirge gefundene wildwachsende Gurke zeigt sich in Stengeln, Blättern und Blüten unserer Gurke ganz gleich und unterscheidet von letzterer sich nur durch den bitteren Geschmack der Frucht.

Im Laufe der Zeit sind in Europa zahlreiche Sorten von Gurken heimisch geworden, welche teils im Garten, teils auf dem Felde angebaut werden, so zum Beispiel die grüne, rauhe Gurke, mit

höckeriger Schale, die zur Zeit der Reife goldgelb aussieht, ferner die weiße, rauhe Gurke, dann die lange, glatte Gurke, die Traubengurke mit etwas rauhen, kleinen, traubenartig zusammenhängenden Früchten, schließlich die Schlangengurke mit sehr langen, gebogenen und gefurchten Früchten. Die Gurken sind auch bei uns als Salat, in Verwendung zu Saucen, Kompotts u. s. w. eine gern genossene und erfrischende Speise; wegen ihres großen Wassergehaltes sind sie freilich nur wenig nährend, und ein gesunder und kräftiger Magen ist zu ihrem Genusse erforderlich. So schreibt bereits Bernhard Verzascha in seinem im Jahre 1678 erschienenen Kräuterbuche Folgendes: „Diese Frucht pfleget man mit Essig, Fenchel, Salz und ein wenig gebrochenen Imber (Ingwer) einzumachen, davon stellet man zum Braten auf. Sonsten pflegt man die Cucumern (Gurken) mit Salz, Essig und Oel anzumachen. Jedoch soll man sie, nachdem sie geschelt, Scheibenweiß zerschneiden, Salz darüber thun und eine halb Stund oder mehr stehen lassen, so zeucht es die übrige Feuchtigkeit heraus, welche man hinweg schütten und hernach frisch Baumoel und Essig darzu thun solle. Man muß aber der Cucumern nicht zu viel essen, sonsten sie das Geblüt erkalten und Fieber erwecken.“ Zur Zubereitung von Salaten werden wegen ihres reichlichen Fleisches und des kleinen Kernhauses vorzugsweise die Schlangengurken, sowie die ungarischen weißgelben Gurken verwendet. Zum Einmachen mit Salz (Salzgurken) wählt man gerne kleinere Formen, wie die Erfurter mittellange grüne, während als Senfgurke die weiße holländische Gurke geschätzt wird. Zum Einmachen mit Essig und Pfeffer sind ganz besonders die kleinen Früchte (cornichons) der Pariser Traubengurke geeignet. Sogar zur Bereitung von Bowlen hat man in den letzten Jahren die Gurken verwendet. Dieses Getränk wird aus einer Mischung von gutem, nicht zu schwerem Rotwein, einigen Stengeln Gartenmelisse, ein oder zwei Eßlöffeln voll fein geschnittener Gurkenscheiben oder den Schalen von schönen, frischen, grünen Gurken, einigen Gläsern Sherry und Zucker nach Belieben hergestellt.

Wenn nun aber auch die Gurkenkultur so ziemlich über ganz Deutschland verbreitet ist, so sind es in erster Linie zwei Orte,

welche eine Massenproduktion von Gurken betreiben, nämlich das Städtchen Lübbenau, der Hauptort des Wendenländchens, und das unterfränkische Dorf Gochsheim. Für Lübbenau ist die Gurkenzucht von größter Bedeutung; sendet doch diese Handelsempore des Spreewaldes Jahr um Jahr 85000 bis 90000 Zentner Gurken in die Welt, zumeist nach Berlin. Beim Dorfe Gochsheim sind nicht weniger als 400 Morgen mit Gurken bepflanzt; der Boden, die vorzüglichste Gartenerde, wird nicht mit dem Pfluge beackert, sondern mit dem Karst, einer dreizackigen Haue, umgegraben. Frühzeitig werden die Kerne gelegt, so daß gar manchmal die Arbeit zwei- und dreimal wiederholt werden muß, wenn die scharfen Nachtfröste des April die zarten Pflänzchen vernichtet haben. Wenn die Gurken blühen und anfangen anzusetzen, beginnt die unruhige Zeit der Gochsheimer. Mit Tagesgrauen, früh um drei Uhr, geht alles aufs Feld hinaus zum Begießen. Aus tiefen zisternenartigen Brunnen, die sich vielfach auf der Markung vorfinden, wird das Wasser in Gießkannen geschöpft und dann aus zwei Kannen zugleich das Feld begossen. Sind die Gurken reif, was von Ende Juni bis Anfang September dauert, so wird in aller Frühe gepflückt, „Kümmerle gelesen", wie es dort heißt. Die Gurken werden am Brunnen abgebürstet und gewaschen, in Körbe oder Säcke verpackt und entweder auf den Markt gebracht oder gleich an die Händler, welche regelmäßig während der Gurkenzeit in großer Zahl sich im Orte aufhalten, verkauft und in Wagenladungen mit der Eisenbahn verschickt. Von der Ausdehnung des Gurkenbaues in Gochsheim mögen nachstehende Zahlen einen Beweis geben. Jeder der ungefähr 400 Morgen Gurkenlandes trägt 20000 große Gurken (Salatgurken) und nahezu eine Million Salzgurken: die kleinen Pfeffergurken wachsen nebenher, werden aber gar nicht mitgerechnet. Das Gewicht der acht Millionen Salatgurken beträgt 48000 Zentner, welche 240 Wagenladungen gleichkommen, während die Salzgurken nur ein Gewicht von 32000 Zentner haben. Der Preis der Salatgurken ist mindestens zwei Mark für hundert Stück, so daß im Ganzen 160000 bis 200000 Mark gelöst werden, während die Salzgurken, zum Preise von ungefähr 80 Pfennig für hundert Stück, 130000 bis 140000 Mark erzielen. Beim Lesen

der Gurken läßt man die größten und schönsten gelb werden, damit der Same reift, und einen gar sonderbaren Anblick gewähren im Herbste die Dächer und Fensterbretter der Bauernhäuser, auf denen die großen, goldgelben Gurken zum Trocknen ausgebreitet sind.

Die Zeit des Hochsommers, die Periode der geschäftlichen und politischen Stille, nennt man bekanntlich die „Sauregurkenzeit". Der Name ist noch immer nicht recht erklärt, vielleicht kommt er daher, weil zu dieser Zeit die ersten jungen sauren Gurken auf den Markt kommen. Freilich sind sie erst beim Delikatessenhändler zu bekommen und kosten noch ein erkleckliches Sümmchen, aber schließlich sind sie eben jetzt auch am zartesten und schmackhaftesten, und so ist es immerhin möglich, daß ein auf sie geeichter Feinschmecker infolgedessen den Namen „Sauregurkenzeit" ersonnen hat. G. Pf.

Das Thränentuch. — In Welschtirol, in einem Thale der Adda, herrscht seit undenklicher Zeit nachstehende Sitte bei dem Landvolke: Die Braut, welche sich mit den geladenen Gästen zum Kirchgange anschickt, nimmt, bevor sie die Schwelle des elterlichen Hauses überschreitet, von ihrer Mutter ein neues Taschentuch aus Leinwand in Empfang. Dieses Tuch hält sie während der ganzen feierlichen Zeremonie in der Hand und trocknet damit die Thränen aus den Augen. Nach dem Hochzeitstage legt die junge Frau das Tuch in ihren Wäschekasten und macht dann niemals mehr Gebrauch davon im Leben. Mag der Wäschekasten geleert oder mit neuer Wäsche ergänzt werden, das Tuch bleibt stets auf seinem Platze liegen.

Kinder kommen und wachsen auf, den Töchtern giebt die Mutter neue Taschentücher unter ihrer Ausstattung mit; aber das alte Taschentuch liegt noch immer an seiner alten Stelle. Es hat vorläufig nur die eine Hälfte seiner Aufgabe vollbracht, die zweite zu erfüllen bleibt ihm noch übrig. Die junge und lebensfrische Braut ist im Lauf der Jahre eine alte Frau geworden, und endlich schließen sich ihre müden Augen für immer zu. Dann bedeckt das nämliche „Thränentuch", welches einst die glücklichen Thränen der jungen Braut getrocknet, die bleichen Lippen und erloschenen Augen der Greisin und begleitet sie in das Grab. F. H.

Die Badekuren im 17. Jahrhundert. — In früheren Jahrhunderten ging die Behandlung zahlreicher Krankheiten teils infolge des tiefen Standes der Wissenschaft, teils durch den auch unter den Aerzten herrschenden krassen Aberglauben meist nur unter schweren Qualen vor sich, und es kam nicht selten vor, daß der Patient förmlich zu Tode gemartert wurde. Heute reisen die Kranken nach Karlsbad, Ems oder nach einem anderen Kurorte, mit der sicheren Aussicht, neben einem angenehmen Aufenthalt eine von tüchtigen Aerzten geleitete Behandlung zu finden, während noch im 17. Jahrhundert „eine Wasser- oder Badekur gebrauchen" ein sehr ernstes und zugleich furchtbares Geschäft war, welchem füglich eine testamentarische Verfügung von seiten des Heilung Suchenden hätte vorausgehen können.

Vor dem Gebrauch der Heilquellen mußte eine Vorkur durchgemacht werden, durch welche der Körper gründlich gescheuert und ausgefegt, das heißt von allen verdorbenen Säften, welche der Wirkung der Bäder hinderlich sein konnten, gereinigt werden sollte. Und daß diese sogenannte Reinigung in einer unsinnigen, gewissenlosen Anwendung von Aderlässen und Purgiermitteln bestand, ist ja hinlänglich bekannt.

Ueberlebte er diese vorbereitende Ausputz- und Scheuerkur, so hatte der Leidende noch die furchtbare Feuerprobe der Bäder zu bestehen, und wenn sogar diese ihm nicht den Garaus machte, so konnte er sich zum Besitz einer Konstitution gratulieren, gegen welche die schlimmsten Attentate der damaligen Medizin machtlos waren.

Was alles von der medizinischen Wissenschaft gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gesündigt wurde, geht aus einigen Briefen des berühmten Boileau hervor, welcher in den wissenschaftlichen Kreisen des damaligen Frankreich und auch am Hofe Ludwigs XIV. eine tonangebende Rolle spielte. Boileau, der infolge eines Kehlkopfleidens seine Stimme beinahe verloren hatte, ward von Fagon, dem Leibarzt des Königs, angewiesen, die Heilquellen eines der damals berühmtesten französischen Badeorte zu gebrauchen. In einem unterm 21. Mai 1687 an Racine gerichteten Briefe spricht Boileau sich folgendermaßen über den Verlauf seiner Badekur aus: „Bis jetzt hat man mir nur Blut abgezapft; heute

habe ich indessen eine Arznei genommen, die für mich, so behauptet man, eine große Wohlthat gewesen, da ich infolge derselben vier- bis fünfmal ohnmächtig wurde und auch mich so elend fühle, daß ich mich kaum mehr aufrecht halten kann. Morgen steht mir ‚die große Arbeit‘ bevor — ich fange an zu baden!“

Wie diese „große Arbeit“ verlief, erhellt aus folgendem Schreiben des Genannten. „Ich trinke,“ sagt er, „jeden Morgen zwölf Glas Wasser — schwerer wieder zu erbrechen als zu trinken — die sozusagen alles aus meinem Leib weggefegt haben, nur die Krankheit nicht, für die ich sie trinke!“ Schließlich kehrte der schwer geprüfte Poet nach Paris zurück, stimmlos, wie er abgereist war, und durch die Behandlung vollständig entkräftet. Später erlangte Boileau seine Stimme wieder, und es ist charakteristisch für den damaligen Aberglauben, daß er seine Heilung einer „Wegesenf“ genannten und von einer hohen Dame ihm empfohlenen Pflanze zuschrieb. B. Fr.

Gänseverstand. Jene Ulmer Regimentsgans, die sich so treu an ein Reiterregiment hielt, daß sie sogar bei jedem Garnisonswechsel pflichtschuldigst den Umzug mitmachte, hat, unbeneidet von ihren Standesgenossen, unauslöschlichen Ruhm erlangt. Sie ist eine klassische Vertreterin des klugen, wachsamen Vogelgeschlechts, das einst das bedrohte römische Kapitol durch Geschrei und Geschnatter rettete. Einen gleich glänzenden Beweis hervorragenden Verstandes lieferte eine zweite, ebenfalls schwäbische Gans, die aus Reutlingen gebürtig war.

Eine alte Frau besaß eine Herde Gänse, denen sie zu bestimmter Zeit von ihrem Fenster aus Futter zuzuwerfen pflegte. Eines Nachmittags unterblieb diese Fütterung, und die vor dem Hause versammelten Gänse fingen an, ein lautes Geschrei zu erheben. Aber auch auf das Geschrei öffnete sich das Fenster nicht, weil bei der alten Frau Kaffeevisite gehalten wurde, in der es so lebhaft hergegangen sein muß, daß man das Schreien der Gänse überhörte. Nun lag aber vor dem Hause ein Stein, der zum Sitze diente, auch wohl zum Hinaufsteigen für Kinder, die nicht groß genug waren, um vom Boden aus die Schnur der Hausglocke, die gerade über dem Stein herabhing, zu erreichen. Was that der Anführer, der Gänserich? Er sprang auf den Stein

hinauf, riß an der Glockenschnur, „bis das Fenster klang, bis die Liebliche sich zeigte“ und aus vollen Händen herabspendete. In ihrem Gehirne war der Gans, die wohl oft Kinder an der Glockenschnur hatte ziehen und die Frau am Fenster hatte erscheinen sehen, die Verbindung von Ursache und Wirkung klar geworden und ganz richtig hatte sie auch noch den Schluß gezogen, daß die Frau erscheinen werde, auch wenn sie, die Gans, schelle. D—l.

Schweinfurts Ursprung und Wahrzeichen. — Der Sage nach hat Schweinfurt von dem deutschen Volksstamm der Sueven seinen Namen empfangen. Dieser Stamm soll einst an der Stelle, wo jetzt Schweinfurt steht, eine Furt über den Mainstrom entdeckt haben, und daher soll der Ort „Suevenfurt“ genannt worden sein.

Urkundlich tritt die von alters her berühmte fränkische Stadt zuerst unter der Benennung „Suuinfurt, Swinfurt und Suinuorde“ zugleich mit anderen Orten der Gegend im 9. Jahrhundert in die Geschichte ein. Im Anfang des 10. Jahrhunderts besaß Schweinfurt ein Graf Gottwald v. Henneberg, aus dessen Nachkommenschaft die nachherigen Markgrafen (Gaugrafen der Schweinfurter Markung) hervorgingen, die in Schweinfurt eine Burg hatten. Unter dem Markgrafen Berthold wird schon gegen das Jahr 1000 hin Schweinfurt eine Stadt (urbs) genannt, nicht mehr, wie früher, eine villa (Dorf). Bertholds Gemahlin hieß Heila oder Geila und ihr war Schweinfurt als Erbgedinge verschrieben.

Unter dem Mühlthore, wo es nach Mainberg geht, ist in der linken Seitenwand ein uralter Adler, das Wappen der Stadt, das noch von den Markgrafen herrühren soll, eingemauert. Dieser ist das Wahrzeichen der Stadt, das Volk nennt ihn nur „die Eule“, und jeder Handwerksbursche, der in Schweinfurt in Arbeit gestanden haben wollte, mußte früher die Eule kennen, die auf die Frage: „Eule, was machst du?“ „nichts“ antwortet. Eltern sagten ihren Kindern: „Frage doch die Eule, was sie macht, sie wird dir ‚nichts‘ antworten.“ Und unzähligemal geschah es noch vor etwa vierzig Jahren, daß man Kinder bei dem Bilde stehen sah, die dasselbe in ihrem Dialekt anriefen: „Eul, was mächst du?“ und stets antwortete sie — nichts! A. H.

Unglaublich. — Als der berühmte amerikanische General Philipp Sheridan die Hauptindianer besuchte, erzählte er ihnen mit Hilfe eines angeworbenen Dolmetschers von den Wundern der Eisenbahn und war sehr gespannt auf die Wirkung seiner Mitteilungen auf diese Naturkinder.

„Nun, was meinen die Leute?" fragte er nach einer Weile den Dolmetscher.

„Sie sagen, sie glauben es nicht," erwiderte dieser.

Sheridan beschrieb nun das Dampfboot, und der Dolmetscher übersetzte den Indianern wiederum seine Worte.

„Nun, was denken sie hierüber?" fragte der General, als er sah, daß die Gesichter der Indianer immer noch unbeweglich blieben.

„Sie sagen, das glauben sie auch nicht."

Hierauf gab der General eine Beschreibung des Telephons und setzte auseinander, wie ein Mann am Ende eines meilenlangen Drahtes mit einem anderen Manne sprechen könne, der am anderen Ende dieses Drahtes stehe; doch, nachdem Sheridan geendet, blieb diesmal der Dolmetscher stumm.

„Warum," fragte der General erstaunt, „übersetzt Ihr ihnen denn diese Geschichte nicht?"

„Weil ich die selbst nicht glaube," lautete die gewissenhafte Antwort. L. K.

Pfui, Herr Graf! — Bald nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus I. von Rußland (1825) wurde der Staatssekretär Turgenjeff, der Bruder des großen Schriftstellers, während er sich auf einer Erholungsreise in Frankreich und England befand, wegen freisinniger, angeblich revolutionärer schriftlicher Aeußerungen zum Tode verurteilt. Allgemein war man von seiner Unschuld überzeugt. Auch der preußische Exminister Freiherr v. Stein nahm lebhaften Anteil an dem Schicksal des ihm aus den Jahren 1812 bis 1815 befreundeten Mannes. Da besuchte ihn eines Tages auf seinem Landsitze Kappenberg der Graf Golosskin, der Mitglied des verurteilenden Gerichtshofs gewesen war. Sofort fragte Stein in seiner kurzen, schroffen Weise: „Auch Sie haben den Turgenjeff zum Tode verurteilt?"

„Ich kann es nicht leugnen," sagte Golosskin, dem diese Frage sehr unangenehm war.

„Hielten Sie ihn für einen Verbrecher?“

„Das war er wohl so eigentlich nicht.“

„Haben Sie auch die Akten sorgfältig geprüft?“

„Mein Gott, lieber Baron,“ lautete die verlegene Antwort, „die Akten waren in russischer Sprache geschrieben, und Sie wissen doch, ich bin im Auslande französisch erzogen worden!“

„Also haben Sie die Akten nicht einmal verstanden und ihn trotzdem zum Tode verurteilt?“

„Wir wußten ja, daß Turgenjeff sich auf Reisen und also in Sicherheit befand.“

Stein erhob sich jetzt, machte sein finsterstes Gesicht und rief empört: „Pfui, Herr Graf — pfui, Herr Graf — pfui, Herr Graf!“ Dann ging er raschen Schrittes zur Thüre, ohne den Russen noch eines Blickes zu würdigen, und ließ den bestürzten und beschämten Grafen allein. Derselbe atmete erst auf, als er sich außer Sehweite des Steinschen Gutes befand. D.

Ein Geschäftskniff. — Der berühmte französische Maler Millet († 1875) hatte in seiner Jugend mit großer Not zu kämpfen, und nur mit Mühe gelang es ihm, ab und zu eines seiner Bilder zu verkaufen. Er lebte damals in einem großen Hause im siebenten Stock und malte für einen spottbilligen Preis Porträts.

Da natürlich das Emporklettern der sieben Treppen wenig verlockend für das Publikum war, so verfiel er auf einen schlauen Gedanken. Er brachte unten vor seinem Hause ein Schild an, auf dem die Worte standen: „Hier werden Porträts gemalt, Preis zehn Franken, Atelier im dritten Stock.“ War das Opfer bis zu dem angegebenen Stockwerk gekommen, so fand es hier ein zweites Schild: „Porträts für zehn Franken, das Atelier ist in den fünften Stock verlegt worden.“ Nachdem der Aermste stöhnend und keuchend den fünften Stock erreicht hatte, fiel ihm ein neuer Zettel ins Auge, auf welchem er wiederum las: „Porträts für zehn Franken, das Atelier ist wegen Umbau in den siebenten Stock verlegt worden.“

Hatte der Kunde einmal so viel durchgemacht, so stieg er meist auch noch die zwei Treppen höher, und der strebsame Künstler bekam sein Bild bestellt. L–n.

Ueberlistet. — Als die Nachricht von der Seeschlacht bei Navarin (20. Oktober 1827), in welcher die türkische Flotte fast vollständig vernichtet wurde, in Konstantinopel eingetroffen war, begab sich der Großvezier Chosrew Pascha in den Palast, um dem Sultan die Schreckensbotschaft in der passendsten Weise beizubringen. Da er aber den gewaltthätigen Charakter Mahmuds II. kannte und fürchtete, so war er in Verlegenheit, wie er sich dabei anzustellen hätte, um den ersten Wutausbrüchen des Sultans zu entgehen. Zufällig traf er Abdullah, den Leibarzt des Sultans, und bat diesen, den Herrscher auf die mißliche Botschaft vorzubereiten. Da sich indessen Abdullah weigerte, einen so heiklen Auftrag zu übernehmen, so sagte Chosrew Pascha endlich seufzend: „Es bleibt mir also wirklich nichts übrig, als ihm die unangenehme Bescherung selbst zu überbringen."

Er begab sich nun in die Gemächer des Sultans, kehrte aber bald mit freudestrahlendem Gesicht zurück und sagte zu Abdullah: „Glücklicherweise hat er es ganz ruhig hingenommen, wir sind somit von einer großen Last befreit." Kaum war Chosrew Pascha fort, als der Arzt den Sultan aufsuchte und damit anfing, ihm sein Beileid auszusprechen. Der Sultan, dem Chosrew nicht ein Sterbenswort von Navarin erzählt hatte, verstand ihn anfangs gar nicht; Abdullah mußte sich deutlicher erklären, und nun geriet der Sultan in eine solche Wut, daß er alles, was ihm in die Hand kam, dem Unglücksboten an den Kopf warf. Abdullah suchte in aller Eile die Thür zu gewinnen; am Fuß der Treppe aber traf er Chosrew Pascha, der den Erstaunten spielte und mit verstellter Gutmütigkeit den schlechten Empfang beklagte, der dem Arzte zu teil geworden war. C. T.

Höflingsstil. — Früher hieß es im württembergischen Hof- und Staatskalender von dem regierenden Herzog wie von anderen Gliedern des herzoglichen Hauses: „Geboren an dem und dem Tage." Als aber der Franzose Graf v. Montmartin im Jahre 1758 unter dem Herzog Karl Eugen Kabinettsminister wurde, ließ er dafür setzen: „Haben die Anzahl der Hohen in der Welt vermehrt an dem und dem Tage." —d.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1069

